Biogr. C. 89 m/1

<36614262640016

<36614262640016

Bayer. Staatsbibliothek

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. Th. Creizenach, Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. Karl Gutzkow, N. Hadermann, Dr. Hecker, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, Dr. G. Lommel, Karl Matthy, Müller-Jochmus, August Nodnagel, Dr. Gabr. Riesser, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuselka, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Erster Band.

1

Bayerische Staatsbibliothek München

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

238.9

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Biogr. C. 89 m/1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

2 G

Inhalt des ersten Bandes.

			Seite
Arndt	von	N. Hadermann	163
Bekker	„	Eduard Duller	305
Hutten	„	Eduard Duller	1
Lafayette	„	W. Sauerwein	399
Laffitte	„	W. Sauerwein	145
Latour d'Auvergne	„	Georg Lommel	293
Lelewel	„	Müller=Jochmus	369
Pestalozzi	„	A. Rodnagel	103
Sickingen	„	Eduard Duller	1
Spee, Thomasius	„	Eduard Duller	305
Zschokke	„	A. Rodnagel	235

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

I. Band. 1. Lieferung.

Ulrich von Hutten u. Franz von Sickingen von Dr. E. Duller.
Pestalozzi von A. Nodnagel. Laffitte von W. Sauerwein.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Ulrich von Hutten

und

Franz von Sickingen.

Von

Eduard Duller.

„Um Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abricht,
Es brech oder gang,
Gotts Geist mich bezwang.“

„Ich habs gewagt!“

Ulrich von Hutten.

Ein frischer Frühlingswind wehet über unser Vaterland. Der Strom deutschen Lebens hat die Eisesdecke gesprengt, welche ihm ein harter Winter aufgejocht, und brausend schießt er dahin, allen Muthigen zur Lust, allen Feigen zum Schrecken, allen offenen und heimlichen Feinden des Fortschritts und des deutschen Volkes zum Trotz; ob sie den edlen Strom bannen und beschwören wollen, daß er still stehe, — sie vermögen ihn doch nicht aufzuhalten. Seht die alte Eiche, an deren Stamme mancher geknickter Zweig, kraftlos hin und wieder schwankend, zwischen Himmel und Erde hängt; der Frühlingswind löſ't solche Zweige vollends vom Stamme und trägt sie zur Erde nieder; aber die Eiche streckt frische Äste und Zweige in die Zukunft hinein und ihre alte Krone, prangend im jungen Grün, gen Himmel; ihr Mark ist gesund, ihre Wurzeln sind unverderbt, — es ist eine Lust, sie anzuschauen. Ja: Lenzeszeit ist wiedergekommen. Allerorten brechen die zarten würzigen Kräuter aus Schichten alten modernden Laubes hervor, als sollt' in ihrem Duft alles Kranke genesen und alles Greise sich verjüngen, und die Blumen, kaum der Erde entstiegen, öffnen ihre Kelche, als erwarteten sie den jungen Helden, der, leuchtend in seiner Schönheit, aus Waldeinsamkeit hervorschreitet, der all das Herrliche schafft und dem Alles

zur Herrlichkeit sein soll. Ja, er kommt, der junge feurige Held; und fragst du, wer er ist, den der Frühlingswind verkündigt, der den gefesselten Strom des Lebens befreit, dem alle Blumen blühen und duften, den alle Stimmen rufen und preisen? Es ist der deutsche Geist. In der Fülle seiner ewigen Jugendkraft tritt er zur alten Eiche und greift nach dem Adlerschild, der an ihr aufgehangen ist; auf dem bemoosten Steine der längstvergessenen Malstätte sitzt er nieder, den Schild an der Seite, das Schwert des Gesetzes aufgerichtet; die alten Rechte verkündigt er und ladet alle edlen Herzen zum Heerbann; denn im unblutigen Kampf, mit den Waffen der Gedanken, des Worts, der Schrift, soll das lebende Geschlecht des deutschen Vaterlands den Besitz der theuersten Güter theils erringen, theils vertheidigen, und dem künftigen überliefern. Und freudiger schlagen die Herzen, wenn sie auf das vergangene Geschlecht zurückblicken, welches nach demselben Ziele hin gerungen; die großen Seelen, die nichts Höheres kannten als ein freies Vaterland, sie leben uns noch, sie schreiten unserem Heerbann voran, die Gedanken, welche ihr ganzes Dasein erfüllten, sind die Banner, denen wir folgen. Aber noch sind ihre Gestalten, die geistigen Züge ihrer Charaktere bis jetzt dem Volke unsichtbar; nur ihre Namen umrauschen es. Bewegt vom Zauber dieser Namen, fühlt das Volk wohl, daß sie Losungen geworden sind. Noch gewaltiger weckt und wirkt die frische Anschau ihrer Leben. Wenn das Volk sie kennt, als stünden sie leibhaftig vor ihm und unter ihm, dann wachsen ihres Gleichen im Volke wieder; und eben das ist's, was Noth thut, wenn der Frühling, in dessen Herrlichkeit der deutsche Geist jetzt wieder hervorschreitet, in allen Blüten auch Fruchtkeime hinterlassen soll.

So blicke denn zurück, deutsches Volk, aus allen den mannigfachen Bewegungen und Strebungen der Gegenwart, welche deinen Drang nach Fortschritt, nach Erringung gesetzlicher Freiheit, nach Feststellung deiner geistigen Bedeutung, deiner sittlichen Größe und deiner Ehre

bekunden, blicke zurück auf einen Frühling, welcher dir vor drei Jahrhunderten erschienen war! Vor deines Geistes Augen möge er sich in seiner vollen Herrlichkeit wieder erneuern, und dein Selbstbewußtsein blühe frisch darin auf!

Ein langes stilles Wirken und Schaffen schwellender Kräfte, welche sich abmühten, die lastenden alten und veralteten Formen zu zersprengen, war diesem Geistesfrühling des sechszehnten Jahrhunderts vorangegangen, ein Kampf weniger Edlen gegen die Übermacht um die Rettung der ewigen unveräußerlichen Rechte des deutschen Volkes. Wohl sind diese wenigen Frühkämpfer unterlegen, und nur die Flammen ihrer Scheiterhaufen haben in der Nacht aufgeleuchtet, und aus solchen Flammen hat die Weissagung der sterbenden Wahrheitszeugen, die Weissagung vom kommenden Frühling, durch die schaurige Stille getönt.

Und diese Weissagung hat sich erfüllt. Das sechszehnte Jahrhundert stieg sonnig über Deutschland empor, und große Herzen, am Abend des funfzehnten gesät, sproßten auf aus dem heiligen Boden ihres Volkes, in welchem sie fest wurzelten; sie entfalteten Blüten, um welche uns jedes andere Volk der Erde beneiden darf. Mochte auch der Winter seine letzten Kräfte aufbieten, um die lang genug geübte Herrschaft auch ferner zu behaupten, — unter den grollenden Donnern der zusammenbrechenden greisen mittelalterlichen Weltordnung, unter den Blitzen des Vatikans, unter den kalten Regenschauern einer volksfeindlichen fremden Politik erschlossen sich diese Blüten in voller Pracht. Die heitre Sonne jener allgemein-menschlichen Bildung strahlte sie an, welche einst die griechische Schönheit und die römische Stärke beleuchtet hatte und welche nun auf das jungfräuliche Antlitz der deutschen Freiheit schien. Die Kraft des Glaubens und die Kraft der Wissenschaft erstanden in dieser Morgenröthe, Eine die Andre stützend, beide das innerste Recht der Persönlichkeit und des Volkes vertheidigend. Das ist die hohe Bedeutung jenes deutschen Volksfrühlings in

den ersten Jahrzehenden des sechszehnten Jahrhunderts. Da blühten die Willen, da trug das Wort schon den Fruchtkeim der That in sich, und wenn auch ein Leben wie eine geknickte Blüte sank, — es war doch nicht verloren, weil es die Entwickelung neuer Leben in sich trug!

Herrlich vor vielen anderen Männern steht in dieser Frühlingszeit des sechszehnten Jahrhunderts ein ritterlicher Vorfechter für deine Freiheit, Ehre und Größe da, deutsches Volk, — ein Mann, welcher dich mehr geliebt hat als alles, was ein Menschenherz lieben darf, welcher bis zum letzten Athemzug das ganze Dasein dir freudig hingegeben, welcher für dich gelitten und geduldet, welcher um deiner willen seines Leibes und Lebens unsicher geworden, um deiner willen den müden Leib heimathlos von Ort zu Ort geflüchtet, — kein Denkstein bezeichnet die Stätte auf der stillen Insel Ufnau im Züricher See, wo seine irdische Hülle ruht; aber sein Name, der Name Ulrich von Hutten wird solange als helllauter Wecker alles Muths, aller Freiheits- und Vaterlandsliebe schallen, als deutsche Herzen für deutsche Ehre höher schlagen und als deutsche Lippen, wenn die Würfel gefallen sind, wenn es das Höchste gilt, nicht beben, jenes Mannes Wahlspruch: „Ich habs gewagt" der Gefahr an die Stirne zu rufen. Dieses Mannes Leben und Streben will ich dir nun im Bilde zeigen, und neben ihm seinen Freund, den Ritter von der Ebernburg, Franz von Sickingen, dessen feste Schlösser „Herbergen der Gerechtigkeit" hießen, dessen hohen Sinn Niemand so durch und durch, wie Ulrich von Hutten, begriff, und welcher, gleichwie die Leben Beider sich innig durchdrungen und wechselseits ergänzt hatten, so auch des Freundes Untergang nur kurze Zeit überlebte.

Im Lande Franken, da wo es an Hessen gränzt, an des Speßharts äußerster nördlicher Spitze, zwei Meilen von Fulda, ragte auf hohem Felsen das Schloß Steckelberg, der Stammsitz des uralten, ehrenreichen Geschlechts der Ritter von Hutten. In diesem Felsenschlosse erblickte im Jahre 1488, an einem Tag im April (ungewiß, ob am 21. oder 22.) Ulrich von Hutten das Licht der Welt, der Erstgeborne aus der Ehe des Ritters Ulrich von Hutten mit Ottilie von Eberstein. Der Vater Ulrich war ein Edelmann vom alten Schlag, in mühevoller Arbeit des Krieges gehärtet, heftigen Gemüthes und schroffer Art; gar streng hielt er auf sein Herrenrecht im Hause; milden Sinnes, sänftigend vermittelnd trat die fromme Hausfrau Ottilie vor den herben Gatten und später zwischen ihn und ihr geliebtes erstgebornes Kind. Der Vater Ulrich aber blickte wohl manchen Tag finstren Blickes auf seinen Erstgebornen, wie dieser schwächlichen Leibes heranwuchs; maß er den zartgebauten Knaben, so dachte er: „Aus dem wird wohl nie ein Ritter; wie möchte der einst das Schlachtschwert schwingen, bei Wind und Wetter Tag und Nacht zu Rosse sein und durch mannliche Kriegsthat unseres Geschlechts alten Ruhm pflegen und mehren?" Und wenn er dann hinüber nach Fulda blickte, dem weit und breit wohlberufenen stattlichen Stift; da schien ihm dort der künftige rechte Aufenthalt für den jungen Ulrich zu sein, und seine Hausfrau stimmte bei, wenn er den Gedanken äußerte, daß der Erstgeborne aus ihrer Ehe in den geistlichen Stand treten sollte. Wohl mochte die Mutter des Himmels besonderen Segen für die Familie hoffen, wenn der Erstgeborne sein Leben dem Dienste der Kirche weihe, und wohl mochte der Vater ihn im Geiste schon auf dem Stuhle des Abbts sitzend, mit Ring und Stab geschmückt,

vor sich sehen. Demgemäß brachte er denn im Jahre 1499 seinen Sohn Ulrich nach Fulda zum Abbt Johann II., auf daß er in der Klosterschule unterrichtet und zum geistlichen Stande erzogen werde.

Mit freudigem Eifer ergriff und benützte der talentvolle Knabe die Gelegenheit, welche sich ihm in Fulda darbot, seinen Geist zu rüsten. Wie sonst ein Jüngling vom Adel voll Lust die ritterlichen Künste lernte, den Waffen- und Hofdienst, — diesem Ulrich galt die Bücherei als Waffensaal und Rennplatz; unverdrossen öffnete er sich die Schachte der todten Sprachen und es rauschten ihm daraus die lebendigen Bronnen einer Bildung, welche die Völker, die in jenen Sprachen geredet, überdauert hatte. Aus den Werken der griechischen und römischen Weisen, Staatsmänner, Redner, Geschichtschreiber und Dichter leuchteten seinen entzückten Blicken die großen Gedanken entgegen, welche die Menschheit bewegen; hier erkannte er eine Tugend, welche durch keine Furcht vor einem dunklen Jenseits bestimmt wurde, sondern um ihrer selbst willen auf dem sonnig-heiteren Boden des Diesseits in keuscher Würde dastand, — eine Religion, welche das Menschliche durch die Weihe der Kunst verklärte, — eine Freiheit, welche das ganze Dasein des Einzelmenschen durchdrang und welche die Seele der Vaterlandsliebe, die Mutter unsterblicher Thaten war. Wie zündeten diese Gedanken in des jungen Klosterschülers Gemüth! Wie erhellte sich sein Geist frühzeitig zu voller Klarheit des Urtheils, wie erstarkte sein Wille zu bestimmter Entschiedenheit, um all die Kräfte, deren ungestüme Regungen er empfand, für Thaten einzusetzen, welche jener Zeiten des Alterthums würdig seien! Da konnte er sich nun freilich innerhalb der Klostermauern nicht heimisch fühlen; je tiefer er sich in die geistigen Schätze des Alterthums versenkte, je mehr und mehr ihm aus den Studien derselben, den sogenannten „humanistischen" Studien, die freie und schöne Humanität d. i. Reinmenschlichkeit aufging und je inniger sie seine ganze jugendliche Seele durchdrang, um

so mehr graute ihm vor der Bestimmung, welche ihm seine Aeltern vorgezeichnet hatten, sein Leben als Mönch in stiller Zelle Tag für Tag bis zur letzten Stunde hinzufristen; um so brünstiger sehnte er sich aus dem Zwange heraus, um es frisch und frei zu verwerthen. Es war, als hätte er geahnt, daß die ganze Luft draußen in Deutschland schon eine „humanistische" geworden sei. Und so wars auch, seit Gutenberg den Buchdruck erfunden und seit die griechische Kaiserstadt Konstantinopel, diese tausendjährige Bewahrstätte der geistigen Schätze des griechischen Alterthums, von den Türken erobert worden war, seit die flüchtigen griechischen Gelehrten ins Abendland gekommen waren und jene Schätze in demselben zum Gemeingut, die alte Bildung als neues Bildungsmittel Deutschlands flüssig gemacht hatten. Allerorten rührten sich die Geister in Deutschland nun wie auf ein Losungswort; allerorten förderten sie die Schätze des klassischen Alterthums an den Tag; allerorten hatten die Edleren bereits frei und schön denken gelernt, sie konnten nicht anders, als frei und schön aussprechen, was sie dachten; das war ein ganz andres Denken und Sprechen als das in jenen starren Formen und Normen der mittelalterlichen Kirchenschulweisheit, welche die Schönheit als Sünde ausschlossen und die Freiheit als Hochverrath verdammten. Alle die Männer, welche diese traurigen Formen und Normen der neuen Bildung gegenüber noch hartnäckig aufrecht erhielten, standen für ihre eigene Existenz oder doch für ihren Vortheil, mindestens für die Behäbigkeit ihres Lebens; deßhalb wehrten sie sich mit allen Waffen und mit allen Künsten gegen die Ausbreitung jener humanistischen Richtung, welche alle besseren Köpfe und alle edleren Herzen in einer Schlachtreih' versammelte. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, der Kampf zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit, zwischen Stillstand und Fortschritt, zwischen Schein und Wahrheit, zwischen Unfreiheit und Freiheit. Dieser Kampf nun, der draußen in Deutschland entbrannt war, berührte auch den Klosterschüler Hutten. Er mit seiner ganzen glühenden Be-

geisterung für den Geist des Alterthums, — künftig ein Mönch, zur Thatlosigkeit verurtheilt! Vergeblich bemühte sich der Abbt Johann, ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen; ein wackrer schwäbischer Ritter, Eitelwolf von Stein, erkannte des jungen Huttens Wesen und Streben besser und sprach einst zu dem Abbt: „Und einen solchen Geist wolltest du zu Grunde richten?“ Aber der Wille des Vaters, welcher keinen Widerspruch duldete, drängte den Sohn um so mehr, je näher der Zeitpunkt heranrückte, da derselbe die Klostergelübde ablegen sollte. Ob jedoch der junge Hutten im Stift auch manche wohlwollende Freunde gefunden und ob er auch Grund hatte, den zum Nachfolger des Abbts bestimmten Hartmann von Kirchberg als einen Freund der Wissenschaften zu schätzen, — er sah im Kloster nur den Kerker und dachte: „ich verwüßte mich meiner Natur in einem andern Stand viel besser gottgefällig und der Welt ehrbarlich zu dienen;“ und so wollt' er sich denn auch nicht „durch Profeß oder Gehorsam verbinden und verstricken.“

Schon nahte indessen der Tag, an dem er zum Mönch eingekleidet werden und seine Freiheit für immer verlieren sollte; fünf Jahre hatte er bereits als Schüler im Stifte zu Fulda gelebt. Da faßte der Jüngling — (es war im Jahre 1504) einen kühnen Entschluß und führte ihn rasch aus. Er entfloh aus dem Kloster. Ohne Vermögen, von dem Zorn seines Vaters bedroht, das Herz wohl schwer bei dem Gedanken an Kummer und Thränen seiner geliebten frommen Mutter, stand er allein da, schritt er frischen Muthes, festen Vertrauens der Zukunft entgegen; wie unsicher sie auch war, ob ihm Glück oder Untergang bevorstand, — er athmete doch die Luft der Freiheit und stärker sich fühlend in ihr, konnte er damals zum erstenmal freudig seinen Wahlspruch: „Ich habs gewagt“ in die Welt hinausrufen.

Ulrich von Hutten wandte sich zunächst nach Erfurt. Dort blühte eine hohe Schule, und diese wars, die ihn anzog. Sie wurde ihm Freistätte und Vaterhaus; hier fand er Freunde, deren Geist, deren Wollen

und Streben mit dem seinigen übereinstimmte, den gelehrten, heiteren, witzigen Thüringer Crotus Rubianus und den reichbegabten, edlen Hessen (aus Frankenberg) Eoban Heß, dessen schöner Dichtergeist späterhin die herrlichsten Blüten entfaltete. Durch Crotus Rubianus lernte Ulrich von Hutten die Thorheiten der altmodischen Gelehrten und die Verkehrtheiten der Mönche kennen und verspotten, mit Eoban Heß wetteiferte er in sorglicher Pflege der Rede- und Dichtkunst, im Erlernen der Gewandtheit zierlichen Ausdrucks. Hier in Erfurt, im traulichen Umgang mit Gleichgesinnten, deren Freundschaft alle Wechselfälle seines Lebens durchdauerte, in der vollen Begeisterung des Studiums der Alten, in der vollen Blüte der Gesundheit, in der vollen Kraft der jugendlichen Hoffnung, da das Leben wie ein lachender Garten vor ihm ausgebreitet lag, die Freiheit genießend und sie zur Arbeit nützend, an der Schönheit unsterblicher Geisteswerke sich sonnend und bildend und zum schönen Kampf für die Freiheit erstarkend, sah Ulrich von Hutten die heitersten Tage seines Lebens verfließen. Er bedurfte wenig, und was er bedurfte, das schaffte ihm die Fürsorge edler Gönner, welche seinen hochstrebenden Geist schätzten, jenes Ritters Eitelwolf von Stein, und der wackren Vettern Frobin und Ludwig von Hutten. Zur selben Zeit aber, da der Edelmannssohn Ulrich von Hutten, dem Willen seines Vaters trotzend, den Fesseln des Mönchthums entronnen in Erfurt die Wonne der Freiheit in vollen Zügen genoß, zur selben Zeit trat in Erfurt ein Magister und Lehrer der hohen Schule, der Bergmannssohn Martin Luther, gleichfalls im Widerspruch mit dem Willen des Vaters, in ein Kloster, in das des Augustinerordens; wie der junge Hutten klar und entschieden aus der schwülen Luft der geistlichen Denkweise herausschritt, um der Welt anzugehören, so verschloß sich der fünf Jahre ältere Martin Luther, unbefriedigt von allem weltlichen Wissen und Lernen, in der einsamen Zelle, festen Willens, den flüchtigen Freuden der Welt zu ent-

sagen, jede Büßung, jede Erniedrigung, welche ihm die Ordenszucht gebot, freudig auf sich nehmend, er versenkte sich wie in Verzweiflung in den blinden Gehorsam und rang mit aller Inbrunst des Herzens nach der Kraft, im unbedingten Glauben völlig aufgehen zu können. Wohl mochte Hutten von dem Magister Luther gehört haben, der im Augustinerkloster zu Erfurt verschwunden war, doch sahen sich die beiden Männer nicht, deren Richtungen damals so durchaus entgegengesetzt waren. Und doch schritten sie beide später auf einer und derselben Bahn, Hutten, der jüngere, voran, ritterlich feurig, ungestüm, Luther nicht minder begeistert, mit eiserner Willenskraft ausdauernd; sie begrüßten, sie schätzten sich später, sie kannten und priesen Einer des Andern ganzen Werth. Wie aber die Ausgangspunkte beider Männer verschieden, so sollten's auch die Endpunkte ihrer Schicksale sein.

Nur kurze Frist, nur ein Jahr war Ulrich von Huttens heitrem Glück in Erfurt gestellt. Eine furchtbare Seuche begann daselbst um die Erntezeit des Jahres 1505 Leben an Leben rasch hinzumähen. Da flohen die Lehrer der Hochschule, da flohen die Jünglinge die theure Stadt; da wanderte auch Hutten mit seinem Freund und Lehrer Crotus Rubianus aus dem schönen Thüringerland an den Rheinstrom, dem uralten Köln zu, wo seit einem Jahrhundert (1388) gleichfalls die Pforten einer hohen Schule offen standen. Aber drinnen in ihren Sälen wars dunkel und unheimlich, da saßen auf den Lehrstühlen gar ernste und finstre Männer, auf deren Antlitz nie ein Lächeln kam; sie saßen da vor den Schülern als untrügliche Meister und lehrten sie nicht die klaren Bronnen des Lebens finden, sondern sie zauberten aus Wust und Dust eine seltsame Gedankenwelt um sie her; sie erschufen Sätze und Gegensätze, sie lehrten, wie man den selbstgeschaffenen Satz mit allen Künsten der Spitzfindigkeit angreifen, umzingeln und vernichten, ja wie man ihn in seinen Gegensatz verwandeln könne, wie man den Begriff zerlegt und zerfa-

sert und aus all den Fasern einen neuen zusammendreht. Und wozu dieß Spiel? Denn Weisheitskunst kann man's nicht nennen. Zu dem End und Zweck, daß die Herren dem Volke glaubhaft machten: alle Willkür lasse sich, und sei sie noch so unnatürlich, durch die Gesetze des Denkens beweisen und also rechtfertigen; es war eine Schule für alle die, welche dereinst in der großen Willkürherrschaft der Hierarchie dienen oder herrschen sollten, eine Schule, worin sie den Mantel der Ehrwürdigkeit spinnen und weben lernten, in welchem sie dann vor dem armen Volk wie höhere Wesen einhergingen; aber der Mantel bedeckte nur ihres Geistes Blöße und die Schlechtigkeit ihrer Sache. Solche Kunst, die von den geistlichen Dunkelmännern jener Zeit geübt und gelehrt ward, hieß die Scholastik; sie hätte wohl auch so recht die „schwarze Kunst" heißen können, denn wenn sie auch keinen Geist ins Leben zu rufen verstand, so vermochte sie doch genug Gespenster heraufzubeschwören, die Gespenster des Wahns, des Aberglaubens, der Glaubenstyrannei, der Verketzerung, und die bösen Geister des Gelehrtendünkels, der Eitelkeit, der Eifersucht, der Selbstsucht spukten nebenbei gewaltig genug; während dabei der Geist in Uebung nichtsnutzender Künste, im webenden Dämmer eines Scheinlebens verkrüppelte und unfähig gemacht wurde, seine Kraft naturgemäß zu entwickeln, sein wahres Ziel zu erkennen und seine Bestimmung zu erfüllen, verschwand auch die Schönheit aus der entwürdigten Wissenschaft, und die Sprache der Gelehrsamkeit, welche das allgemein verständliche Organ der Weltbildung sein sollte, die lateinische, verlor ihren Adel; der inneren Unwahrheit konnte kein edler Ausdruck entsprechen. Diese Scholastik, welche den Fortschritt des Geistes, den sie nicht zu fassen vermochte, mit aller Erbitterung, und zwar nicht bloß in den Hörsälen der Schulen und mit Schriften in einem barbarischen Latein, sondern auch draußen im Leben mit den gefährlicheren Waffen der geistlichen Weltmacht, mit Kirchenbann und Glaubensgericht bekämpfte, — diese

Scholastik also fand Ulrich von Hutten in Köln, und als ihre Vorfechter den Ketzermeister Jakob Hoogstraaten, Prior der Dominikaner, Arnold von Tungern und Ortuin Gratius.

Was sollte nun Hutten inmitten dieser Scholastik, inmitten dieses Bollwerks des Mönchthums, er, der kaum dem Kloster entronnen war? War sein Aufenthalt in Köln nicht zwecklos? Nein, er war's nicht! Hutten mußte die mächtigen Feinde, welche die neue humanistische Richtung, das Wiederaufleben der Wissenschaften und der Dichtkunst, das Streben des deutschen Geistes nach Freiheit so unversöhnlich bekämpften, diese Dunkelmänner mußte er in ihrem eigenen Lager kennen lernen, all ihre Schwächen mußte er in der Nähe belauschen, ihre ganze Denk- und Redeweise, ihre Fechterkünste mußte er an Ort und Stelle genau studiren, um sie dann mit ihren eigenen Waffen schlagen, durch getreue Nachahmung ihrer Begriffe und Redensarten dem Spotte preisgeben und so diese Uebermüthigen, welche sich unbezwinglich dünkten, vernichten zu können. Das war Huttens Aufgabe, das war die erste That, die er zu thun hatte; dazu war sein Aufenthalt in Köln nütze. Als er sich im Jahre 1505 in Köln befand, ahnte er freilich selbst noch nicht, daß er den großen Kampf seines Lebens gegen die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes mit einem ritterlichen Kampf gegen die Dunkelmänner zu Köln eröffnen werde. Doch empfing er damals bereits den Antrieb dazu. Da sah und sprach er manchen freigesinnten Mann, der jenen Scholastikern, Dunkelmännern und Ketzermeistern kühn entgegentrat oder den Verfall der Kirche und die schlechte Zucht der übermächtigen Geistlichkeit mit beißendem Witz verspottete. Ein solcher Mann war der Straßburger Sebastian Brandt (geb. 1458), ein derber Volksmann, der schon im J. 1494 sein Narrenschiff („Neu-Schiff in Narragonien") in Basel hatte erscheinen lassen, ein solcher Mann war Johann Rhagius Aesticampianus, Huttens Lehrer in Köln. Der Letztere erfuhr den vollen Grimm der Dunkelmänner, welche

es ihm nicht verzeihen konnten, daß er die großen Alten Griechenlands und Roms der Jugend Deutschlands mit freiem Geist erklärte und so dazu beitrug, daß sie sich mit Widerwillen von dem scholastischen Wust abwandte. Nun seht, welche Macht und Gewalt die Dunkelmänner hatten! Sie beschuldigten den Rhagius Aesticampianus: er verführe die Jugend durch falsche Lehren, sie rasteten nicht, bis er auf zehn Jahre aus Köln verbannt ward. Da griff der wackre Mann zum Wanderstabe und zog im Jahre 1506 weithin gen Osten nach Frankfurt an der Oder, wo Kurfürst Joachim I. von Brandenburg zubenannt „Nestor," ein eifriger Freund der Wissenschaften, welchem Huttens väterlicher Gönner Eitelwolf von Stein als treuer Rath zur Seite stand, eine hohe Schule gründete. Sie wurde am 27. April des Jahres 1506 durch Bischof Dieterich von Bülow, ihren ersten Kanzler, feierlich eingeweiht und mehr als tausend Jünglinge und Männer ließen sich als akademische Bürger einschreiben.

Der Einweihung der Hochschule wohnte auch Ulrich von Hutten bei, welcher seinen Freund und Lehrer Aesticampianus nach Frankfurt an der Oder begleitet hatte; ein achtzehnjähriger Jüngling erwarb Hutten beim ersten Preiskampf um jene gelehrten Würden, welche die Hochschule zu ertheilen hatte, die eines Magisters. Hier in Frankfurt an der Oder trat er zuerst als Dichter auf; in gewandten und zierlichen lateinischen Versen schilderte er das „Lob der Mark" und den Glanz der Stadt Frankfurt mit ihrer neuen Pflanzstätte der Bildung; in dankbarer Anerkennung des Einflusses, welchen Aesticampianus auf ihn geübt, bezeichnete sich der Verfasser als dessen Schüler. Sein Aufenthalt in Frankfurt dauerte drei Jahre und während dieser Zeit erfreute er sich der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens des Kanzlers der hohen Schule, des Bischofs Dieterich von Bülow, und der Gunst des Markgrafen Albrecht (jüngeren Bruders des Kurfürsten), welcher späterhin Erzbischof zu Magdeburg und Bischof zu Halberstadt,

endlich (im Jahre 1514) Erzbischof und Kurfürst von Mainz und Kardinal wurde. Glücklich fühlte sich Hutten während dieser Zeit durch die väterliche Freundschaft Eitelwolfs von Stein, durch die Achtung und das Vertrauen, welches ihm seine Lehrer Vigilantius und Trebelius bewiesen, durch den Umgang mit edlen Jünglingen, unter denen besonders die beiden Brüder Johann und Alexander von der Osthen seinem Herzen am nächsten standen. Aber all sein freudiges Streben und Schaffen, all die heitere Geselligkeit unterbrach ein schweres Siechthum, dessen Keim Hutten in Frankfurt empfing und sein ganzes Leben lang bis zum allzufrühen Tode in sich trug, ein Siechthum, welches sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts pestartig durch ganz Europa verbreitet und in der Mark Brandenburg insbesondere seit dem Jahre 1493 zahlreiche Opfer ergriffen hatte. Lähmung, ein Knochenauswuchs am linken Schienbein, Gliederzittern und ein viertägiges Fieber waren die Leiden, womit er in Folge der unseligen Seuche zu kämpfen hatte, und späterhin, als sich zahllose Feinde gegen ihn, den Kämpfer für Freiheit, erhoben, gesellte sich zu diesen körperlichen Qualen auch die Verläumdung, welche ihm sinnliche Ausschweifungen als Quelle seines Siechthums beimaß. Aber, welche Mühe sie sich auch gab, es ist ihr nicht gelungen, Huttens Andenken durch Schmutz zu entstellen. Die Nachwelt erblickt diesen Charakter in seiner geistigen Reinheit und jeder, der die Bedeutung seines Lebens ermißt, kann nur um so mehr das tiefe Unglück beklagen, welches dies Leben allzufrüh untergrub.

Hutten war nicht der Mann, in einem stillen Kreise lange auszuhalten. Ihn bewegte ein unruhiger Wandertrieb von Ort zu Ort; man möchte sagen: derselbe Wandertrieb, welcher das ganze germanische Geschlecht unaufhaltsam gedrängt, derselbe Wandertrieb, welcher die Erfindung Gutenbergs über die ganze Erde getragen, war in ihm aufs Entschiedenste vorherrschend, — anfangs als Lust, Länder und Menschen kennen zu lernen, und bald hier, bald dort, wo berühmte Männer lehrten, in ihrem

lebendigen Wort die zerstreuten Schätze des menschlichen Geistes zu empfangen und sich anzueignen, — späterhin aber, nachdem er gereift und vollbewußt dastand, als seine **Bestimmung**, gleichwie der Sämann auf dem Felde nicht stille stehen darf, sondern rastlos auf- und niederwandeln muß. Siechen Leibes verließ **Hutten** im Jahre 1509 **Frankfurt an der Oder** und wandte sich nach **Pommern**, wo ihm Freunde wohnten, die er in jener Stadt gewonnen; jene beiden Brüder von der Osthen und Valentin Stoientin, welcher schon im Jahre 1510 des Herzogs Boguslav X. Geheimschreiber war und später dessen Rath wurde, waren Pommern. Auf einer Ostseefahrt litt Hutten Schiffbruch; habelos und krank, von viertägigem Fieber geschüttelt, wanderte er von Dorf zu Dorf, fand in Bauernhütten Nachtlager, oder übernachtete — es war im Herbst — unter freiem Himmel. So kam er, sein Brod erbettelnd, um nicht zu verhungern, krank und elend nach **Greifswalde**, wo Heinrich Bukow, Lehrer des Rechts an der dortigen Hochschule und damals Rektor derselben, den völlig vermögenslosen Dichter unentgeltlich in das Verzeichniß der akademischen Bürger einschrieb. Bald fand er gastliche Aufnahme bei den beiden **Lötz**, von denen der Vater Wedag Bürgermeister, der Sohn Henning Lehrer des Rechts, Kanonikus der Kollegiatkirche zu St. Nikolaus und Verwalter des General-Offizialats des Kaminschen Bischofs zwischen der Swinne und Oder war. Beide Lötz galten viel beim Herzoge von Pommern, noch mehr in der Stadt. Bald erfuhr Hutten, daß sie ihn ihr Uebergewicht, ihren Einfluß, ihre Mildthätigkeit und — seine Armuth fühlen lassen wollten. Er ertrug's nicht lange und wollte von dannen; Henning Lötz verweigerte ihm jedoch Anfangs die Erlaubniß, weil Hutten in seiner Schuld stehe; endlich gewährte er sie, und mit geringer Habe — das Werthvollste waren seine Gedichte, — wanderte nun **Hutten** an einem Dezembermorgen des Jahres 1509 bei strenger Kälte zum Thore Greifswalde's hinaus, um sich nach **Rostock** zu begeben. Aber kaum hat er die Stadt ver-

lassen und ist eben über einen gefrornen Sumpf gegangen, als ihn bewaffnete Diener der Lötze erreichen; sie fordern von ihm: alles, was er bei sich habe, zumal die Kleider, soll er als fremdes, geborgtes Gut herausgeben, und als er um Schonung fleht, verhöhnen sie ihn, reißen ihm die Kleider vom Leibe, spotten sein: „Warte nur, bald wird's mit Dir ganz gut werden," setzen ihm, da er laut aufschreit, die Lanzenspitze an die Brust; noch ein Laut — drohen sie — so werde er durchbohrt; dann mißhandeln sie ihn und eilen mit seinen Kleidern, mit seinen Liedern fort. Nackt in Frost und Fieberschauern, rafft er sich auf; ein Bettler, den der letzte Tröster, der Tod flieht, wandert er weiter und kommt nach Rostock. Da nimmt ihn eine armselige Kammer auf, und von einem schlechten Lager aus sendet er nun Verse als Boten seines Elends an die Lehrer der dortigen Hochschule; diese Verse, Herolde seines Talentes, gewinnen ihm die Herzen; Egbert Harlem, Lehrer der Weltweisheit, sucht ihn auf seinem elenden Lager auf, bringt ihn mitleidig unter sein wirthliches Dach und theilt seinen Tisch mit ihm. Da genest der kranke Dichter wieder und wendet sich mit frischem Muth auf's Neue wissenschaftlicher Beschäftigung zu; er erklärt den studirenden Jünglingen, welche sich um ihn versammeln, die Schriftsteller des Alterthums. — Seine Erbitterung über das erlittene Unrecht aber drückte er in lateinischen Gedichten aus, in den „zwei Büchern der Klagen" („querelarum libri duo"), welche mit schneidender Schärfe die Lötze in ihrer ganzen Feindschaft gegen alle Dichter zeichneten. Diese Richtung wurde nun bei ihm vorherrschend: das Unrecht, wo er es irgend fand, vor die Oeffentlichkeit zu ziehen und mit allen Waffen seines Geistes, mit dem ganzen Ernst edlen Zorns, sowie mit zermalmendem Spott zu bekämpfen. Man bewunderte in diesen und ähnlichen seiner Zorn-, Klage- und Spottschriften die Meisterschaft des Denkers, der seine Gründe wie ein Feldherr ordnete, vertheilte, einige offen gegen die Stirn des Feindes anrücken und zugleich andere aus dem Hinterhalt auf ihn hervorbrechen ließ, man bewunderte die Vollendung der

sprachlichen und dichterischen Form; Hutten's Name hatte bei allen Gelehrten, welche der freieren Richtung angehörten, einen guten Klang, und sowie er kühn und begeistert als ritterlicher Vertheidiger derselben auftrat, erschien er allmälig vor der öffentlichen Meinung auch als Anwalt aller Derjenigen, die unter des Unrechts Gewalt litten.

Auch in Rostock hielt sich Hutten nicht lange auf; schon im Jahre 1510 ging er nach Wittenberg, wo ihn Balthasar zum Fach (Phacchus) gastfreundlich aufnahm. Von hier aus wendete er sich brieflich an seinen Freund Crotus Rubianus, welcher mittlerweile eine Stellung als Lehrer in Fulda gefunden hatte, und durch ihn erfuhr er nun die Gesinnungen seines Vaters und der Mönche zu Fulda gegen ihn. Die Letzteren liebten und schätzten ihn, setzten große Hoffnungen auf ihn und versprachen, ihn bei seinen Studien auf's Beste zu unterstützen, wenn er in's Stift zurückkehre. Der Vater dachte anders über seinen in der Welt umherirrenden Sohn, als er von ihm sprach. War er mit den Mönchen zusammen, so schwur er hoch und theuer, er werde seinen Sohn in's Kloster zurückbringen, sonst wolle er seine Hand gänzlich von ihm abziehen; er lachte spöttisch über Ulrichs Studien, und konnte doch nicht satt werden, dessen Lob zu hören. Beim Vespertrunk aber ließ er sich wohl auch vertraulich unter vier Augen vernehmen, er gäbe vieles darum, wenn sein Sohn nicht so lange Zeit im Kloster zugebracht hätte, er glaube selbst nicht, daß ein guter Mönch aus ihm geworden wäre, und er würde es gerne sehen, wenn sich sein Sohn der Rechtsgelehrsamkeit widme, in diesem Falle würde er ihn zu einem Verwandten nach Italien schicken, welcher sich darin einen bedeutenden Namen erworben habe. Jedenfalls dachte er milder über das, was nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern war; es ärgerte ihn nur, daß sich sein Sohn mit Wissenschaften abgab, welche in seinen, des Vaters, Augen unnütz waren; da sein Sohn weder Kriegsmann, noch Mönch geworden, so wollte er ihn wenigstens in dem dritten Stande sehen, welcher damals vorzugsweise Ansehen und Einfluß behauptete, in der Stellung

eines Rechtsgelehrten. Dieser Wunsch des Vaters machte nun auf Ulrich von Hutten allerdings Eindruck.

Zunächst ging er jedoch von Wittenberg, nach einem halbjährigen Aufenthalt daselbst, ohne Vermögen, ohne Aussicht, auf gut Glück nach Böhmen und Mähren, wo er am Hofe des Bischofs von Olmütz ehrenvolle Aufnahme fand und stattlich beschenkt ward, dann nach Wien, wo ihn der Schweizer Joachim von Wall (genannt Vadianus) und mehrere andere Freunde der Wissenschaften mit hoher Achtung empfingen. In Wittenberg hatte Hutten ein Lehrgedicht „von der Verskunst" („de arte versificatoria") geschrieben und darin seinem Ruf als Dichter gleichsam noch das Siegel der Lehrerschaft aufgedrückt. Auf dem Wege nach Wien, wo sich die Hofburg der Habsburger erhob, deren Sprößling Maximilian I. die deutsche Kaiserkrone trug, schrieb Hutten auf einzelne Blätter ein Gedicht an diesen Kaiser, einen Aufruf an ihn, den wider die Republik Venedig begonnenen Krieg fortzuführen („ad invictissimum principem Maximilianum, ut bellum in Venetos coeptum prosequatur, exhortatorium"). Eine glühende Begeisterung für die Ehre deutscher Nation hatte ihn erfaßt, als er sich der Stadt näherte, wo der Kaiser inmitten seiner Erblande saß. Voll kühner ritterlicher Gedanken wollte dieser Kaiser die Kräfte des Reiches mächtig bewegen, um den deutschen Namen in Italien zur Geltung zu bringen, und war doch gleichwohl, weil eben diese Kräfte, jede für sich hin strebend, den Mittelpunkt flohen, nicht im Stande, dem trotzigen Uebermuth Venedigs die Spitze zu bieten; er hatte sich mit dem kriegerischen Papst Julius II., mit König Ludwig XII. von Frankreich und mit Ferdinand dem Katholischen von Spanien zu Cambray gegen die stolze Republik verbünden müssen. Dieser Zustand war's, dessen Betrachtung Hutten's feurige Seele tief ergriff; mit dem Aufruf an den Kaiser trat er zuerst aus dem Kreise rein persönlicher und gelehrter Interessen in den weiteren der vaterländischen hinaus, auf den Schauplatz seines eigentlichen Berufes; das Vaterland war's, wel-

chem sein ganzes Leben mit allen Naturgaben und Errungenschaften gehörte; auf's Vaterland, sowie ihm einmal diese höchste Bestimmung seines Daseins aufgegangen, bezog er fortan alles, was er hoch und heilig hielt; hier wurzelte seine Liebe; aller persönliche Haß ging ihm auf in dem größeren edleren Haß gegen die Feinde des Vaterlandes, und je weiter sein Bildungsgang sich entwickelte, je mächtiger die Gegensätze der alten und der neuen Zeit zu einer Entscheidung drängten, um so klarer wurde es ihm, daß die Ehre des Vaterlandes nur in dessen Freiheit enthalten sei, und alle seine Strebungen mußten dann in der *einen* Richtung zusammentreffen: durch Erringung der Freiheit für Deutschland die Ehre der Nation zu erkämpfen.

Auch in *Wien* war *Hutten's* Bleiben nicht lang; er ging nach *Italien*, auf jenen Boden, der, seit es eine deutsche Geschichte gibt, wie mit einem wunderbaren Zauber die Deutschen angezogen hat. Bei *Hutten* wirkte Vieles zusammen, um ihn zu bestimmen, nach Italien zu wandern, — für's Erste der Reiz, die Erde zu betreten, auf welcher einst die großen Dichter, Staatsmänner und Geschichtschreiber gewandelt waren, deren aus langer Vergessenheit hervorgezogenen Werken sich alle edleren Geister Deutschlands damals zugewandt hatten, — für's Zweite aber auch der Gedanke an den Wunsch seines Vaters: sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen; und gewiß war es Hutten selbst damals Ernst, sich dadurch eine bürgerliche Stellung im Sinne des Vaters zu gründen. Da war nun leider Italien für einen Deutschen das Land, wo die Wissenschaft jenes Rechts, welches seine Herrschaft über Deutschland unaufhaltsam ausbreitete, die des *römischen* nämlich, auf's Gründlichste erworben werden konnte. Laßt uns damit das römische Recht *als solches* nicht gering achten; enthält es doch eine reiche Fülle von wissenschaftlichem Scharfsinn; aber wir *Deutsche* konnten seiner entbehren, da wir ein Recht haben, das aus dem Kern unseres Volksthums hervorgewachsen ist und für den Adel unserer eigenen Art ein immerwährend Zeugniß gibt. Das römische Recht kam nach Deutschland als Feind des Volks-

thums und der Freiheit, und als solcher war es mit gutem Fug allen schlichten Herzen verhaßt; schon deßwegen, weil es die letzten Reste der selbsteigenen Rechtsschöpfung und Urtheilfindung im Volke, das Rechtsbewußtsein des Volkes bei Seite schob und einen eigenen Stand, eine neue Klasse von Bevorrechteten in den Juristen erschuf. Das ist nun auch wieder bedeutungsvoll, und da erkennt ihr im Zufälligen etwas Nothwendiges: Hutten geht nach Italien und studirt das fremde Recht, er, welcher für das Recht des deutschen Volkes begeistert ist, wie wenig Andere! In der Folge waren es gerade die römischen Juristen, die er bekämpfte; im Jahre 1512 sehen wir ihn selbst bei den Juristen Italiens lernen. Das macht: er mußte sie von Grund aus kennen, damit er sie später bekämpfen konnte, ob er's auch freilich damals, da er bei ihnen lernte, noch selber nicht wußte, daß und wie er sie einst bekämpfen würde. Es war gerade dasselbe Verhältniß, wie bei den Dunkelmännern; die Scholastik, welche diese umfangen hielt, umstrickte auch die Juristen.

Im April des Jahres 1512 war Hutten in Pavia; wie sein ganzes Leben gleichsam nur ein großer Apriltag voll Wechsel von Sonnenschein und Stürmen; so war's auch sein Aufenthalt in Italien; kaum ein Vierteljahr verlebte er in Ruhe den Studien des Rechts, als der Krieg ihn daraus aufstörte. Die Verbindung von Cambray hatte sich — aus Eifersucht gegen das Uebergewicht der Franzosen in Italien — aufgelöst und der Papst mit Venedig, Spanien und der Schweiz die sogenannte „heilige Liga" gegen Frankreich geschlossen; auch England und selbst Kaiser Maximilian standen jetzt gegen diese Macht; die Politik, welche seither die Welt beherrscht, die Politik, welche Eide schwört und sich vom nächsten Augenblick der Eide entbinden läßt, die Politik der Treulosigkeit, die Gott sei Dank wenigstens kein Geschöpf Deutschlands ist, wenn sie auch Deutschland nach langem Widerstand, gleichfalls überzogen hat, diese nichtsnutzige „wälsche Praktik" stand damals in voller Blüte. Der Papst nannte die Schweizer, welche sich für gutes Geld heute auf diese und

morgen auf jene Seite stellten, „Vertheidiger des katholischen Glaubens!“ Diese belagerten nun Pavia, welches die Franzosen bisher besetzt gehalten hatten. Zwischen beiden, den Franzosen und den Schweizern, stand Hutten, ein rechtes Bild des Deutschen; — beide mißhandelten ihn, zuerst die Franzosen, als sie Herren in Pavia waren, weil er ein Deutscher war, dann die Schweizer, als sie Meister wurden, weil sie einem Deutschen zutrauten, er habe es mit den Franzosen gehalten; diesen Deutschen kannten sie freilich nicht! Hutten entfloh aus Pavia nach Bologna, wohin damals der Kardinal von Gurk, ein Deutscher (Matthäus Lang), als Gesandter des Kaisers an den Papst kam. Hutten, welcher sich in großer Noth befand, wünschte in dessen Gefolg aufgenommen zu werden, wurde jedoch abgewiesen und sah sich genöthigt, im Heere des Kaisers als gemeiner Soldat Dienste zu nehmen. Als solcher machte er im Jahre 1513 die Belagerung von Pavia mit und hatte Entbehrungen und Mühsal jeder Art in reichem Maße zu erdulden. Bald zwang ihn übrigens ein Auswuchs an der linken Ferse, aus dem Heere zu scheiden. Er ging nach Deutschland zurück und begab sich nach Ems, um durch den Gebrauch der dortigen Heilquellen seine Gesundheit wieder herzustellen.

Indessen war sein Aufenthalt in Italien von wesentlichem Einfluß auf die entschiedenste Ausprägung seines Charakters gewesen. Fern vom Vaterlande und mitten unter den Feinden desselben lebend, erstarkte er in Liebe zum Ersteren und im Haß gegen die Letzteren; jedes Ereigniß des Krieges und der Politik, welches Deutschlands Interesse berührte, setzte seine feurige Seele in Bewegung und in zahlreichen kleineren Gedichten strömte er seine Empfindungen aus. Da sprühten Zorn- und Witzfunken auf die Venezianer und Franzosen, da leuchteten die Wappenschilde des Adlers, der Lilien und der mailändischen Schlange vom Widerschein seines Geistes, da pries er den tapfern deutschen Feldhauptmann Jakob von Ems, der in der Schlacht bei Ravenna 1512 den Heldentod starb; da grollte er, als sich seine Landsleute eines Ver-

raths schuldig gemacht, daß mit der Treue der Ruhm verloren sei; da schleuderte er kühn dem Papst Julius II. die Anklage der Treulosigkeit in's Antlitz, er rief den christlichen Fürsten zu, ob sie denn aller Scham und Klugheit bar geworden, daß sie sich zu ihrem eigenen Verderben von diesem schwerttragenden Julius bethören ließen? er beschwor das Schicksal, es möge Rom einen Brutus gegen diesen Julius erwecken, er nannte ihn den Kaufmann, der den Himmel verkauft, den er doch selbst nicht habe. Diese Kühnheit, welche den geistlichen Herren der Welt in seinem Vatikan angriff, war zunächst patriotischer Art; Hutten sah in dem kriegerischen Papst den Feind des deutschen Kaisers, den Feind der deutschen Nation, und die zorn- und witzfunkelnden Epigramme gegen den Papst widmete er dem Kaiser, in welchem er den höchsten Vertreter der deutschen Ehre erblickte. Dieser Gedanke haftete lange in ihm; auch späterhin, als er alle Gebrechen der vaterländischen Zustände scharfen Blickes durchschaute, setzte er die Hoffnung der Abhülfe auf das Reichsoberhaupt, so lang es irgend möglich war, eine solche Hoffnung zu hegen. Indem er aber Julius II. so schonungslos angriff, hatte er bereits wieder einen für die Richtung seines ganzen Lebens entscheidenden Wurf gethan; er hatte begonnen, nicht einen einzelnen Papst, sondern das Papstthum selbst des uralten Heiligenscheins zu entkleiden. Späterhin war's ein Kampf auf Leben und Tod, den er, ein armer deutscher Rittersmann, mit einer durch Jahrhunderte befestigten Autorität begann, ein Kampf für die Befreiung der Menschheit, zu dem ihn einzig und allein die Liebe für's deutsche Volk begeisterte. Wie ganz und gar diese Liebe sein Dasein durchdrang, das gibt sich zumal in seinem herrlichen Gedicht kund, welches er betitelte: „Warum unsere Landsleute von jener alten Herrlichkeit der Deutschen noch nicht entartet seien;" da pries er die Sittlichkeit seines Volkes im Gegensatz zu den Lastern Wälschlands und Roms, die Künste, den Gewerbfleiß, die Wissenschaften, die Erfindungen seines Volks, insbesondere die des Buchdrucks;

diese eine (sprach er) wiegt alle Erfindungen italienischen Scharfsinns auf, diesen Ruhm müssen sie uns lassen, dieser ist genug! — In dieser patriotischen Gesinnung begann er nun auch die Juristen des römischen Rechts zu bekämpfen. Schon im Jahre 1513 schrieb er ein köstliches satyrisches Gedicht „der Niemand“ („nemo“), welches er drei Jahre später umgearbeitet wieder erscheinen ließ; in einem Brief an Crotus Rubianus, welchem er dasselbe zueignete, schilderte er die ganze Verderblichkeit des römischen Rechts für Deutschland, im Gegensatz zum theuren heimischen Recht. „Ist nicht“ (fragte er) „Deutschlands Zustand bei weitem besser gewesen, bevor jene Rabulisten mit ihren Bücherstößen eindrangen, damals, als gute Sitten bei uns noch mehr als geschriebene Gesetze galten?“ „wie Schwämme hängen diese römische Juristen in den Ohren der Fürsten, nach ihrem Rath werden die Staaten regiert, nach ihrer Vorschrift geschieht alles im Frieden und im Krieg;“ „man wüßte nicht“ (fuhr er fort) „wer die Streitigkeiten in Deutschland unterhalte, die Fürsten untereinander zu Bürgerkriegen anreize, Unruhen im Staate hervorrufe und alles mit Aufstände erfülle?“ Unbedenklich, unverblümt bezeichnete er die Feinde des deutschen Volkes, die eigennützigen Pfleger des fremden Rechts neben den theologischen Dunkelmännern und Ketzermeistern, den Dienern einer fremden Macht, welche Deutschland nur als eine Provinz ihres Weltreiches betrachtete! Dies Deutschland stand, wie es einst so groß und mächtig gewesen, wie es wieder groß und mächtig werden sollte, vor Huttens Blicken; was alle Edelsten seines Zeitalters empfanden und erstrebten, das spiegelte sich in seinem Gemüthe. Aber noch kannte er nur die äußeren Feinde, nicht die inneren Zustände.

Ein blutiges Ereigniß im Kreise seiner Familie, welches Hutten tief erschütterte, lenkte seine Aufmerksamkeit zuerst auf die inneren Zustände Deutschlands. Als er sich im Bade Ems befand, vernahm er die Kunde, daß sein Vetter Hanns von Hutten durch den Herzog Ulrich von Würtemberg am 8. Mai 1515 meuchlings er-

mordet und noch die Leiche niederträchtig geschändet worden sei. Die Sache verhielt sich so: Herzog Ulrich von Würtemberg, nur um ein Jahr älter als Hutten, war ein vielbegabter, aber leidenschaftlicher und durch allzufrühe Selbstherrschaft zur Lust an willkürlichem Walten verwöhnter Herr, welcher sich durch das Letztere sowohl bei den niederen Volksklassen als auch bei dem Adel verhaßt gemacht hatte. An seinem Hofe lebte Hanns von Hutten, ein Sohn jenes Ludwig von Hutten, welcher seinem Vetter Ulrich stets ein wohlwollender Gönner gewesen war und ihn bei seinen Studien freigebig unterstützt hatte. Auch Herzog Ulrich von Würtemberg war ihm für einen bedeutenden Geldvorschuß ohne Zinsen und für eine in der Zeit der Noth sehr wichtige Zusendung ritterlicher Kriegshülfe nicht wenig verpflichtet; auf des Herzogs dringende Bitten hatte ihm Ludwig von Hutten seinen Sohn Hanns an den Hof geschickt, und bald war der schöne tugendliche Mann der Liebling des Herzogs und des ganzen Hofes, sowie des Volkes geworden. Als aber Hanns von Hutten sich mit der Tochter des Erbmarschalls von Thumben vermählte, da war das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Herzog gestört. Der Herzog, obwohl mit der bayrischen Prinzessin Sabina vermählt, hatte für Hanns von Huttens Hausfrau eine heftige Leidenschaft gefaßt, und zeigte dieselbe so ohne allen Rückhalt, daß Hanns von Hutten dem Herzog die dringendsten Vorstellungen darüber machte. Da vergaß sich der Herzog so weit, daß er seinem Günstling zu Füßen fiel und ihn bat: ihm den Umgang mit seiner Hausfrau nicht zu verwehren, er würde auch seinerseits nichts dagegen haben, wenn jener gleichfalls vertraulichen Umgangs mit der Herzogin pflege. Vergeblich suchte nun Hanns von Hutten, sich vom Hofe zu entfernen, um seine Ehre zu retten, denn es ist nur allzu glaublich, daß seine Hausfrau leichtfertig genug war, die Werbungen des Herzogs nicht zurückzuweisen. Der Herzog, von seiner Leidenschaft verblendet, gab scheinbar den Bitten seines Lieblings nach und entbot ihn nur vorher zu einem Ritt, weil er Heimliches mit ihm zu reden hätte.

Arglos erschien Hanns von Hutten, unbewaffnet, am 8. Mai 1515 beim Herzog, während dieser bewaffnet war; so ritten sie in den Böblinger Wald, der Herzog entfernte alles Gefolge und rief, während ihm Hanns von Hutten auf einem engen Waldpfade vorausritt, plötzlich: „Wehre Dich," gab ihm aber im selben Augenblick einen Stoß mit dem Degen und durchbohrte ihn sodann. Hierauf hängte er den Entseelten mit dessen eignem Gürtel an einem Baum auf, um dann späterhin sagen zu können: „er habe die That als Freischöffe des heimlichen Gerichts gethan, weil Hanns von Hutten des Herzogs Ehre durch Buhlschaft mit der Herzogin Sabina geschändet hätte;" — ein nichtiger Vorwand für eine nichtswürdige That! Kein Mensch zweifelte daran, daß der Herzog lediglich als Meuchelmörder gehandelt, und ob sich derselbe auch durch ein offnes Ausschreiben zu rechtfertigen suchte, so betrachtete ihn doch ganz Deutschland als solchen, bevor noch die Huttensche Familie den „mörderischen Tyrannen, der sich Herzog von Würtemberg nennt" laut anklagte; ganz Deutschland stimmte ihr bei, als sie den „Mörder von Kaiserlicher Majestät gerichtet sehen wollte, damit solcher böser ärgerlicher Mord noch härter und offenbarer andern Mißthätern zu Scheuch und Forchten und sonderlich allem Adel und andern frommen Menschen zu Ehre und Gut mit Ordnung des Rechts gestraft würde." Der Herzog selbst bestärkte durch sein Benehmen nach verübter That den auf ihm lastenden Verdacht des Ehebruchs; während seine unglückliche Gattin Sabina in Bayern eine Zufluchtsstätte suchte und fand, lebte er ungescheut fort im vertraulichen Umgang mit der Wittwe des Ermordeten. Der Kaiser sah sich genöthigt, den Herzog mit der Reichsacht zu belegen, das Volk sang Spottlieder auf den „würtembergischen Henker," der fränkische Adel scharte sich um den Vater des Erschlagenen zur Vollstreckung der Blutrache.

Dies Amt übernahm jedoch Ulrich von Hutten, — nicht mit dem Schwert, sondern mit der Feder; und mit dieser Waffe schlug er ihm tiefere Wunden, als jede andere ihm hätte beibringen können. Hutten trat dadurch

wieder in ein besseres Verhältniß zu seinem Vater, und Steckelberg war's, wo in einer eigenen Presse die Schriften, welche er in den Jahren 1515, 1516, 1517 und 1519 gegen Ulrich von Würtemberg verfaßte, gedruckt wurden. Die schärfsten derselben sind die „fünf Reden“ und das Gespräch „Phalarismus,“ sämmtlich in lateinischer Sprache abgefaßt (das Letztere erschien auch verdeutscht durch einen Ungenannten), Hutten wendete sich in den „Reden“ an den Kaiser als Schirmherrn der deutschen Nation, an die Fürsten, an die Deutschen überhaupt und an die Schwaben insbesondere. Der Kaiser habe die Pflicht, einzuschreiten, damit die Gesetze aufrecht erhalten blieben, ohne welche die bürgerliche Gesellschaft zerfallen müsse, und die guten Sitten zu schützen, welche Ulrich von Würtemberg durch sein Benehmen gegen seine Gemahlin verletzt. „Lasse nicht zu“ (sprach er zum Kaiser), „daß die, welche deinem Namen eine Makel anheften, die schlechtesten Sitten in Deutschland pflegen. Wolle nicht uns Herren auf den Nacken setzen, übermüthige, wilde, grausame, blutige, Verschlinger eines von jeher freien Volkes! Nein, sag' ich, solche Schmach lade uns nicht auf, dulde es nicht, daß solch ein Flecken auf deinen Tagen hafte! Ergreife die Sache der Gerechtigkeit, der Treue und Religion, die Sache ganz Deutschlands, des ganzen Reiches! Verwandle nicht die uns leichte Bürde deiner Herrschaft in eine schwere und verhaßte, indem du die Wütherei zulässest!“ Zu den Fürsten sprach er: „wenn er für des Würtembergers Verdammung stimme, wolle er dem Fürstenstande nichts entziehen; vielmehr würden sie an Würde und Ansehen gewinnen, weil der Herzog, an dem nichts Menschliches sei als das Gesicht und dieß nicht einmal ganz menschlich, gar nicht mehr als Fürst betrachtet werden dürfe.“ Die Deutschen insgemein stachelte er, ihrer müßigen Geduld zürnend, mit dem Vorwurf: „eine Schande sei's für den deutschen Namen, daß sie gegen den herzoglichen Mörder noch nichts gethan, denn so trügen sie den Schein, als billigten sie die That. Der Herzog sei nicht werth, daß ihn die Sonne bescheine, man müsse ihn in

den dunkelsten unterirdischen Kerker werfen, daß er darin sein dem Himmel verhaßtes und den Menschen gefährliches Leben beschließe; das sei man der Sicherheit der Nation schuldig; ja" (fuhr er fort), „das ist man euch Schwaben schuldig, das verbrecherische Haupt muß man euch nehmen, befreien muß man euch von dem unwürdigen Joch. — Wie, die Schwaben, welche früher über ganz Deutschland geherrscht, sollten einem Verbrecher unterthan sein, einem Räuber und Mörder sie, deren Vorfahren kaum Könige über sich dulden mochten? Auf, verjaget das blutige Raubthier vom Fürstenthum, befreiet Andere von Furcht, euch selbst zunächst vom Verderben, dann aber auch von Schmach. Ihr deutschen Fürsten und Männer" (so schloß er seine vierte Rede) „zieht endlich das Schwert der Gerechtigkeit aus der Scheide eurer Saumseligkeit! Lasset es nicht zu, daß durch Unbestraftheit dieses Räubers die Schärfe deutscher Strenge abgestumpft werde! Unwürdig, schändlich, verbrecherisch und verderblich ist's, wenn ein solcher Schuldiger entschlüpft; eure Nachkommen werden sich jener Vorfahren schämen, welche von vaterländischer Tugend so entartet sind. Auf also, handelt; entweder wisse die Nachwelt nicht, daß solche Verbrechen hier zugelassen worden, oder sie erfahre, daß sie gestraft worden sind!" In dem Gespräch, „Phalarismus" schilderte Hutten den Herzog Ulrich von Würtemberg, wie er sich in der Unterwelt mit einem Tyrannen der alten Welt, dem Phalaris von Agrigent, unterhält, der sich durch den modernen Tyrannen an Grausamkeit noch übertroffen sieht und ihm eine Menge verruchter Rathschläge zur Vervollkommnung in der Tyrannei ertheilt, worauf dann alle in der Hölle versammelten Erztyrannen den Würtemberger begrüßen und mit dem Wunsch, er möge ihren Fußtapfen auch fernerhin folgen, ihn zur Oberwelt zurück entlassen. — Die Wirkung dieser Schriften Ulrichs von Hutten war ungeheuer; sie bewegten ganz Deutschland. Der Herzog von Würtemberg hatte indessen den drohenden Sturm für den ersten Augenblick beschworen, indem er sich scheinbar den kaiserlichen Anordnungen einer neuen Regierungs-

einrichtung gefügt; kaum gesichert im Besitz des Herzogthums, überließ er sich jedoch seiner ganzen Leidenschaftlichkeit auf's Neue und schärfte durch die härteste Willkürherrschaft fortwährend die Erbitterung mehr denn je. Mit heißem Grimm blickte Hutten auf ihn und wurde nicht müde, zu stacheln, zu schüren, bis endlich ein entscheidender Schlag fiel, wodurch es ihm möglich wurde, gegen den Verhaßten das Schwert zu ziehen.

Hutten war inzwischen von Ems nach Mainz gezogen, wo das Domkapitel im vorhergegangenen Jahre (1514) den bisherigen Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zum Erzbischof erwählt hatte. Mit diesem geistvollen Fürsten war auch Huttens väterlicher Freund und Gönner Eitelwolf von Stein nach Mainz gekommen; Hutten verlor jedoch diesen trefflichen Mann schon im Jahre 1515 durch den Tod, etwa um dieselbe Zeit, da sein Vetter Hanns durch die Hand des Herzogs von Würtemberg fiel. Eitelwolf von Stein hatte seinen Schützling dem Erzbischof von Mainz auf's Beste empfohlen und sich mit dem Gedanken beschäftigt, ihn bei seinem Lieblingswerk, der neuen Einrichtung der hohen Schule in Mainz zu verwenden, sobald Hutten aus Italien zurückgekehrt sein würde; denn zum zweitenmale wollte sich dieser dahin begeben, um dem Wunsch des Vaters gemäß auf's Neue das Studium des Rechts zu ergreifen und die Doktorwürde zu erlangen. Bevor er jedoch seine zweite italienische Reise antrat, ergriff er die geistigen Waffen, um in einem bedeutungsvollen Kampfe einen der edelsten damals lebenden Gelehrten Johann Reuchlin aus Pforzheim (griechisirt hieß er nach der Gelehrten-Sitte jener Zeit „Capnio“) gegen die übermächtigen und übermüthigen Dunkelmänner und Ketzermeister zu vertheidigen.

Ursprung und Veranlassung dieses Kampfes, welcher der kirchlichen Reformation unmittelbar vorausging und derselben die Bahn öffnete, waren folgende. Ein getaufter Jude, Namens Johannes Pfefferkorn, hatte sich den eifernden Dominikaner-Mönchen in Köln, diesen hart-

näckigsten Schildhaltern der mittelalterlichen Scholastik, diesen erbittertsten Gegnern der neuen humanistischen Richtung, auf's Engste angeschlossen. Mit ihnen im Bunde hatte er sich gegen seine früheren Glaubensgenossen gewendet; sie sollten durchaus in Masse zur Annahme des Christenthums gebracht werden, und hierzu schien kein Mittel so durchgreifend wirksam zu sein, als das: ihnen alle hebräischen Schriften — mit Ausnahme des alten Testaments — zu entreißen und dieselben zu vernichten. Es war den Kölner Mönchen wirklich gelungen, ein kaiserliches Mandat zu erwirken, demzufolge alle hebräischen Schriften, welche zur Verumglimpfung der christlichen Kirche ausgegangen, von Pfarrern und Obrigkeiten untersucht und vertilgt werden sollten. Reuchlin hatte nun im Jahre 1510 von dem Kurfürsten von Mainz den Auftrag erhalten, ein Gutachten darüber abzugeben, in wiefern es gut und räthlich sei, die hebräischen Schriften über die zehn Gebote, das Gesetz Mosis, die Propheten und die Psalmen zu vernichten; er erklärte sich für die Nothwendigkeit, den Talmud, die Kabbala, die liturgischen Bücher und alle rein wissenschaftlichen Werke der hebräischen Literatur zu erhalten; nur solche Schriften, welche wirklich Schmähungen gegen das Christenthum enthielten oder solche, welche zur Förderung des Aberglaubens dienten, dürften und sollten vernichtet werden. Dieses Gutachten kam, obwohl Reuchlin es versiegelt abgeschickt, früher, als in die Hände der betreffenden Behörde, zur Kenntniß der Kölner Mönche und Pfefferkorns, und ihr Zorn über den als Gelehrter ebenso berühmten, wie als tadelloser Charakter geachteten Reuchlin, welcher ihrem Lieblingsplane redlich und freimüthig entgegentrat, ergoß sich in einer Schmähschrift, welche Pfefferkorn im Jahre 1511 unter dem Titel „Handspiegel" erscheinen ließ. Der Hauptangriff gegen Reuchlin war gefährlich genug und verrieth die Absicht der Ketzermeister; Reuchlin wurde der Irreligiosität beschuldigt, — der bequemste Weg, den gefürchteten Gegner in die Gewalt der Inquisition zu liefern und ihn durch diese zu verderben. Reuchlin vertheidigte sich in

einer Gegenschrift, welche er den „Augenspiegel" betitelte. Die ganze gebildete Welt nahm für den trefflichen Gelehrten Parthei; die Predigermönche aber wurden nun nur noch mehr über ihn erbittert, sie sahen ein, daß es jetzt zur Entscheidung kommen sollte, ob ihre alte Autorität fortbestehen oder ob die neue freiere Richtung den Sieg davontragen werde; es stand nichts Geringeres auf dem Spiel, als die ganze Macht der Hierarchie, welcher nicht bloß das Vorrecht auf ausschließliche Bewahrung der Wissenschaften und die ganze künstliche Beziehung aller auf den Brennpunkt der Theologie, sondern auch die Untrüglichkeit überhaupt streitig gemacht wurde, wenn sie die Untrüglichkeit auf dem Felde der Gelehrsamkeit sich von Laien zertrümmern ließ! Die Hochschulen Paris, Löwen, Erfurt und Mainz standen auf ihrer Seite und erklärten Reuchlins Schriften für ketzerisch; sein „Augenspiegel" wurde im Jahre 1514 zu Köln verbrannt; so weit hatte es Hoogstraaten, welcher alle Fäden zum Untergang Reuchlin's in der Hand hielt, gebracht. Inzwischen hatte Reuchlin an den Papst Leo X. appellirt, dieser aber dem Bischof Georg von Speyer die Untersuchung übertragen; die Entscheidung fiel zu Gunsten Reuchlin's aus, obwohl seine Gegner alle erdenklichen Hebel wider ihn in Bewegung setzten. Sie ruhten auch nach der ergangenen Entscheidung nicht; sie opferten bedeutende Summen Geldes, wohl wissend, wieviel sich in Rom, wieviel sich beim Papst selbst damit ausrichten ließ; sie ermüdeten in keiner Art von Verdächtigung, sie überschütteten Reuchlin und Alle, welche für ihn Parthei ergriffen, mit den niedrigsten Schmähungen; aber es gelang ihnen nicht, die öffentliche Meinung zu täuschen. Mächtig hatten auf diese mittlerweile alle edleren Geister eingewirkt, Reuchlins Sache war die Losung aller Freigesinnten. Keiner von allen aber hat den Dunkelmännern und Ketzermeistern so gewaltig geschadet, als Ulrich von Hutten. Es galt ja, einem Unterdrückten beizustehen, es galt ja, gekränktem Recht zum Sieg zu helfen, es galt ja, der Wahrheit und Freiheit Bahn zu brechen durch die Verhaue

verschmitzter eigennütziger Mönche. Da konnte Hutten nicht die Hände in den Schooß legen. Voll edelsten Zorns schrieb er im Jahre 1515 das Gedicht: „Reuchlin's Triumph" („triumphus Capnionis"). Seine Gesinnung verkündigte sich in der Ansprache an alle Deutschen: „Freut euch des Sieges, den Reuchlin über die Mönche davon getragen, welche die Religion, die Wissenschaften und die Sitten der Völker Europas verderbt; stürzt die mönchische Tyrannei zusammen, dann blühen Künste und Wissenschaften, dann leuchtet das Licht der Wahrheit durch ganz Deutschland. Mehr als zwanzig Freunde" (sprach er) „haben sich mit mir zur Schande und zum Verderben der Theologisten verschworen." Diese forderte er nun auf, das Werk der Aufklärung rüstig zu vollbringen: „Das Werk glüht! Auf! Seid zur Stelle, drückt nach! Der Kerker ist zerbrochen, der Würfel gefallen; zurückgehen kann man nicht mehr. Den Dunkelmännern hab' ich den Strick gereicht. Nun, ihr Theologisten, so nehmt ihn!"

Doch damit nicht genug; — jene Verschwörung, welche Hutten verkündigt, bestand wirklich. Und sie glückte; sie war eine Verschwörung des Geistes gegen die Dummheit, eine Verschwörung des Witzes und Spottes gegen den plumpen unbehülflichen Dünkel, der lichten Humanität gegen das finstre Mönchthum. Zu Anfang des Jahres 1516 erschien der erste Theil einer Satyre, welche wahrscheinlich im Jahre 1515 geschrieben worden, unter dem Titel: „Briefe der Dunkelmänner" („epistolae obscurorum virorum"), einer Satyre, die eine Perle ihrer Art und bis jetzt unerreicht ist. Die Verfasser derselben nannten sich nicht; aber aller Wahrscheinlichkeit waren es Ulrich von Hutten und sein Freund Crotus Rubianus, welche den Hauptantheil daran hatten, dann Eoban Heß, Rhagius Aesticampianus, Cäsarius, Pirkheimer u. A. Diese „Briefe der Dunkelmänner" waren sämmtlich an Magister Ortuinus Gratius von Deventer gerichtet, den Dritten im Bunde mit Hoogstraaten und Arnold von Tungern, welcher im Verdacht stand, alle Schriften, die unter des elenden

Pfefferkorn's Namen erschienen, abgefaßt zu haben. Die Briefe der Dunkelmänner waren geflissentlich in demselben barbarischen Latein geschrieben, wodurch sich die unwissenden Mönche auszeichneten; jeder Kenner des Alterthums wurde schon durch die den Mönchen treulich nachgebildete Sprache ergötzt. Das war nämlich die dem ganzen Werke zu Grunde liegende Absicht: die Dunkelmänner ganz einfach dadurch lächerlich zu machen und in ihrer Blöße zu zeigen, indem man sie in ihrer Denk- und Redeweise getreulich abspiegelte. Da standen sie nun vor ganz Deutschland, so wie sie waren, gleichsam als unterhielten sie sich ganz unter sich, und ein Schalk hätte plötzlich den Vorhang zurückgeschlagen; ganz Deutschland lachte nun über ihre Unwissenheit und ihren Dünkel, sah sie in ihrer Schwelgerei, in ihrer Sittenlosigkeit, in ihrer Gemeinheit, wie sie, halb von Aberglauben befangen, halb in gänzlicher Glaubenslosigkeit über das Heiligste hinwegeilend, alle Sinne auf Herrschaft und Besitzerwerbung gespannt hielten, wie sie sich unter einander mit scheelen Blicken maßen und bestritten. Keine Macht der Welt konnte den Eindruck verwischen, welchen dieses witzige Spiegelbild des Pfaffenthums, wie es in den „Briefen der Dunkelmänner" aufgestellt war, in ganz Deutschland hervorgebracht hatte, — gerade in einer Zeit nämlich, wo aller seit Jahrzehnden, ja seit Jahrhunderten in der Nation angehäufte Widerwille gegen eine Hierarchie, welche die Ehre der Nation mit Füßen trat, in höchster Gährung war. Das Erscheinen dieser Briefe war ein Ereigniß von geschichtlicher Bedeutung; hiermit war gerade bei dem Volk, welches zur Rettung der religiösen und geistigen Freiheit und zum Vorkämpfer derselben für andere Völker berufen war, bei dem deutschen, in die alte Zwingburg des Mönch- und Pfaffenthums Bresche geschossen. Die Feinde des zur Freiheit erwachten deutschen Geistes empfanden dies ziemlich bald und riefen die Autorität des Papstes zu Hülfe. Aber was vermag alle Autorität der Welt gegen die siegreiche Macht des Geistes! Was vermochte der Papst, dessen Autorität jene Briefe ja eben auch untergraben hatten, indem sie

seine Trabanten in ihrer Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit darstellten, was vermochte er gegen ein Volk, das sich zu fühlen begann? Er schleuderte unterm 15. März 1517 eine Bulle (sie kostete die Dunkelmänner Geld genug) in die Welt, worin es hieß: „die Wohlfahrt und die Ehre der christlichen Religion erheischen es, sobald als möglich die Lesung dieses Buches, als einen pestartigen Fleck in der Natur der Dinge, zu hintertreiben, die Urheber solcher ärgerlicher Schwatzhaftigkeit aber mit verdienter Ahndung zu züchtigen;" er forderte in dieser Bulle bei Strafe des Bannes auf, sich innerhalb dreier Tage nach Kenntniß des Verbots von der Lesung des benannten Werkes für immer zu enthalten und dasselbe zu verbrennen, und dergleichen mehr. Aber, wenn das auch hie und da geschehen ist, — „die Asche wollte nicht lassen ab, sie stäubte in allen Landen, hie half kein Bach, Loch, Grub' noch Grab, sie machte den Feind zu Schanden;" denn „der Sommer war hart vor der Thür, der Winter war vergangen, die zarten Blümlein gingen herfür, und, der das hat angefangen, der mußt' es auch vollenden*)." Die „Briefe der Dunkelmänner" konnten bei allen Vernünftigen keine bessere Empfehlung finden, als — eben diese Bulle des Papstes Leo X., welche sie so scharf verbot; das ist das gemeine Loos Aller, die den Geist dämpfen wollen, daß sie ihm dienen müssen als Knechte, seine Flamme auszubreiten; der Gutenberg hat nicht umsonst gelebt, der gute Berg, das ist der rechte Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können.

Aber fast hätten wir ja unseres **Hutten** vergessen, über dem Werk, an dem er so rüstig half! Laßt sehn, wo er ist, was er treibt! Mit mehreren jungen Edelleuten reist er im Oktober 1515 zum zweitenmal nach **Italien**. Mit welcher Gesinnung er's thut, läßt sich wohl aus einem Brief entnehmen, den er von Worms aus an den von ihm hochgeschätzten Gelehrten **Erasmus von Rotterdam** in Basel richtete: „Die Zudringlichkeit seiner Fa-

---

*) Luthers Lied „von den zween Merterern Christi zu Brüssel von den Sophisten von Löwen verbrandt." (1522.)

milie" (heißt es in diesem Schreiben) „zwingen ihn, auf einige Zeit nach Rom zu gehen, um in diesem gesetzlichen Gefängnisse die Rechte zu studiren." Für die Entwickelung seiner patriotischen Richtung war's unberechenbar gut, daß er eben nach Rom ging; noch nie ist ein braver Deutscher, einer, der's ganz ist, nach Rom gekommen, ohne daß er einen Gewinn davon für sein Vaterland heimgebracht hätte, nämlich jenen vollkommenen Haß, der allein die Liebe vollkommen macht. — Hutten sollte also neuerdings das römische Recht studiren; er that's, und lernte auf's Neue erst recht die ganze Naturwidrigkeit und Verderblichkeit desselben für sein Vaterland kennen. Er besah sich aber auch den römischen Hof in der Nähe, und obwohl er sich einer Hochachtung für die Persönlichkeit des Papstes Leo X. insofern nicht entschlagen konnte, weil die Liebe dieses hochgebildeten Mannes für Kunst und Wissenschaft ihn wohlthuend berührte, so prägte sich ihm doch der glühendste Haß gegen die römische Kurie ein und gegen ihre nichtswürdigen Werkzeuge, die Kurtisanen, welche sein geliebtes deutsches Volk als dumme Barbaren ansahen, die für nichts auf der Welt da wären, als: sich um ihr gutes Geld betrügen und sich von jeder Willkür auf den Nacken treten zu lassen. Hutten war bei aller seiner Entschiedenheit so ganz deutsch, das heißt: er war so hingebend gläubig, daß er Hoffnungen auf den Papst setzte, als werde dieser sich an die Spitze einer Reformation der Kirche stellen, welche seit so langer Zeit insbesondere von Deutschland aus mit so viel Inbrunst und mit so viel Geduld verlangt worden war! Diese Meinung nahm er sogar noch nach Deutschland mit und bewahrte sie einige Zeit hindurch. Das ist überhaupt das ächt Deutsche, das ist eben auch das wahrhaft Tragische in Hutten's Charakter, — dieß Hoffen! Er klammerte sich mit seiner Kraft zu hoffen, bald an diesen, bald an jenen Charakter, weil er die Hochgestellten nach seiner eigenen Redlichkeit maß; endlich enttäuscht, griff er in Verzweiflung nach dem äußersten Mittel, und sah auch dies versiegen.

Auch bei seinem zweiten Aufenthalt in Italien war es

immer das deutsche Interesse, welches ihn bis in die Tiefe der Seele berührte. Als fünf Franzosen, mit denen er einen Lustritt von Rom nach Viterbo machte, Deutschland verspotteten und insbesondere den Kaiser Maximilian schmähten, stellte er sie mit Wort und Schwert zur Rede, streckte Einen zu Boden und trieb die Andern in die Flucht. Dieser Vorfall nöthigte ihn, noch vor Ende des Jahres 1516 Rom zu verlassen und sich nach Bologna zu begeben. Auch hier, wo ein Zwist zwischen den deutschen und den wälschen Studenten ausbrach, stand Hutten ritterlich für Deutschland. Er vertheidigte die Sache seiner Nation mit einem solchen Ungestüm, daß er sich — wegen der Erbitterung der Obrigkeit — auch in Bologna nicht mehr für sicher hielt. Er ging deßhalb nach Ferrara, von da nach Venedig, wo er auf's Ehrenvollste aufgenommen wurde, und von dort nach Deutschland zurück.

Zunächst kam er nach Augsburg, wo sich damals Kaiser Maximilian befand. Es war im Jahre 1517. Hutten's Name war mehreren gelehrten Männern in der nächsten Umgebung des Kaisers wohlbekannt, dem Geheimschreiber desselben Jakob Spiegel, dem Mathematiker Stab und dem Patricier Konrad Peutinger, einem eifrigen Freunde der Wissenschaften. Diese empfahlen ihn dem Kaiser, und Maximilian erfreute sich nicht wenig insbesondere daran, daß Hutten zu Viterbo die fünf Franzosen bekämpft, deutsche und kaiserliche Ehre zu retten. Der alte Kaiser, dessen Sinn immer auf das Ritterliche gerichtet gewesen, schlug Hutten zum Ritter, obwohl dieser die Ritterwürde ganz andern Kämpfen verdankte, die er bestanden; und auch ganz andere Kämpfe als mit ein paar prahlerischen Franzosen waren es, die er für Deutschland noch zu bestehen haben sollte. Der Kaiser setzte ihm aber auch, zur Anerkennung dessen, daß Hutten „zu dem Glanze seiner Geburt den wahren und einzigen Adel des Verdienstes und der Wissenschaft hinzugefügt," in Gegenwart der Edlen des Hofes eine Lorbeerkrone auf's Haupt, welche die holde Jungfrau Konstanze, Konrad Peutinger's Tochter, geflochten hatte. Diese Dichterkrönung

war eine Auszeichnung, welche erst Kaiser Maximilian's Vater Friedrich **III.** in Deutschland wiederhergestellt hatte; Maximilian, ein Freund der Dichtkunst, war mit Verleihung dieser Würde nicht sehr freigebig; erst in der Folge, da sie von den Pfalzgrafen im Namen der Kaiser ertheilt wurde, verlor sie ihre Bedeutung. Wohl stand Hutten's Stirne der Lorbeerkranz schön, den des Kaisers Hand darum gewunden; aber schöner schmückt ihn, wenn er, der Unsterbliche, unter seinem Volke umherwandelt, die deutsche Eiche in jedem Frühling mit frischem Grün.

Hutten's Glücksstern stand im Scheitelpunkte. Weit und breit erscholl der Name des gekrönten Dichters und Redners. Der Kaiser wollte ihn in seine Dienste nehmen, der Kurfürst Albrecht von Mainz wünschte ihn an seinen Hof zu ziehen. Unschlüssig, welchen von beiden Anträgen er annehmen sollte, ging Hutten zuvörderst nach Bamberg, dann zu seinem Vater nach Steckelberg. Hier war's, wo er im Jahre 1517, fast um dieselbe Zeit, als Luther seine 95 Sätze wider den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, dem Papstthum den Fehdehandschuh hinwarf. Während Luther die heilige Schrift am Herzen, und entschlossen, sie gegen jede Menschenwillkür zu vertheidigen, nur erst den empörendsten Mißbrauch angriff, dessen sich die Hierarchie schuldig machte, that Hutten schon einen Sturmlauf gegen diese selbst; er zeigte nämlich der ganzen Welt den klaren geschichtlichen Beweis, daß jene Verschenkung Roms und Italiens durch den römischen Kaiser Konstantin an Papst Sylvester, auf welcher die ganze weltliche Hoheit und Macht der Päpste beruhte, weiter nichts als Lug und Trug sei! Zu dem Ende zog er die Schrift des im Jahre 1465 verstorbenen Gelehrten Laurentius Valla, eines gebornen Römers, „von der erdichteten und erlogenen Schenkung Konstantin's" („contra effictam et ementitam Constantini donationem") aus der Vergessenheit hervor und verbreitete sie in Abdrücken. Da mußte sich nun Jedermann überzeugen, daß der Papst, d. h. der Bischof von Rom, eigentlich

gar kein Recht auf die weltliche Herrschaft des sogenannten Kirchenstaates besaß, sondern sich dieselbe durch soviele Jahrhunderte hindurch bloß angemaßt hatte. In jener Zeit, da der nationale Lebenstrieb, seine Freiheit von Roms tausendjähriger Bevormundung in Anspruch nehmend, sich stärker als jemals vorher regte und durch den Unwillen gegen den päpstlichen Ablaßhandel noch mehr zum entschiedensten Widerspruch gereizt wurde, gerade in dieser Zeit fiel die Wiederveröffentlichung jener Abhandlung Valla's wie ein Feuerfunke in alle Gemüther, gerade in dieser Zeit konnte dem Papstthum kein gefährlicherer Feind entgegentreten, als der, welchen Hutten wieder vom Tode erweckte; denn indem dieser die Grundlage der weltlichen Hoheit des Bischofs von Rom als eine ungeheure Lüge enthüllte, mußte die vermeintliche Wahrhaftigkeit und Unfehlbarkeit des römischen Hofes und der ganzen Hierarchie überhaupt, auch in Bezug auf die kirchlichen Lehrbegriffe und Einrichtungen, im höchsten Grade verdächtig erscheinen. Mit heldischer Kühnheit widmete Hutten die wieder veröffentliche Abhandlung des Laurentius Valla dem Papste Leo X. in einer Zueignungsschrift, welche die tief einschneidenden Wahrheiten unter dem Lob des persönlichen Charakters und großen zuversichtlichen Hoffnungen auf denselben einführten. Wohl mochte Hutten, indem er dem Papstthum den Fehdehandschuh hinwarf, bei einem so ungeheuren Wagniß den Schutz des Kaisers und des Kurfürsten Albrecht von Mainz für seine persönliche Sicherheit hoffen. Der Kaiser freilich hatte keinen Grund, die Sache des Papstthums zu der seinigen zu machen; was er von Leo X. insbesondere hielt, ergiebt sich aus seiner bekannten Aeußerung: „So ist auch dieser Papst an mir zum Schelmen geworden und nun kann ich sagen, daß mir kein Papst, so lange ich lebe, Treue und Glauben gehalten hat." Albrecht von Mainz war ein aufgeklärter Mann, ein Freund der neuen wissenschaftlichen Richtung; er wünschte seinen Hof zu Mainz durch die Vertreter derselben zu zieren; er befand sich jedoch auch in einer eigenthümlichen Stellung zur römischen Kurie, wie sie bei

der damaligen Stimmung der Gemüther in Deutschland für ihn nicht mißlicher sein konnte; gerade er, der liberale Kirchen- und Reichsfürst, mußte nämlich in den allerärgerlichsten Ablaßhandel verwickelt sein, welcher den langverhaltenen Zorn deutscher Nation gegen Rom zum Ausbruch brachte. Die Sache hing folgendermaßen zusammen. Das Domkapitel in Mainz hatte ihn nur unter der Bedingung zum Erzbischof erwählt, daß er sich das „Pallium", das Zeichen der Bestätigung, von Rom für sein eigenes Geld lösen sollte. Rom ließ sich nämlich dies aus der Wolle geweihter Lämmer gefertigte Hals-, Brust- und Rückenband theuer genug bezahlen; dem Erzstift Mainz hatte es binnen weniger Jahre mehr als 90,000 Dukaten gekostet und es war darüber, daß es Erzbischöfe besaß, welche Rom bestätigt hatte, in bedeutende Schulden gerathen. Albrecht hatte nun die Bezahlung des Palliums aus eigenen Mitteln übernommen, jedoch das dazu nöthige Geld bei den reichen Fuggern entlehnt. Um diesen nun das Darlehen auf die bequemste Weise abzutragen, bot sich ihm der Verkauf des päpstlichen Ablasses, wozu ihn das Oberhaupt der Kirche ermächtigte, als ein geeignetes Mittel dar; das unwürdige Werkzeug aber, welches dem Erzbischof von Mainz zum unwürdigen Zwecke diente, war jener Dominikanermönch Tetzel, welcher durch die Schamlosigkeit, womit er den Ablaßhandel trieb, den gerechten Unwillen des Volkes und den offenen Ankampf Luther's hervorrief. Was war natürlicher, als daß man, indem man Tetzel's Treiben mit Verachtung brandmarkte, auch an die nächste Behörde dieses Mannes, an Albrecht von Mainz, dachte? Albrecht von Mainz stand also, wie wir sehen, bei aller seiner Bildung und Aufgeklärtheit, doch in Folge seines persönlichen Interesses im engsten Zusammenhange mit dem Papste Leo X., dessen Kunstliebe allgemein bekannt war, der sich aber kein Gewissen daraus machte, zur Befriedigung derselben diese „plumpen dummen Barbaren," als welche wir Deutsche dem feinen Italiener erschienen, durch den Ablaß zu brandschatzen. Und nun ermeßt: was konnte Ulrich von Hutten für einen dauernden

Verlaß bei Albrecht von Mainz erwarten, als er in der Zueignungsschrift zur Abhandlung des Laurentius Valla an den Papst Leo X. die kühnen Worte richtete: „Die Rede des Valla klagt allerdings Deine Vorgänger an; allein gerade deßwegen ist sie so nützlich, weil sie die Wahrheit verkündigt und die Feinde des menschlichen Geschlechts verfolgt. Denn waren nicht jene Päpste die Feinde der ganzen Christenheit, welche die Schätze aller Länder an sich rissen und allen Völkern das härteste Joch auflegten, welche die Könige ihrer Throne und die Unterthanen ihres Eigenthums beraubten? Kann man Diejenigen Nachfolger und Stellvertreter Christi nennen, welche nichts von dem thaten, was Christus gethan und befohlen hatte? Nein, sie verdienen vielmehr den Namen von Dieben, Räubern und Tyrannen. Oder kann es ärgere Räuber geben, als Diejenigen, welche so rauben, daß sie in ihren Räubereien gar kein Maaß und Ziel beobachten? Deine Vorgänger waren es, welche alle Arten von weltlichen und geistlichen Dispensationen schon so viele Jahrhunderte hindurch verkauften, welche in den Sünden anderer Menschen und selbst in den Strafen der Sünde nach dem Tode eine Gelegenheit zur Beute fanden, welche die Würden von Bischöfen und Prälaten um hohe Summen öffentlich feil boten, — die sich nicht damit begnügten, jährlich einmal außerordentliche Zuschüsse zu verlangen, sondern, so oft es ihnen in den Sinn kam, ihre Mäkler aussandten und aus diesem oder jenem vorgeheuchelten Grunde außerordentliche Steuern von der ganzen Christenheit eintreiben ließen, bald, weil man sich gegen die Türken rüsten müsse, bald, weil man dem heiligen Peter in Rom einen Tempel bauen wolle.“ Diese Worte Hutten's, der Ausdruck seiner ehrlichen deutschen Gesinnung, waren deutlich genug; die feine Wendung, welche er nahm: „es sei eine Beleidigung gegen Papst Leo X., wenn man von ihm vermuthen wollte, er würde wie seine Vorgänger denken und handeln,“ — sie vermochte das Oberhaupt der Kirche nicht über den Geist zu täuschen, welcher der ganzen römischen Hierarchie den Todesstoß drohte. Und dieser Geist

wurde damals in Deutschland immer gewaltiger; es war derselbe, welcher längst eine „Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern" verlangt hatte. Diesem Geist aber wollte Leo X. kein Gehör schenken; denn that er dies, so war er, das Haupt selbst, verloren. Er glaubte, ihn mit Gewalt unterdrücken zu können. Darin irrte er aber, ebenso wie Hutten sich irrte, da er anfänglich hoffte: der Papst könne sich an die Spitze einer reformatorischen Bewegung stellen. Fassen wir nun Albrecht von Mainz wieder in's Auge, wie sich dieser, bei seinem an Rom gebundenen persönlichen Interesse und bei seiner den Vorfechtern der freieren Richtung zugewendeten Neigung benahm. Er dachte ganz gewiß: „Rom ist mir fern genug; hier in Deutschland bin ich nicht bloß geistlicher Würdenträger, sondern auch Reichsfürst; hier in Deutschland muß mir die Umgebung solcher Männer wie Hutten in der öffentlichen Meinung eine Stütze gegen alle Angriffe geben, welche der Haß über die Ablaßgeschichte wider mich richtet." Nur so läßt es sich erklären, daß der Erzbischof Albrecht von Mainz den Ulrich von Hutten in seine Dienste nahm (1518), nachdem der Letztere die Abhandlung des Laurentius Valla mit der Zueignungsschrift an Papst Leo X. herausgegeben hatte. Hutten seinerseits gab sich — ächt deutsch! — damals wieder einer trügerischen Hoffnung mit voller Begeisterung hin, — der Hoffnung, daß er in seinem Leben am Hofe einen Wirkungskreis zur Förderung der freiheitlichen Interessen seiner Nation finden werde.

Also Hutten am Hofe! Und noch dazu am Hofe eines geistlichen Fürsten! Und obendrein in der Zeit, da der Papst den großen Ablaß ausgeschrieben, um durch die Gelder, welche die Menschen für den vermeintlichen Nachlaß ihrer Sünden bezahlten, den großartigen Bau der Peterskirche in Rom zu fördern, — in der Zeit, da Luther die ganze deutsche Nation durch die Behauptung in Flammen setzte, daß der päpstliche Ablaß gar nicht den geringsten Werth habe! Dazu denkt euch unsern deutschen Hutten in seiner ganzen Begeisterung, wie er die Worte

schreibt: „O jetzt ist's eine Freude zu leben, aber nur müde werden darf man noch nicht; die Wissenschaften, die Geister blühen wieder auf; nimm den Strick, alte Barbarei!" Das Hofleben war ein fremdes Kleid für ihn, in dem er sich selbst eine Zeit durch verkannte; — aber auch nur eine kurze Zeit. Gewiß hat sie ihn später bitter gereut, die kurze Zeit, da er den Kampf Luther's gegen den Ablaß als unbedeutend betrachtete und daß er sich auf dem Reichstag zu Augsburg 1518, auf welchen er Albrecht von Mainz begleitete, um den Mann nicht bekümmerte, welcher auf demselben das Herz ganz Deutschlands unter der schlichten Mönchskutte trug, um Martin Luther!

Ein Hauptgegenstand, welcher auf dem eben erwähnten Augsburger Reichstag verhandelt werden sollte, war die Zustandebringung eines Krieges gegen die Türken. Papst Leo X. wünschte dies auf's Lebhafteste und der Kaiser stimmte demselben bei. Die deutschen Reichsstände aber waren auf's Entschiedenste gegen das Unternehmen, und zwar vornähmlich aus dem Grunde, weil sie glaubten, daß es dem Papste auch diesmal — wie seinen Vorgängern schon öfter — nicht sowohl wirklich um einen Kreuzzug gegen die Osmannen, die Feinde des Christenthums und der abendländischen Gesittung, als vielmehr um eine Türkensteuer, um gutes deutsches Geld für seine anderweitigen Zwecke zu thun sei. Da trat nun Ulrich von Hutten mit einer Schrift: „Ermahnung an die deutschen Fürsten zum Krieg wider die Türken" auf („ad principes germanos, ut bellum Turcis inferant, exhortatoria"). Sein vaterländisches Herz empfand mit heißem Schmerz die Thatlosigkeit seiner Nation, ihre Gleichgültigkeit für den Ruhm des deutschen Reiches, den Mangel an Gemeinsinn, die Zwietracht der Fürsten untereinander und die Willkürherrschaft der Mächtigen über die Schwächeren. „Die Deutschen sind ein Brudervolk," sprach er, — „es gibt keine Nation, die sich so rein, so frei von fremden Elementen erhalten hätte, wie die deutsche. Sie sollte daher die allereinigste sein. Aber gerade sie ist in Zwietracht zerrissen. Die Fürsten, welche

die Ordnung erhalten, die Sicherheit des Reichs bewahren sollen, — gerade sie verheeren es durch Bürgerkriege. In Deutschland ist alles voll Fehden, Mord, Brand, Räuberei. Diese Schmach würden wir, wenn sie von Fremden käme, schrecklich vergelten. So aber, da wir gerade durch diejenigen bedrückt werden, die uns schützen sollten, sind wir jetzt zwar noch ruhig; aber doch gibt es Einige von freierer Natur, die jetzt schon darüber murren. — Da nun Alles" (fuhr Hutten fort) „darauf hinausläuft, daß euch, wenn ihr diesen Zustand nicht verbessert, von den Eurigen selbst Gefahr droht, so hört doch einmal auf, euch gegenseitig zu bekriegen; hört auf, um Nichtigkeiten willen Deutschland zu Grunde zu richten! Kehrt auf den rechten Weg zurück! Und wenn ihr nicht wollt, daß bald mit euch alles dahinstürzt, so schenkt einmal dem Reiche eure Augen und eure Hände! Denn ist es einmal, was Gott verhüte, zu einem Aufstande des Volks gekommen, dann gibt's keinen Unterschied mehr, da fragt man nicht, wie viel einer, wer überhaupt etwas verbrochen hat, wer die Strafe verdient; mit den Schuldigen werden die Unschuldigen verfolgt, es gibt keine Rücksicht, man wüthet in blinder Raserei. . . . Dann werdet ihr, die ihr den ganzen Brand verursacht habt, in demselben zu Grunde gehen!" Darum rieth Hutten: die deutschen Fürsten sollten die Waffen, welche sie bisher gegen sich selbst untereinander gerichtet, gegen die Türken wenden und alle Quellen der Unzufriedenheit in diesen Strom einer großartigen Nationalbewegung ableiten. Es sei hoch an der Zeit, (mahnte er) die Gefahr stehe vor der Thüre. Scharf tadelte er die Nichtsthuerei auf den Reichsversammlungen, das eitle Prahlen mit Stammbäumen und Würden; „die Stammbäume" (sagte er) „sind freilich eine große Zierde, aber nur für eure Ahnen, ihr Fürsten, denn die Tugend wird niemals erblich; . . . nicht der Name macht euch zu Fürsten, sondern nur eure Tüchtigkeit." Ebenso scharf tadelte Hutten in seiner Ermahnung an die Fürsten ihren Ungehorsam gegen den Kaiser; im Reichsoberhaupte erkannte er den gemeinsamen Mittelpunkt, um welchen sich alle Kräfte

bewegen müßten, wenn sie nicht auseinander fallen und den Feinden zur Beute werden sollten. Die Fülle seines Zornes ergoß er bei dieser Gelegenheit über diejenigen Reichsstände, welche die Absicht hatten, nach dem Tode Maximilian's einen Fremden zum Kaiser zu erwählen; „das wäre" (rief er entrüstet), „der schändlichste Gedanke, den ein Deutscher je fassen könnte! Ihr Fürsten thut uns nicht die Schmach an, daß ihr uns einen fremden König setzt, den wir niemals gehabt haben! Duldet's nicht, daß Deutsche Deutschland verrathen, und was anders wäre es denn, wenn ihr keinen Eingebornen zum König wählt!?" Indem nun Hutten alles aufbot, um die deutschen Fürsten zu einer großen nationalen That anzuspornen, verhehlte er gleichwohl nicht, daß die Besorgniß vor der Tücke des römischen Hofes auch in ihm wiederhallte; laut verkündigte er: Deutschland werde auf tausenderlei Weise von Rom ausgeplündert; die Kircheneinkünfte, Schweiß und Blut der frommen Vorfahren, flössen nach Rom, alles unterm Vorwand der Frömmigkeit. Des apostolischen Amts sei es, Gottes Wort zu säen, nicht aber der Menschen Eigenthum zu ernten, die Schafe Christi zu weiden, nicht aber das Volk bis zu Hunger und Noth zu treiben, um den Frieden zu beten und ihn zu erhalten, nicht aber zum Kriege aufzurufen. Löblich sei's allerdings, daß die Idee: den Feind der Christenheit durch Kampf abzuhalten, vom Papste angeregt worden; aber sei es dem Letzteren Ernst darum, nun so begnüge er sich damit, wenn Deutschland sein Herzblut dazu hergebe, aber Geld solle er nicht von Deutschland verlangen, eher Geld zur Bestreitung der Kriegskosten dahin senden. — So trat also Hutten in jener großen Frage der Zeit auf; sie bewegte ihn nur insofern, als er das Wohl und die Ehre seines Vaterlandes von derselben berührt glaubte; und mit scharfem Blick erkannte, mit kühnem Freimuth schilderte er bei diesem Anlaß die tief liegenden Uebel der deutschen Zustände. Und was erreichte er durch seine feurige Rede? Nichts!

Er sollte sich Schritt für Schritt überzeugen, daß all seine gläubigen Hoffnungen: eine durchgreifende

Besserung der Schäden, an denen Deutschland litt, werde von oben ausgehen, — daß alle diese Hoffnungen nur ein Abglanz seiner frommen Wünsche waren, und in der Wirklichkeit jedes Grundes, auf dem sie fußen könnten, entbehrten. Auch das Hofleben, in dessen Kreise er gehofft hatte, für alles Edlere und Bessere wirken zu können, durchschaute er allgemach in seiner Nichtigkeit; Zeugniß davon gibt sein satyrisches Gespräch „über das Hofleben," welches er in Augsburg verfaßte und worin er das geschminkte Elend der Dienstbarkeit an Höfen mit bittrer Laune geißelte.

Er selbst vermochte es in dieser glänzenden Sklaverei nicht länger auszuhalten; die zweideutige Stellung Albrecht's von Mainz zu dem großen geistigen Kampf, welcher sich eben entwickelte, widerte Hutten's freie Seele an; er begehrte und erhielt die Entlassung vom Hofdienst, doch genoß er durch Albrecht's Vergünstigung seinen Gehalt noch fort und blieb demgemäß dennoch in einer Art von Verbindung mit jenem geistlichen Fürsten. Da rief ihn ein willkommener Anlaß in's Feld, zur frischen Schwertesthat.

Der Kaiser hatte nämlich endlich nicht anders gekonnt, er hatte beschließen müssen, den wilden leidenschaftlichen Herzog Ulrich von Würtemberg durch Waffengewalt zu züchtigen und in Schranken zu halten, und mit diesem Geschäft hatte er den Ritter Franz von Sickingen als seinen Feldhauptmann beauftragt. Dem zog nun Ulrich von Hutten zu. Längst hatte er von ihm gehört, längst Sickingen von ihm; nun, da Hutten unter Sickingen's Anführung wider den verhaßten Mörder des theuren Vetters fechten wollte, und da er ihn endlich fand, bot ihm Sickingen die Hand und sprach zu ihm: „Ich bin der Ritter von der Ebernburg, Dir längst zugethan in freundlicher Gesinnung. Dein fröhlicher Muth, Dein ritterlicher Sinn, Dein Haß gegen Gewalt und Unrecht haben mir wohlgethan. Es ist jetzt eine böse Zeit; die Gewalt unterdrücket die Schwachen und Falschheit siegt über Redlichkeit. Die Kirche schmachtet im Elend und die Pfaffen brüten Bosheit und Arglist. Da thut es Noth, daß ächte deutsche

Männer mit Muth und Kraft zusammenhalten und nicht durch Stillsitzen zu Verräthern an der guten Sache werden. Gib mir Deine Hand, edler Ulrich, daß wir zusammen für Freiheit und Christenthum leben und sterben wollen!" Da hat der Hutten in Sickingen's Rechte eingeschlagen, und sie sind Freunde geworden auf Leben und Tod, wie nicht leicht ein andres Paar edler Herzen in deutschen Landen gefunden werden mag, die zwei letzten Ritter der alten Zeit und die zwei ersten der neuen!

Doch laßt nun sehen, welch ein Mann dieser Franz von Sickingen war! Uralt nannte er sein Geschlecht; das Stammschloß Sickingen erhob sich ihm im Kraichgau, nicht weit von Bretten, andere feste Burgen ragten jenseits des Rheins, die Ebernburg bei Kreuznach, auf steilem Felsen, wo die Alsenz der Nahe zuströmt, der Rheingrafenstein, Landstuhl oder Nanstull, Drachenfels, Hohenburg, Dhan oder Thanstein. Auf der Stammburg Sickingen war Franz am 1. März 1481 geboren, der Sohn des Ritters Schweikard VIII. von Sickingen und seiner Hausfrau Margaretha, einer gebornen von Hohenburg. Zwei ausgezeichnete Männer, Geiler von Kaisersberg und Johann Reuchlin, des Vaters Hausfreunde, leiteten den ersten Unterricht des jungen Franz, der ihnen, zumal dem edlen Reuchlin, immerdar dankbare Treue bewahrt hat. Wie Franzen's hoher Sinn frühzeitig durch Liebe zu den Wissenschaften gebildet und gestählt wurde, so trieb er auch frühzeitig das Studium der Kriegskunst, und diese war's, durch welche der schlichte Rittersmann seinem Namen Franziskus oder „Fränzchen," wie ihn das Volk wegen seiner unansehnlichen Körpergestalt hieß, im ganzen deutschen Reich, vor Adel, Städten, Fürsten und Kaiser, ja sogar außerhalb des Reiches eine Geltung verschaffte, wie kein anderer seines Standes vor ihm, neben ihm und nach ihm. Denn wohl besaß mancher tüchtige Mann in deutschen Landen ähnliche Eigenschaften des Charakters, strebte mancher nach demselben Ziele wie Franz von Sickingen; kein anderer aber hatte wie Sickingen die äußeren Mittel so zusammenzubringen und zu erhöhen ver-

standen, um das feste Wollen auch durchzusetzen. Vom Sickingen gilt, was unser Schiller sagt: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“ Von Grund aus gesund an Leib und Seele, schlicht und einfach, klar von Verstand, scharfblickend, fest und entschieden von Willenskraft, kernhaft fromm, und so recht deutsch sittlich, allem Unrecht abhold und stets bereit, gekränktes Recht zu vertheidigen, trat Franz von Sickingen schon frühzeitig aus dem engen Kreise des häuslichen Lebens in den weiteren des öffentlichen heraus. Mit dem Kaiser Maximilian war er im Jahre 1508 wider die übermüthigen Venezianer ausgezogen. Als Meister Balthasar Slör, des Bischofs von Worms öffentlicher Notar, durch den Rath der Stadt Worms wider Recht an Gut und Ehre gekränkt worden und nirgends, selbst beim Kaiser nicht, Schutz fand, ging er zum Franz von Sickingen und bat ihn um Beistand; der sprach: „Kann ich Dir auch nicht Schreibersdienst thun, mag's Ritterdienst werden,“ und als kein glimpfliches Mittel anschlug, griff er zum Schwert, rief seine Freunde auf, warb Landsknechte und Reisige, sandte dem Rath von Worms einen Fehdebrief, belagerte die Stadt und schädigte sie auf alle Weise, bis ihr kaiserlich Kriegsvolk zu Hülfe kam. Da mußte er wohl die Belagerung aufheben — (es begab sich im Jahre 1515), aber, ob auch mit der Reichsacht belegt, hatte er seines Namens Geltung schon hoch gebracht. Kaum war er von Worms abgezogen, so bekämpfte er den Lothringer Herzog Anton III., um dem Grafen Gangolf von Geroldseck zu seinem Recht zu helfen; er schuf's ihm und gewann dabei selber an Ansehen, Ruhm und Macht. Schon vor diesem Zug hatte er sich mit den Herren von der Mark verbunden, die in Deutschland und Frankreich gewaltig waren, der Aelteste des Geschlechts, Robert, als Herzog von Bouillon, der Jüngere, Erhard, als Bischof von Lüttich. Nach dem Zug gegen den Lothringer Herzog nahm König Franz I. von Frankreich, den es gelüstete, nach Maximilian's Tode die deutsche Krone zu erhalten, und der sich deßhalb einer mächtigen

Parthei in Deutschland versichern wollte, den Franz von Sickingen in seine Dienste; eine goldene Kette hängte er ihm um und gab ihm den Feldherrnstab. Dann half Franz mehreren Bürgern von Metz, welche vom Rath der Stadt wider Recht theils an Gut und Freiheit gekränkt, theils vertrieben worden waren; mit einem Heere von 16000 Kriegsleuten zu Fuß und viertausend zu Roß kam er vor Metz und zwang den Rath, den Gekränkten Schadenersatz und Ehrenerklärung zu leisten und ihre Rechte und Freiheiten zu bestätigen, ihm selber aber eine Brandschatzung von 20,000 Goldgulden und einen Monatsold für sein Heer zu zahlen. Das that Franz, ob auch noch immer die Reichsacht auf ihm lag. Zu ihrer Vollziehung kam's jedoch nicht; vielmehr verwanten sich Kurmainz und Kurpfalz für den kühnen Ritter, der ein Lehnsmann der Pfalz war, und der Kaiser hob nicht bloß die Acht auf und kassirte die Wormser Fehde, sondern nahm Franz von Sickingen auch zu besonderen Gnaden an, weil er seines starken Arms in dem Kriege gegen Ulrich von Würtemberg bedurfte. Dazu: dem Kaiser und dem schwäbischen Bunde wider Ulrich und dessen Helfer und Anhänger zu dienen, verpflichtete sich denn Sickingen im August des Jahres 1517. Bevor er jedoch den Kriegszug antrat, griff er den jungen Landgrafen Philipp von Hessen an, denselben, der späterhin durch sein Auftreten in der Sache der Reformation und durch sein treffliches Walten als Fürst sich den Beinamen des „Hochherzigen" oder „Großmüthigen" mit vollem Recht errungen hat. Die namentlich angeführten Veranlassungen zu dieser Fehde Sickingen's gegen Hessen waren die Bedrängniß seines Freundes Konrad von Hatstein und die Vorenthaltung einiger streitiger Wiesen bei Nordheim am Rhein, welche Hanns von Sickingen, Franzens Vetter, erworben; wirkliche Beweggründe waren alter Haß und von Seiten vieler benachbarten Grafen und Herren, sowie mancher Adligen im Lande selbst der Wunsch: „es wollte Jedermann eine Feder von des jungen Fürsten Flügel haben!" Vom Lager vor Metz sandte Sickingen dem jungen Landgrafen den

Fehdebrief, und sogleich rückte er dann über den Rhein her, sogleich drangen seine Freunde von allen Seiten her in die Grafschaft Katzenellenbogen ein. Bald stand Sickingen mit Heeresmacht vor Darmstadt und erzwang am 23. September 1518 den Abschluß eines Vertrages, worin, außer Befriedigung der Ansprüche seiner Freunde und eines Schadenersatzes von 1000 Gulden für Konrad von Hatstein, für Sickingen selbst die Herausgabe der Nordheimer Wiesen und eine Entschädigungssumme von 35,000 Gulden ausgemacht war. Diese letztere bezahlte Landgraf Philipp, an die übrigen Punkte des Vertrages hielt er sich jedoch nicht gebunden; auch erklärte Kaiser Maximilian den ganzen Vertrag mit Ausnahme der Artikel, welche Hatstein und Sickingen betrafen, für ungültig. So war denn die Streitsache noch keineswegs erledigt; Franz von Sickingen mahnte den Landgrafen und forderte die achtzig hessischen Ritter, welche sich verbürgt, zur persönlichen Leistung. Der Landgraf hiewieder verbot sie ihnen und berief sich, weil Kaiser Maximilian mittlerweile (am 12. Januar 1519) gestorben und der Thron noch nicht wieder besetzt war, auf einen künftigen römischen König oder auf ein Fürstengericht.

Bevor nun die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes vollzogen wurde, half Franz von Sickingen das Schicksal Ulrich's von Würtemberg entscheiden. Der hatte sich einer argen Gewaltthat schuldig gemacht; als er nämlich vernahm, daß die Bürger der freien Reichsstadt Reutlingen den Stephan Weiler, seinen Burgvogt zu Achalm, aus Blutrache für einen ihrer Mitbürger, erstochen hatten, eroberte er Reutlingen und zwang es zur Huldigung, daß es aus einer freien Stadt des Reichs zu seiner, des Herzogs, Landstadt ward. Da ergrimmte der schwäbische Bund, dessen Glied Reutlingen war, und rüstete seine Heeresmacht gegen den Herzog, und die Bayernherzoge führten sie in's Feld; zugleich brach das kaiserliche Heer, unter Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg, dem Ulrich in's Würtemberger Land. Vergeblich rief dieser jetzt seine Freunde um Beistand an;

vergeblich blickte er auf die Schweizer, die er angeworben; — da sie keinen Sold bekamen, ließen sie ihn im Stich. Bald öffneten die festen Schlösser, bald die Städte den Feinden des Herzogs ihre Thore, unter den Städten auch Stuttgart und Tübingen; und erbrochen wurden nun auch die Kerker, worin die Männer schmachteten, welche des Herzogs Grimm hinabgestoßen. Es war im Frühling des Jahres 1519! Welch ein Frühling für die Befreiten! Welch ein Frühling für Ulrich von Hutten, da er das schöne Schwabenland von dem Manne erlöst sah, welchen er von allen Menschen am glühendsten haßte, von dem Herzog, welcher nun aus all der Lenzespracht seiner Heimath hatte entfliehen müssen. Aber noch eine andere Freude ward dem Hutten, — er sah in Stuttgart den greisen Reuchlin; auf seine Verwendung hatte Sickingen vor der Einnahme Stuttgarts im ganzen Heere ausrufen lassen: man solle sich an Reuchlin's Hause nicht vergreifen. Doch damit begnügte sich der treffliche Sickingen nicht; er wollte dem Vielgeprüften endlich auch Sicherheit wider seine unversöhnlichen Feinde, die Dominikanermönche, verschaffen, und so erließ er am Jakobstage des Jahres 1519 eine drohende Erforderung an den Ordensoberen in der Rheinprovinz, die Dominikaner sollten von allen ferneren Feindseligkeiten gegen Reuchlin abstehen, für die Zukunft Bürgschaft leisten und die Prozeßkosten bezahlen. Und wirklich gelang es dem mächtigen Ritter, die Dominikaner so einzuschüchtern, daß sie im Jahre 1520 die Prozeßkosten bezahlten und den lange verfolgten Greis endlich in Ruhe ließen; er genoß sie jedoch nicht lange; er starb am 30. Juli 1522.

In jener Zeit, da plötzlich durch die Vertreibung des verhaßten Herzogs der heißeste Wunsch Hutten's erfüllet war und alle so lange Anspannung seines Trachtens somit für einen Augenblick einer Abspannung Platz machte, in jener Zeit regte sich in seinem Herzen die Sehnsucht nach einem stillen häuslichen Glücke. In solcher Stimmung schrieb er im Mai 1519 von Eßlingen aus an seinen Freund Friedrich Fischer (oder Piscator): „Ich muß

ein Wesen haben, bei dem ich mich von Sorgen und selbst von ernsteren Studien erholen kann, mit dem ich spielen und scherzen, in anmuthiger Heiterkeit mich vergnügen, die Bitterkeit der Bekümmerniße versüßen, den Drang der Sorgen sänftigen kann. Gib mir eine Frau, Friedrich! Und damit du weißt: was für eine? Gib mir eine, zierlich, jung, rechtschaffen erzogen, heiter, züchtig und sanftmüthig. Mag sie Einiges besitzen, ob auch nicht Viel, denn Reichthümer such' ich nicht. Was die Abkunft betrifft, so glaub' ich: jede, die Hutten zur Hausfrau nimmt, wird genug geadelt sein." Gewiß hatte auf diese Stimmung Hutten's auch der Umgang mit seinem Freunde Franz von Sickingen nicht geringen Einfluß. Sah er doch dessen zweitgebornen Sohn Hanns im würtembergischen Feldzug die erste Waffenthat thun; da mocht' ihm wohl der Gedanke die Seele bewegen: wie glücklich ein Vaterherz sei; und ohne Zweifel machte auch die fromme Treue auf ihn Eindruck, womit der von ihm hochverehrte Freund das Gedächtniß seiner schon 1515 verstorbenen Hausfrau, der sanften, edlen Hedwig bewahrte, welche ihm drei Söhne, Schweikard, Hanns und Franz Konrad, und drei Töchter, Margaretha, Ottilia und Magdalena, geboren hatte. Wie hoch aber Hutten den Sickingen ehrte, das erhellt aus seinen eigenen vertraulichen Mittheilungen an den Frankfurter Rechtsgelehrten Arnold von Glauberg und an Erasmus von Rotterdam. Dem Ersteren schrieb er am letzten April 1519 von Stuttgart aus: „Von Franziskus werde ich auf's Allerbeste behandelt; ... er hat mich beständig bei sich und zur Seite; er schläft und unterhält sich mit mir, sein Gespräch ist ausnehmend angenehm; die Wissenschaften bewundert er wie kein Andrer. Ein Mann, in allen Stücken groß und allgemeiner höchster Schätzung werth, ein hohes, unbesiegtes, gegen alle Wechselfälle des Glückes sichres Gemüth! Gewichtig ist seine Rede über die höchsten Angelegenheiten, seine gewöhnliche Unterhaltung heiter; keine Spur von Stolz bei ihm, all sein Sprechen und Handeln ist leutselig; offen, wie er ist, haßt er allen falschen Schein und alles eitle Gepränge."

Und dem Erasmus schrieb Hutten im Juni desselben Jahres von Mainz aus, wohin er nach Ulrich's Vertreibung zurückkehrte, unter Anderm folgendes über Sickingen: „Ein Mann, dessen Gleichen Deutschland lange nicht gehabt hat, und der es verdient, daß auch Du ihn durch Deine Schriften der Nachwelt empfiehlst! Ich wenigstens hoffe, daß unserer Nation durch diesen Mann noch große Ehre erwachsen werde.... Er spricht nichts gemeines, er thut nichts gemeines. Der allmächtige Gott fördere die Bestrebungen dieses tapfersten Mannes!"

Dieser Sickingen nun, welchen Hutten so sehr bewunderte, erlangte damals den Gipfel seiner politischen Bedeutung. Er war's, der bei der Wahl eines neuen Reichsoberhauptes für Deutschland den Ausschlag gab, daß, allen Bemühungen des Königs Franz I. von Frankreich zum Trotz, der Enkel des verstorbenen Kaisers Maximilian, der spanische König Karl, zum römisch-deutschen Kaiser gewählt wurde. Wie wir Menschen des 19. Jahrhunderts diesen Karl den Fünften beurtheilen könnten, so müssen wir gestehen, daß Deutschland durch die Wahl desselben zum Reichsoberhaupt nicht nur nichts gewonnen, sondern in Folge derselben unermeßlich viel verloren hat, denn dieser Karl hatte nun einmal, wie viele glänzenden Eigenschaften man ihm auch zuschreiben mag, gerade das nicht, was Deutschland in den Tagen seiner geistigen Erhebung von einem Kaiser mehr als je zu verlangen ein Recht hatte; nämlich er hatte kein deutsches Herz. Er war für Deutschland ein Fremder, durch und durch ein Fremder; er hat dies Deutschland nur wie eine Provinz seines Weltreichs angesehen, und mag ein Andrer ihn preisen, daß er in schweren Zeiten mit großer Verstandeskraft die Schicksale gelenkt und die Bewegungen gezügelt, ich kann's nicht, denn was ihn bewegt hat im tiefsten Grunde, ist doch nur Selbstsucht gewesen, keine große Idee; er hat die größte Idee seiner Zeit, die Reformation, nicht begriffen, nicht einmal ihre Hülle verstanden, geschweige ihren Kern! Aber damals, da es sich darum handelte, ob Franz I. von Frankreich oder der Enkel des Habsburgers

Maximilian die deutsche Krone tragen sollte, damals galt Karl den patriotischen Gemüthern, diesen guten gläubig hoffenden Deutschen, welche im Vollblut des Geschlechts vollkommenste Gewähr für Geist und Gesinnung sahen, dem Franzosen gegenüber als deutsch-nationaler Kronbewerber, obwohl Karl kaum deutsch sprechen konnte, bloß weil sein Großvater und sein Urgroßvater väterlicherseits Deutsche gewesen waren, weil er die allen Deutschen wohlbekannte Habsburger Nase trug; o ihr Deutschen, wie weit hat euch zu allen Zeiten jene Gutmüthigkeit gebracht, welche euch das Alte nicht deßhalb, weil es gut ist, sondern deßhalb, weil ihr dessen gewohnt seid, lieb, theuer und ehrwürdig macht! So stand denn also wie gesagt, damals im Jahre 1519, der spanische Karl als nationaler Kronbewerber dem französischen Franz I. gegenüber, um kein Haar breit nationaler als Franz, aber vergoldet von der Morgensonne aller nationalen Hoffnungen. Von allen Hoffenden hoffte aber gewiß keiner so durch und durch treu und ehrlich wie Ulrich von Hutten, daß der junge Kaiser sich an die Spitze der jungen nationalen Bewegung stellen würde. Ohne Zweifel war dieser Beweggrund bei Sickingen, welcher Karl's Erwählung hauptsächlich durchsetzen half, bei weitem weniger vorherrschend. Sickingen wurde erst durch die genauere Verbindung mit Hutten über eine höhere nationale Anschauung klarer und einer nationalen Bestrebung näher gebracht, in welcher sein ganzes Dasein den Zielpunkt finden sollte. Dies verdankte er dem jüngeren Freunde, welcher wieder in dem erfahrenen älteren einen Brennpunkt der praktischen Richtung fand, um alle die Ideen, welche sein Leben so mächtig bewegten, zu verwirklichen. So wurde denn das nähere Zusammentreten Hutten's und Sickingen's im würtembergischen Feldzuge für Beide bedeutend und verhängnißvoll.

Doch blicken wir zunächst auf Sickingen's Stellung bei der Kaiserwahl. Er verließ die Dienste des Königs von Frankreich, welcher es zu spät bereute, daß er selbst die Veranlassung dazu gegeben hatte. Mit den Herren von

der Mark im Einvernehmen leitete nun Sickingen geschickt und wirksam die schwierigen geheimen Unterhandlungen mit den Reichsfürsten zu Gunsten des spanischen Karl. Vergeblich ersuchte ihn jetzt Franz I., in den französischen Dienst wieder einzutreten, vergeblich bot er ihm sogar eine Summe von 30,000 Kronenthalern und eine lebenslängliche Rente von 8000 Sonnenkronen. Franz von Sickingen zog, nachdem alle Voranstalten getroffen waren und als der Wahltag bevorstand, mit einem stattlichen Heere vor Frankfurt und hatte die Genugthuung, als Karl, der Enkel des Habsburgers Maximilian, dort zum deutschen König und Kaiser erwählt worden war, sich sagen zu können: „Ich bin's, der ihn erhob!" Er hatte die Genugthuung, daß ihn das neue Reichsoberhaupt, als solches Karl V. geheißen, nach Aachen lud und ihm dort den Platz zur Rechten neben dem Throne anwies. Er hatte die Genugthuung, dem König von Frankreich zeigen zu können, wie er dem neuen Kaiser ein Darlehen von 2000 Dukaten vorstreckte, ohne Verschreibung, lediglich auf Karls V. Handschrift „auf Ihrer Majestät Treu' und Glauben." Im Stolz auf seine einfache Ritterschaft lehnte er die Erhebung in den Reichsgrafenstand ab, womit Karl V. seine Verdienste belohnen wollte; nur dem widerstrebte er nicht, daß ihn dieser am 23. Oktober 1519, „vollkommentlich und gänzlich betrauend seiner Tugend, Ehrbarkeit, Mannheit, gutem Verstand, Geschicklichkeit und gutem Fleiß", zu seinem „Rath, Kämmerling, Hauptmann uud Diener" annahm; er erhielt 3000 kurrente Gulden für jegliches Jahr „Rath- und Dienstgeld" und Monatsold für die anzuwerbenden „Kurasser und Einspännigen;" „zwanzig Kurrasser, der Kurrasser gerechnet um drei reisig guter gerüsteter Pferd, und vierzig Einspänniger, jeglicher mit einem Pferd" sollte Franz „zu Sicherung seiner Person und Bewahrung seiner Flecken aufnehmen, haben und halten," welche Leibwache jährlich einmal durch besondere kaiserliche Kommissarien besichtigt und gemustert werden sollte. Bei dieser Werthschätzung, in welcher Franz von Sickingen bei dem ihm so hoch

verpflichteten Kaiser stand, mochte Ulrich von Hutten wohl hoffen, in seinem Freunde einen starken Beschützer und Anwalt aller freien nationalen Bestrebungen zu behalten. Aber, wie gesagt, er hoffte auch auf Karl V. selbst, daß er diesen Bestrebungen sich mit Wärme anschließen werde; er glaubte nichts Anderes annehmen zu können, als daß der junge Kaiser schon aus Politik die nationale Sache zu seiner eigenen machen werde; er hoffte auch auf Karl's V. Bruder, den Erzherzog Ferdinand, welchen ihm Erasmus von Rotterdam als einen Freund der Wissenschaften geschildert hatte.

Nachdem Ulrich von Würtemberg — nach einem vergeblichen Versuch, die Herrschaft wieder anzutreten — noch in demselben Jahre zum zweitenmal von Land und Leuten verjagt worden war, richteten sich alle Gedanken und Bestrebungen Hutten's auf die Befreiung seiner Nation von ihrer Abhängigkeit unter der römischen Hierarchie. Im März des Jahres 1520 ließ er bei Johann Schöffer in Mainz eine merkwürdige alte Schrift, die er der Verschollenheit entriß, „von der zu erhaltenden Einheit der Kirche und von dem Streit zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII." drucken; er widmete sie dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, welchen er, wie dessen Bruder, den Kaiser, zur schärfsten Wachsamkeit aufforderte, damit sie nicht, wie ihre Vorfahren, von Rom betrogen würden, damit Deutschland nicht planmäßig von dorther ausgeplündert würde. Der Kaiser möge nicht länger dulden, daß die deutsche Nation fernerhin auf so schmähliche Weise der Tyrannei des römischen Bischofs unterthan bleibe. „Sollte mich auch der Papst" fügte Hutten hinzu, „mit Verdammung und Bann verfolgen, — ich werde doch nicht aufhören, die Wahrheit zu verkündigen, die ich erkannt habe, die ich auszubreiten vermag!" Rasch ließ er nun einen Angriff gegen Rom nach dem andern folgen, einen schärfer und heftiger als den andern. Im April desselben Jahres erschienen, eben auch bei Schöffer in Mainz, seine vier Gespräche: „das Glück, Fieber

das zweite, die römische Dreifaltigkeit und die Anschauenden („fortuna," „febris secunda," „Vadiscus" oder „trias romana" und „inspicientes"). Im zweiten Fieber schilderte er mit beißendem Spott die Sittenlosigkeit der Geistlichen und ihre Buhlschaften (Folge des Cölibats) als einen Krebsschaden der Kirche und als den Ursprung der allgemeinen Verderbtheit in der europäischen Christenheit. In den „Anschauenden" ließ er Sol und Phaëton sich über das Erdenvolk unterhalten; wie nun Phaëton fragt: was das für ein seltsames Getöse zu Augsburg unten sei mit Schlemmen, Prassen und Hin- und Herberathen, erfährt er: das ist ein deutscher Reichstag! Nun sehen die Beiden den päpstlichen Legaten Kajetan im stattlichen Aufzug herankommen, wie er den guten Deutschen unter dem Vorwand eines Türkenkrieges ihr Geld aus den Taschen lockt. Da meint aber Sol: wenn er die Deutschen recht kenne, so wären sie nahe daran, endlich klug zu werden, denn Kajetan sei der erste Legat, den sie zu Rom's großem Schrecken leer gehen ließen; der Legat aber beklagt sich, daß Sol nicht recht scheine, um ihm das kalte Barbarenland zu erwärmen, Sol sollte doch bedenken, daß des Papstes Gewalt über Himmel und Erde sich erstrecke, darum möge Sol nur geschwind um Absolution bitten und sich einer Buße unterwerfen; und wie ihm nun Sol erwiedert: er solle eine Purganz von Nießwurz einnehmen, thut ihn Kajetan in den Bann und verlangt dann: er solle Pestilenz unter die deutschen Pfaffen bringen, damit recht viele Stellen feil und verkauft würden.

Am gewaltigsten aber bewegte der Geist, der Hutten's „römische Dreifaltigkeit" durchrauschte, das deutsche Nationalgefühl; der Ton, den Hutten hier anstimmte, war ein Signal für die Massen, abzuschütteln das Joch, dessen ganze Schande nun enthüllt war, und Sturm zu laufen auf die römische Hierarchie. Rom mußte um so mehr vor dem Gericht, das sich in Deutschland bereitete, erzittern, da nun der Zorn aus der geschlossenen Schaar der Gelehrten in's Volk überfloß, da ihre Schriften aus der la-

teinischen Sprache in die Volkssprache übersetzt, und neue Kriegsmanifeste gegen das Papstthum gleich in der Volkssprache geschrieben wurden. Das gab denn die Entscheidung in der großen Sache; erst jetzt wurde Hutten der rechte Volksmann, der, mit seinem adeligen Wappen und mit seinem ritterlichen Schwert an der Seite, nicht mehr als Höhergestellter, sondern als Gleicher unter Gleichen im gerechten und heiligen Kampfe um die Freiheit Allen voranfocht. Und wie er, so viele Andere, welche nicht bloß die Gleichheit der Gesinnung, sondern auch Hutten's ganz besondere Bemühung zu einem gemeinsamen Wirken für den höchsten Zweck verband.

Doch laßt uns Hutten's „römische Dreifaltigkeit" näher in's Auge fassen! „Dies Büchlein schicke ich Dir" (so schrieb er an Ritter Sebastian von Rotenhan), „nit als etwas Gutes, denn es hat nichts Guts in ihm, (mehr ist sein Inhalt Schand, Laster und alles Uebel) sondern als eine Erzeigung meiner angebornen Freiheit, und glaub', es werde Dir desselbigen halben nit unangenehm sein. Vorwahr, aus sollicher Ursach hab' ich selbs einen Gefallen, darzu löse auf der Deutschen Freiheit, die gebunden und mit päpstlichen Stricken verheftet war. Ich bring' wieder herfür die christenliche Wahrheit, die man in's Elend verschickt und weiter, dann die Indianer oder Garamanten von hinnen wohnen, ausgetrieben hatte. Um solliche meine Wohlthat (als ich die kühnlich und ohne Scheu nennen darf) begehr' ich nit, daß mir unser Vaterland, gemein deutsch Nation, ein ehrliche Belohnung gebe, allein bitte ich, ob mich jemand um ausgebner und beschriebener Wahrheit willen verfolgen wöllt, daß alsdann alle frummen Deutschen sich mein annehmen und mich gegen Gewalt und Unrecht entschützen. Dieses sei mein Lohn! Dieses sei mein Vergeltniß!" In dem Gespräch nun unterhält sich Hutten selbst mit Ernhold, einem Frankfurter, über das güldene Mainz, das güldene Frankfurt, das selige Köln und kömmt bald darauf, es sei ihm Unlustiges zu Mainz widerfahren, daß man ihm den Historienschreiber Cornelius Tacitus, deß etliche Bücher

neulich entdeckt worden und zu Rom gedruckt seien, nicht habe wieder drucken wollen, weil man in einer römischen Bulle den Wiederabdruck binnen zehn Jahren verbiete, auf daß der römische Drucker desto mehr gewinne. Hiermit ist nun Hutten auf seinem eigentlichen Kampfplatz angelangt; er beginnt nämlich all' das Unrecht und die Schmach zu schildern, welche die deutsche Nation, „eine freie streitbare Nation, ein starkmüthig Volk" von Rom erdulde, wobei er allerdings die Hoffnung ausspricht: „dieweil es jetzo am höchsten ist und vielleicht nit weiter aufsteigen mag, es werde brechen und wir werden erlöst," „das und noch viel mehr werde der neue König thun, dieser Nation gemäß, seinen Aeltern und seinem Geschlecht gebührlich; denn wie möcht' er leiden, sich verachtet, die Seinen beraubt und noch dazu von denen man stets viel nimmt, dieselbigen am meisten verlacht und in Gespött gehalten werden? Ist irgend ein Volk, das spöttischer und verächtlicher zu Rom gehalten werde, denn die Deutschen? Fürwahr, keines, denn zu Rom verlachen uns die Kinder und Alten, Weiber und Männer, Handwerker, Kaufleute, Pfaffen, Laien, Edlen, Unedlen, Herren, Knecht, und die Summ' davon zu reden, die Juden, Gefangene aller Nationen, haben zu Rom Macht, die Deutschen zu verspotten;" wir Deutsche seien aber bloß darin Narren, „daß wir ihre Verspottung nit merken wollen, daß wir zuviel glauben und uns in einem Aberglauben unser Gut, das man uns vor Zeit mit Waffen und Krieg nit hat nehmen mögen, jetzo spöttlich abschwätzen und gauklen lassen." Nun wird erzählt, was Vadiscus, ein Reisender, der von Rom gekommen, von dem dortigen Wesen und Walten berichtet habe; dieser habe alles, was er davon zu sagen wußte, auf eine Dreifaltigkeit gezogen. Und zwar also: „Drei Ding behalten Rom bei seinen Würden: Autorität oder Ansehen des Papstes, Heiligthum und Kaufschatz des Ablasses." „Drei Dinge bringen gemeiniglich alle, so gen Rom ziehen, wieder heraus: ein verletztes Gewissen, einen bösen Magen und leeren Seckel." „Rom sei zu fliehen, um daß es dreierlei ertödte und zu

nichte mache: gut Gewissen, Andacht zu Gott und den Eid." „Dreierlei verlachen die Römer: gut Beispiel der Alten, Sankt Peters Papstthum und das jüngste Gericht." „Drei Dinge sind überflüssig zu Rom: alte Gesichter, Gift und zerbrochene Mauern." „Drei Dinge sind aus Rom in's Elend vertrieben: Einfältigkeit, Mäßigkeit und Frömmigkeit." „Die Römer handeln mit dreierlei Kaufschatz: Christo, geistliche Lehen und Weibern." „Drei Ding sind den Römern beschwerlich und erschrecklich zu hören: von einem gemeinen Concilio sagen, einer Reformation des geistlichen Standes gedenken und daß die Deutschen jetzo Augen gewinnen; darneben fürchten sie auch drei Dinge: der christlichen Fürsten Einigkeit, Verstand und Merkung des Volks und daß ihre List und Trügerei an den Tag kommen." „Drei Dinge möchten Rom gegen alle seine Gebrechen helfen: Bekehrung des Aberglaubens, Hinwegnehmung der Officien und Umkehrung des ganzen Wesens zu Rom." „Drei Dinge hält man zu Rom in großem Werth: hübsche Frauen, schöne Pferd und päpstliche Bullen." „Drei Dinge sind im gemeinen Brauch zu Rom: Wollust, köstliche Kleider und Hoffahrt oder Uebermuth." „Drei Dinge pflegen die Müßiggänger zu Rom: Spazieren, Buhlen und Prassen." „Drei Gerichte essen die Armen zu Rom: Kraut, Zwiebeln und Knoblauch." „Herwieder auch die Reichen: Schweiß der Armen, Gut mit Wucher und Trug gewonnen und den Raub des christlichen Volkes." „Es sind auch dreierlei Bürger zu Rom: Simon, Judas und das Volk von Gomorra." „Die Kardinäle schleifen drei schädliche Schwänze nach ihnen: den einen an ihren Röcken, damit sie oft durch Aufweckung des Staubs in ganz Rom der Menschen Augen beleidigen; den andern ihr Gesind und Dienstvolk, denn dasselbige ist gemeiniglich aus lauter Buben, Gassentretern, Ruffianern, heimlichen Mördern, Buseronen, Verräthern, schalkhaften Kurtisanen oder aber von Leuten, die sonst übel gesittet und einem verlaumdten, befleckten Haufen; der dritte Schwanz ist ihre Nahrung und Einkommen, denn dieweil dasselbige anders nichts ist denn

Betrügerei, Rauben, Stehlen, verschleifen und auskehren sie manchem Biedermann sein Armuth mit sollichem Schwanz, der gleichwohl, was er anrührt, verlippet und letziget." „Dreier Dinge mögen die Romanisten nimmer ersättigt werden: Bischofsmäntel, Papstmonate und Annaten." „Wer zu Rom zu handeln hat, dem sind drei Dinge nöthig: Geld, Verschrift und Lügen." „Drei Dinge fördern alle Sachen zu Rom: Gab, Gunst und Macht." „Drei Dinge erheben einen Jeden zu Rom: Geld, Kühnheit und Unverschämtsein." „Drei Dinge mögen an Geldes statt zu Rom gebraucht werden: Schönheit des Leibs, Betrüglichkeit des Gemüths und der beider Geduld." „Um dreier Ding willen ziehen Viele gen Rom: das Erste ist der römische Name, und daß man viel wunderlicher Ding von Rom schreibt und sagt, dieselbige zu sehen und zu erkennen; das Andere: Gewinnst; das Dritte: Freiheit übel zu thun." „Drei Dinge mögen Rom wieder zu seinem rechten und allerbesten Stand bringen: der deutschen Fürsten Ernst, christlichen Volks Ungeduld und ein gegenwärtig Heer der Türken." „Drei Ding haben Deutschland bisher nit weise werden lassen: Ungeschicklichkeit der Fürsten, Unbekanntniß der Schrift und Aberglaube des Volks." „Drei Dinge sind, womit Rom alle Dinge unter sich bringt: Gewalt, Betrug und angenommene Heiligkeit." „Drei Ding leiden nit, daß Wahrheit von ihnen gesagt werde: der Papst, Ablaß und Unfrömmigkeit, damit sich ein jeder zu Rom ernährt." „Zur Verachtung der Deutschen sprechen sie: Drei Dinge befestigen Rom: seichte Gräben, zerbrochene Mauern und niedere Thüren." „Dreierlei Obersten haben darin das Regiment: Buhlen, Kurtisanen und Wucherer." „Drei Dinge thut man dort ungern: Glauben halten, Lieb' und Dienst thun und von dem Weg weichen." „Drei Ding sind in Rom ohne Zahl: Buhlerinnen, Pfaffen und Schreiber." „Drei Ding begehren alle Menschen zu Rom: kurze Messen, alt Gold und ein wollüstig Leben." „Drei Ding, so man sonst nirgend findet, sind dort gemein: Leut' aus allen Landen, allerlei Münz und Gemeinschaft aller Sprachen." „Drei

Ding hasset Rom feindlich: Patronenrecht, freie Wahl der Bischöfe und Prälaten und der Deutschen Nüchternheit." „Drei Ding hat jedermann in Rom vor Augen: Reitende, Briefträger und Gebenedeiung." „Darnach diese: Heilige Stätten, unreine Frauen und ehrliche Anzeigung alter Geschichten und Händel." „Drei Ding sind zu Rom, die man köstlich kleiden muß: Pfaffen, Maulesel und gemeine Frauen." „Drei Ding sind verboten aus Rom fortzutragen und wär' doch sollichs zu verbieten nit vonnöthen gewesen; das Erste: Heiligthum, das Andere: große Stein, das Dritte: Andacht." „Drei Ding glauben ganz wenig Leut in Rom: Unsterblichkeit der Seelen, Gemeinschaft der Heiligen und Pein der Hölle." „Drei Ding, wiewohl sie in Rom nit sind, berühmt man der doch mehr allda, denn an einigem Ort: Andacht, Glaub' und Unschuld." „Wiederum sind auch drei Ding förderlich zu Rom und werden doch selten und wenig gesehen: alt Gold, der Papst und schöne Frauen." „Drei Ding sind am theuersten zu Rom: Officia, Gerechtigkeit und wahre Freundschaft." „Dreierlei küssen die Leut' zu Rom: Händ', Altar und Backen." „Werke der Barmherzigkeit sind zu Rom: die Zinsen der reichen Klöster und Abteien den Kardinälen in Kommenden, Domherrnpfründen und feiste Lehen, wo die auch sind, dem Papst zustellen, und die Gemüther christlicher Menschen, so durch unaussprechlichen Mißglauben und zauberische Gespenster in Verzweiflung kommen, mit Arznei des Ablasses und päpstlicher Gnaden wieder erquicken." „Drei Ding hält man zu Rom für gewiß: der Römer Macht, der Wälschen Trug und der Deutschen Untauglichkeit." „Was jetzt von Rom zu klagen? Zuvörderst drei Ding: erstlich, daß die allerboshaftigste Sekte der Florentiner jetzo Rom regiert; darnach, daß den Papst seine Schmeichler für einen Gott ausgeben; zum Dritten, daß sich der Papst allzugroße Gewalt annimmt in Gnaden des Ablasses und in Strafe des Bannes." „Drei Schwerter (wie drei Kronen) hat der Papst, das geistliche, das weltliche, und das dritte ist ihm worden, damit derselbige Hirt und Gottes Vikarius

seine Heerde scheeren und, ob die Schaf etwa räudig wären, den Gebrechen abhaue.“ Ernhold wünscht dem unreinen Haufen dreierlei Uebel: „Pestilenz, Hunger und Krieg“, und ohnedem, so fügt Hutten hinzu, ist Rom dreierlei Krankheiten unterworfen: „dem Fieber, der Armuth und dem Trug“. „Drei Uebel sind ferner zu Rom: theure Zehrung, Meineidigkeit und böse Luft.“ „Drei Dinge verbannet Rom: Armuth, Regiment der anfänglichen Kirche und Verkündung der Wahrheit.“ „Drei sind der römischen Geizigkeit Instrumente oder Werkzeuge: Wachs, Pergamen und Blei.“ „Drei Ding sind in großer Verachtung zu Rom: Armuth, Gottesfurcht und Gerechtigkeit.“ „Drei Ding kann man so meisterlich an keinem Ort als zu Rom üben: Schlemmen, Glauben brechen und in mancherlei Gestalt Unkeuschheit treiben.“ Als die Hefe des Gedritten kommt endlich zu guter Letzt: „Drei Ding sind in großer Menge zu Rom: Maulesel, Bullen und Procuration; und drei tragen mancherlei Farben: Knecht, Weiber und Mönche; es haben auch dreierlei Ding Tressen zu Rom: Pferdzäume, Männergürtel und die Kurtisanen-Taschen.“ Den Kurtisanen aber wünschen Hutten und Ernhold: „Daß sie die Pfründen immerhin begehren und doch nit erlangen, bitten und doch nit erwerben, suchen und doch nit finden, und daß sie in solcher Begier, Sorg' und Fleiß sich selbs armselig fressen und verzehren“. Das sind die sechzig Dreistücke, wie sie Hutten in ganzer Derbheit dem römischen Hofe und allen seinen Anhängern in Deutschland zuwarf. Die volle Entrüstung seines gekränkten Herzens machte sich darin Luft; aber mit einer wahrhaft meisterlichen Gewandtheit des Witzes verstand er alle Gegenstände seines Hasses an diese einzelnen Dreistücke zu knüpfen und aus Fragen und Antworten ein Netz zu schlingen, welches den Feind seines Vaterlandes so umstrickte, daß sich derselbe nicht rühren noch regen konnte und sich so steif und starr in seiner ganzen Hassenswürdigkeit zeigen mußte. Gerade die Zwischenspiele von einem solchen Dreistück zum andern sind es, worin sich der Geist Hutten's auf's Glänzendste be-

währte. Wie ein Künstler sein Saitenspiel zu behandeln versteht, so traf hier Hutten jeden Ton, der im Innersten des deutschen Herzens schlummerte, und lockte ihn hervor; was irgend darin an Ehrgefühl vorhanden war, das traf er durch leiseren oder stärkeren Druck; was eines Volkes Scham aufstacheln kann, das spornte er; und dabei war aller und jeder Beweis, dessen er sich bediente, so augenfällig, so handgreiflich, daß jedermann, nach seinem Bildungsstande, einen Haltpunkt fand, und gleichsam als hätte er das, was ihm gesagt ward, selbst gefunden und selbst längst gesagt, ausrufen mußte: „'s ist wahr, ein Thor, wer sich's länger gefallen läßt!" Wessen Deutschen Gemüth mußte nicht empört sein, wenn man las, wie die Römer die deutschen Geistlichen nur „ihre Stallknechte" nannten!? Wessen Thatkraft mußte sich nicht anspannen, wenn man las: „Es wird doch geschehen, daß wir Deutsche mit dem römischen Joch auch den Aberglauben hinwerfen und werden nachfolgende Deutsche verstehen, wie ein großer Unterschied sei zwischen der wahren Gottesehr' und der päpstlichen Tyrannei Dienstbarkeit! . . . Fürwahr: ist dieses eine große ehrliche That, mit Rathen, mit Vermahnen, mit Anreitzen, mit Treiben, Schreien verschaffen, daß unser Vaterland seinen Schaden und Unwürde erkenne und sich rühre, seine alte angeborne Freiheit wieder zu erwerben . . . . und ob es dann einer schon nit vollbrächt, so hat dennoch, der es untersteht, etwas verdient, und vielleicht werden andere ein Beispiel daher nehmen und dergleichen auch unterstehen, und möcht' noch die Welt sich bewegen lassen, also daß Deutschland witzig würde!" Ja, das traf, das zündete, wenn man las: „O Rom, du bist das gemein Schauhaus der ganzen Christenheit, darinnen, was gesehen wird, meinet man, sei recht und billig. Du bist die weitrüchtig Scheuer der Welt, darein man führt und zusammenträgt, was man von jedermann geraubt und genommen hat, darinnen mitten sitzt der unersättlich Geizwurm, der viel verschlingt und stets einen großen Haufen guter Frucht verzehret, umgeben von seinen Mitfressern, die uns erstlich unser Blut aus-

sogen, darnach vom Fleisch gefressen, bis sie uns jetzo (ach Christ Herr!) an das Mark kommen, zerbrechen uns die innerlichsten Bein', und was noch übrig ist, wollen sie auch verzehren! Suchen hie Deutsche nicht Waffen herfür? Gehen sie die nicht mit Eisen und Flammen an? Das sind Räuber dieser Nation, die vergangener Zeit und etwan allein aus Anreizung ihrer Begier, jetzo aber mit Kühnheit und Grimm berupfen und berauben ein Volk, der Welt Regierer, saufen aus den Schweiß und Blut der armen Deutschen, erfüllen ihren geizigen Hunger, erhalten ihr unrein Leben mit dem Eingeweid unserer Armuth. Denen geben wir Geld; die halten Pferde, Hunde, Maulesel und (pfui der Schande!) ihre Weiber und andere mit unseren Kosten, die steuern ihrer Bosheit mit unserm Geld, schaffen ihnen ein gutes Leben, kleiden sich mit Purpur, bauen Häuser von lauterem Marmelstein . . . .

. . . . Dieweil es nun ist so gestalt,
So ist vonnöthen, mit Gewalt
Den Sachen bringen Hülf und Rath!"

Wir werden bald sehen, welch einen Dreibund Hutten und sein Freund Sickingen in Deutschland zu Stande zu bringen suchten, um eine deutsche Dreiheit zu vernichten, in welcher sie das Verderben der Nation erkannt zu haben glaubten.

Dem „Vadiscus" oder der „römischen Dreifaltigkeit" ließ Hutten schon im Juni desselben Jahres 1520 die Herausgabe mehrerer Briefe folgen, welche gegen Ende des 14. Jahrhunderts bei Gelegenheit der Kirchenspaltung durch die zwei Gegenpäpste Urban VI. und Clemens VII. von Seiten mehrer Hochschulen abgefaßt worden waren. Indem Hutten sie unter dem Titel: „**de schismate extinguendo et vera ecclesiastica libertate adserenda epistolae aliquot mirum liberae**" veröffentlichte, stellte er denselben ein Sendschreiben „an alle Freien in Deutschland" voran, an dessen Schluß es unter anderm hieß:

„Schon ist, o Christus! schon ist die sichertreffende Axt an die Wurzel gesetzt und der ganze Baum, der keine gute Frucht trägt, wird umgehauen und der Weinberg des Herrn wird gereinigt werden. Das sollt ihr nicht bloß hoffen, nein, bald sollt ihr es schau'n! Inzwischen seid festen Vertrauens, ihr deutschen Männer, und ruft euch unter einander auf! Anführer werdet ihr haben, die zur Erringung der Freiheit weder unerfahren noch schwach sind. Bewährt euch nur stark und unerschrocken! Durchgedrungen muß endlich werden, durchgedrungen! . . . Es lebe die Freiheit! Der Würfel ist geworfen!"

Ja, der Würfel war geworfen, die Brücke war abgerissen, keine Umkehr, keine Vermittlung mehr möglich. Papst Leo X. forderte Albrecht von Mainz auf, die Feinde des römischen Stuhles zur gebührenden Bescheidenheit zurückzuführen oder sie auf eine solche Weise zu bestrafen, daß andere von einem ähnlichen Muthwillen abgeschreckt würden. Dies bezog sich ausdrücklich auf Hutten; der Papst verhehlte seine Verwunderung darüber nicht, daß Hutten zum Hofe des Erzbischofs gehöre, daß Hutten's Bücher in Mainz, unter Albrecht's Augen, gedruckt würden. Albrecht war nun zur Entscheidung gedrängt. Er versuchte, Hutten durch freundliche Vorstellungen dahin zu bestimmen, daß derselbe sich fernerer Angriffe auf das Papstthum und die Romanisten enthalte. So etwas zu versprechen vermochte Hutten natürlich nicht. Er verließ Mainz, und bald nachher verbot sein bisheriger Gönner das Kaufen und Lesen der Hutten'schen Schriften bei Strafe der Exkommunikation. Mit diesem Bruch mit Albrecht stand Hutten's Anschluß an Luther im nächsten Zusammenhang. Aus Rücksicht für Albrecht hatte es Hutten bisher vermieden, sich mit Luther in nähere Verbindung zu setzen, dessen Angriffe auf den Ablaßkrämer Tetzel natürlicherweise auch den Erzbischof von Mainz auf's Empfindlichste berührten, welcher ihm zum Ablaßhandel Vollmacht gegeben. Uebrigens hatte Hutten schon früher im

Auftrag seines Freundes Sickingen Luther'n durch Vermittlung Melanchthon's seine Theilnahme kundgegeben. Im Juni 1520, kurz vor seinem Bruch mit Albrecht, den er als unvermeidlich erwartete, schrieb nun Hutten selbst an Luther. Er verkannte nicht, welche Geltung der kühne Mönch von Wittenberg in der öffentlichen Meinung erlangt hatte und wie wichtig daher eine Verbindung mit demselben für ihn und für Sickingen war, welche bereits, besonders aber Hutten, mit größerer Ungeduld an eine gewaltsame Durchführung von Plänen zur Umgestaltung der deutschen Verhältnisse dachten. „Es lebe die Freiheit!" so begann Hutten seinen (lateinisch abgefaßten) Brief an Luther. Er gab zu, daß sie beide an einem und demselben Werke, der Wiederherstellung der von den Päpsten verfinsterten Christuslehre arbeiteten, Luther mit mehr Glück, er, Hutten, nach seinen Kräften. „Es heißt," fuhr Hutten in dem Briefe fort, „Du seiest excommunicirt. Wie groß, o Luther, wie groß bist Du, wenn dies wahr ist. Denn von Dir werden dann alle Frommen sagen: Sie haben die Seele des Gerechten gefangen und unschuldiges Blut verdammt, aber der Herr unser Gott wird ihre Ungerechtigkeit auf sie zurückwälzen und sie zerstreuen in ihrer Bosheit. Das sei unsere Hoffnung, unser Glaube." Weiter schreibt er: „Sieh Dich vor und merke wohl auf ihre Anschläge. Du siehst, welch' ein Verlust es für's Ganze wäre, wenn Du jetzt unterlägest! Denn, was Dich betrifft, so weiß ich: Du willst lieber sterben, als leben wie bisher. Auch mir stellt man nach, aber ich werde mich vorsehen, so viel ich kann. Sollte man Gewalt brauchen, so werden mir nicht bloß ebenso große, sondern, wie ich hoffe, wohl noch überwiegende Kräfte gegen den Feind zu Gebote stehen; — möchte man mich nur gering schätzen!" — „Du mußt Dich fest und stark halten," (schreibt er weiter), „wanke nicht! Doch wozu mahn' ich Dich d'ran, da es meiner Mahnung nicht bedarf! Mich hast Du in allen Fällen zum Genossen, und so kannst Du mir alle Deine Pläne künftighin anvertrauen! Laß uns die gemeinsame Freiheit retten, laß uns

das lang unterdrückte Vaterland entknechten! Wir haben Gott auf unserer Seite und, wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein? u. s. w." Auch Sickingen schrieb später (noch in demselben Jahre) an Luther: „Ich habe gerne verstanden, daß Euer Gemüth dahin gerichtet ist, die christliche Wahrheit anzuzeigen und derselben anzuhangen, und bin wohl geneigt, Euch in Solchem meines Vermögens Förderung und Gunst zu beweisen."

Nach Absendung seines Briefes an Luther reiste Hutten nach den Niederlanden, um den Erzherzog Ferdinand und dessen Bruder, Kaiser Karl V. für seine Sache zu gewinnen; er mochte wohl glauben, seine Freundschaft mit dem bei Karl V. so viel geltenden Sickingen werde ihm eine günstige Aufnahme verschaffen! So beharrlich hielt dies deutsche Herz an seiner Hoffnung auf die Mächtigen der Erde: sie würden ihren eigenen Vortheil im Anschluß an die nationale Bewegung, ihre eigene Ehre in der der Nation suchen! Er konnte es nicht für möglich halten, daß das Oberhaupt des Reiches sich mit Dem befreunden würde, welcher sich für höher als alle Kaiser und Könige hielt, daß ein deutscher Kaiser sich in einer Zeit, da die Nation endlich ihr gutes Recht von Rom heimforderte, sich mit derselben Hierarchie verbinden würde, welche im Lauf der Jahrhunderte schon mehr als einen deutschen Kaiser mit dem Banne belegt hatte! — Hutten sah sich bald auf's Bitterste enttäuscht. Immer häufigere, immer dringendere Warnungen seiner Freunde überzeugten ihn, daß man von Seiten des römischen Hofes und der Römlinge nach seinem Leben strebe, daß ihm Gift und Dolch drohe, daß ein Mann, der als Anwalt seiner Nation dastehe, um ihre edelsten Güter zu retten und zu vertheidigen, bei dem Manne, welcher die Majestät der ganzen Nation vertreten sollte, keinen Schutz fand. Mit heißem Schmerz erfüllte ihn diese Enttäuschung; aber sein Wesen war so geartet, daß aller Schmerz sich in Groll verwandelte, und daß aller Groll sich wider Diejenigen wendete, in welchen er die Feinde seines Vaterlandes und die Widersacher der Freiheit sah. So trug denn diese Ent-

täuschung nur dazu bei, daß er mit um so feurigerem Eifer, mit um so wilderer Leidenschaft, mit wahrhaft verzehrender Hast den Kampf, den er gegen Rom und die Römlinge begonnen hatte, fortsetzte; immer mehr drängte sich ihm der Gedanke auf: um diesen Kampf zu vollenden, reiche seine Feder, reiche die Presse, reiche die Predigt eines Luther nicht aus; um durchzudringen, müßten die Massen bewegt werden zur handhaften That. Und blickte er nach einem Mann des Volks, der geeignet wäre, sich an die Spitze einer solchen Massenbewegung zu stellen, — wer eignete sich mehr dazu als sein Freund Franz von Sickingen?

Er verließ die Niederlande, um nach Deutschland zurückzukehren. Unterwegs bei Löwen trifft er den Ketzermeister Hoogstraaten, einen von denen, welche den Auftrag hatten, sich des „Erzketzers Hutten" zu bemächtigen. Der, wie er des Dunkelmannes ansichtig wird, springt vom Roß, — denn der Zorn übermeistert ihn — zieht das Schwert und ruft ihm zu: „Halt, Bube, endlich sollst Du Deinen Lohn finden!" Der Ketzermeister fällt in Todesschreck auf die Kniee und fängt an zu beten; wie nun der Ritter den Mönch so elendiglich vor sich sieht, da hält er ein, gibt ihm bloß mit flacher Klinge das Knechtszeichen auf den Rücken und spricht: „Geh'! An Dir verunreinige ich mein Schwert nicht!" So zog der Ketzermeister mit heiler Haut davon.

Jene Stimmung Hutten's mußte sich schon während seiner Rückreise aus den Niederlanden nach Deutschland, dann aber während seines Aufenthaltes in Mainz und Frankfurt am Main steigern, als er erfuhr, daß die Nachrichten von den Nachstellungen, welche man ihm bereite, durchaus nicht übertrieben seien, daß der Papst mehrere deutsche Fürsten, und darunter auch insbesondere Albrecht von Mainz, aufgefordert habe, Hutten zu ergreifen und in Fesseln nach Rom zu schicken. — Der Hutten, und gefesselt; der Hutten, und in Rom! Ja, der päpstliche Legat hatte vom Kaiser verlangt, er solle Hutten für vogelfrei erklären! So war er den päpstlichen Hel-

fern ein leichter Fang! Da wich Mancher von ihm, der sich früher, da er noch in Glücksglanz prangte, seinen Freund genannt. Aber diese neue Enttäuschung schmerzte ihn nicht; er konnte diese Menschen nicht hassen, er konnte sie nur als das, was sie waren, als feige Schwächlinge verachten. Den Glauben an die Freundschaft verlor er darüber nicht. Er sah ja eines Freundes theure Gestalt, seinen Franz von Sickingen sah er als festen getreuen Mann, der Wahrheit Freund und des Rechts und des Vaterlandes, und darum Hutten's Freund, Luther's Freund, Freund aller deutschen Männer, die um des lauteren Bekenntnisses der Wahrheit willen verfolgt wurden. Allen diesen öffnete Franz von Sickingen seine festen Schlösser, zumal Landstuhl und Ebernburg, als Zufluchtsstätten. Da waren Kaspar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwebel und Johann Hausschein, genannt Oecolampadius, die erleuchteten Prediger des reinen und lauteren Evangeliums, welche um dessen willen von ihren Stellen hatten flüchten müssen, willkommene und geehrte Gäste, mit welchen sich Franz von Sickingen und seine Freunde, zumal der für Luther und die Reformation hoch begeisterte Ritter Hartmuth von Kronberg, traulich unterhielten und alle Entwickelungen der ungeheuren Bewegung, welche Deutschland ergriffen hatte, aufmerksamen Blickes beachteten und förderten. Hier bei Sickingen fand Hutten, welcher sich auf dem väterlichen Schlosse Steckelberg nicht mehr sicher hielt, seine Zuflucht; hier fand er einen heimathlichen Herd; hier zog der Geächtete, der nirgends ein Obdach für sein Haupt hatte, recht wie ein Sieger in seiner vollen Herrlichkeit ein; auf Sickingen's Schloß, unter Sickingen's Hut war der Mann geborgen, den ein Kaiser zum Dichter gekrönt, den ein Kaiser den Feinden des Vaterlands preisgegeben, und so lange Sickingen lebte, schützte er den Freund, dem Kaiser und Papst und allen Kurtisanen und Römlingen zum Trutz. Hört das Zeugniß, ergreifend und rührend in seiner schlichten Einfachheit, welches Hutten's Herz seinem Freunde Sickingen gab; es ist entnommen aus der Zueignungsschrift des deut-

schen Gesprächbüchleins („geben zu Ebernburg auf den heiligen Neuen-Jahrs-Abends“ im Jahr 1521). „Als ich uf das Äußerlichst an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden genöthiget, so ungestümmiglich, daß ich kaum Freund' anzurufen Zeit gehabt, bist Du mir nit (als oft geschicht) mit tröstlichen Worten, sondern hülftragender That begegnet, ja, mag ich, als das Sprüchwort ist, sagen: vom Himmel zugefallen.... Hast Dich nit durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, sondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmnuß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt' verschlossen gewest, alsbald Deine Häuser, die ich aus der und anderer Ursache willen „Herbergen der Gerechtigkeit“ nennen mag, aufgethan und also die angefochtene und verjagte Wahrheit in die Schoos Deiner Hülf' empfangen und in den Armen Deiner Beschirmung ganz keklich gehalten. Daraus dann gefolgt, daß ich meinen Fürsatz, den auch Du ehrbar und redlich nennest, nit wenig gestärkt, alle Gelehrte und Kunstliebende deutscher Nation sich in Freuden und Frohlocken erhoben und gleich als nach einem trüben Wetter von den freudenreichen Sonnen erquickt worden, dagegen die boshaftigen Kurtisanen und Romanisten, die mich verlassen gemeint, und derhalben einen Triumph von mir geführt hätten, da sie gesehen, daß ich mich an eine feste unerschütterte Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwas niedergelassen, sich fast ingethan und kleines Lauts worden.“ So frischen, festen Muthes setzte er auf Sickingen's trefflich verbollwerkter Ebernburg an der Nahe den begonnenen Kampf fort; hierher wurde eine Presse geschafft, welche jede neue Schrift Hutten's — von nun an fast alle in der Volkssprache abgefaßt — sogleich vervielfältigte. Da flogen die freien Blätter, wie vom Frühlingswind erfaßt und getragen, von den Zinnen der Ebernburg hinaus über alles deutsche Land, in Schlösser und Städte, zu Vornehm und Gering, zu Reich und Arm, und Hutten's Geist weckte und stachelte und trieb allüberall.

Wollt ihr ihn kennen, den Geist unseres Hutten, in jenen Tagen voll neuer Hoffnungen und voll regen Strebens und Schaffens, die er auf der Ebernburg verlebte, da keine Minute verloren war und selbst die heitere Zwiesprach sich nur mit den höchsten und ernstesten Gegenständen beschäftigte? So hört, was Hutten selbst in kunstloser Reimen zu dem Leser seines Gesprächbüchleins sagte:

„Die Wahrheit ist von neuem geborn,
Und hat der Betrug sein Schein verlorn,
Deß sag Gott jeder Lob und Ehr
Und acht' nit fürder Lügen mehr.
Ja, sag' ich, Wahrheit war verdruckt,
Ist wieder nun herfür geruckt.
Deß sollten billig genießen Lohn,
Die darzu haben Arbeit gethon.
Dann Vielen es zu Nutz erscheußt,
Wiewohl es manchen auch verdreußt.
Die faulen Pfaffen lobens nit,
Darum ich jeden Frommen bitt,
Daß er gemeinen Nutz bedenk
Und kehr sich nit an lose Schwänk,
Es ist doch je ein Papst nit Gott,
Dann auch ihm ist gewiß der Tod.
Ach, fromme Deutsche, halt ein Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß's nit geh' wieder hinter sich!
Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und beger deß anders keinen Genieß,
Dann, wo mir geschäh deßhalb Verdrieß,
Daß man mit Hilf mich nit verlaß,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft, zu stillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich darmit zu schrecken mein,

Wiewohl mein' fromme Mutter weint',
Da ich die Sach' hätt' g'fangen an:
Gott wöll' sie trösten, es muß gahn,
Und sollt' es brechen auch vor'm End',
Will's Gott, so mag's nit werden g'wendt,
Darum will brauchen Füß' und Händ'.
„Ich hab's gewagt.“

Von seiner Freistätte aus schrieb nun Hutten zunächst in seiner eignen Sache, doch so, daß er sie nur als einen wesenlichen Bestandtheil der großen Sache des Vaterlands betrachtete; indem er selbst durch Roms Vergewaltigung gefährdet war, fühlte er nur immer wieder auf's Neue die Schmach deutscher Nation, daß einer aus ihrer Mitte, einer, der ihre Rechte, ihre Freiheit vertheidigte, durch einen fremden Machthaber wie ein Verbrecher, wie ein entlaufener Sklave behandelt werden sollte! In diesem Sinne schrieb Hutten, die Bedeutung seiner Person nur in dem Schicksal des Vaterlands erkennend, an den Kaiser: „Soll ich dafür, weil ich das Vaterland retten wollte, untergehen, — soll ich dafür, weil ich Anderer Ketten zertrümmern wollte, selbst gefesselt werden? Soll ich deßhalb, weil ich meines Kaisers, meines Volkes Ehre vertheidigt, weil ich die Wahrheit gelehrt, weil ich die Menschen zu einem wahrhaft christlichen Leben ermahnt habe, als Mörder die Todesstrafe dulden?“ So viel Vertrauen wuchs ihm auch nach der bittren Enttäuschung noch im gläubigen Herzen wieder empor, daß er voraussetzte: derselbe Kaiser, der ihn schon einmal unbeachtet gelassen, werde die Wahrheit des Aufrufs einsehen. „Die Nothwendigkeit zwingt Dich, dem Übermuth der Römlinge Schranken zu setzen!“ Sickingen, welcher das Schreiben seines Freundes dem Kaiser übergab, setzte zunächst doch so viel durch, daß Karl V. versprach: Hutten solle nicht ungehört verdammt werden; — ja nicht sehr lange Zeit darnach nahm der Kaiser Hutten sogar in seine Dienste; der Ritter erhielt 200 Goldgulden jährlichen Gehalt, eine Handlung, zu welcher ihn wohl wahrscheinlich die Voraus-

setzung bestimmte: Hutten werde nun in Beziehung auf Rom eine gemäßigtere Richtung einschlagen, oder aber die Interessen des Kaisers, wenngleich mit demselben Eifer, so denn doch nach Maßgabe der Wünsche desselben vertheidigen, kurz: diese freie Seele werde der Politik des Kaisers dienen! Aber Karl V. hat sich an diesem Deutschen, wie an den Deutschen überhaupt, — geirrt.

Wie an den Kaiser, so schrieb Hutten auch an Albrecht von Mainz, immer seine eigene Sache als einen Beweis dessen betrachtend, was man der Nation zu bieten wage. „Wer, dem nur ein Tropfe deutschen Bluts in den Adern fließt," (so hieß es in seinem Brief), „sollte diese Unwürdigkeit nicht aufbringen, diese Gewaltthätigkeit nicht empören?" Wie wenig er eben bei den Klagen wider die an ihm versuchte fremde Vergewaltigung von kleinlichen Rücksichten auf seine eigene Person ausging, beweis't der Ausdruck seines felsenfesten Vertrauens in den Worten: „Mir genügts, in Gottes Arm zu hoffen. Möge ich den Feinden, weil ich die Wahrheit sprach, mißfallen; immerhin! Steht doch meine Hülfe bei Gott, der Himmel und Erde geschaffen, dessen Weg der Wahrheit ich mir erwält habe, denn er ist die Wahrheit selbst und Wahrheit sind alle seine Gebote." Auf's Herrlichste bekundete sich dieser Geist Hutten's in seinem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, worin er seine Theilnahme für Luther's Schicksal aussprach, aber auch — der gläubige Deutsche! — wieder ein Vertrauen auf einen Fürsten; und dieser Fürst, dieser Friedrich von Sachsen, hat allerdings bewiesen, daß er des Vertrauens würdig war. „Unser Vertrauen" (so schrieb Hutten an den Kurfürsten von Sachsen) „ist auf Euch, den Fürsten der Sachsen, gestellt. Denn die Sachsen sind allezeit frei gewesen, allezeit unüberwindlich", — und hiermit brach denn das treuvaterländische Herz wieder in begeisterte Liebe und begeisterten Haß aus, verglich die Ehrwürdigkeit der Nation mit der Schmach, welche Rom ihr auferlegt, forderte zur frischen That auf, diese Schmach abzuwerfen, und entwickelte Punkt für Punkt die kühnen Pläne zur Herstellung der deutschen Ehre

und des wahren ächten Christenthums. „Demnach" (schrieb er) „wird dieß Fürnehmen nichts anders sein, denn die christliche Liebe wieder aufbringen, die Kirchen mehren und indeß, daß man ingemein der ganzen Christenheit hilft, dem Vaterland merkliche Förderung und Vortheil erzeigen." Da seht ihr, lieben Volksgenossen, wie Hutten die religiöse Bewegung zugleich als politisch-nationale auffaßte, und hiermit ist denn zugleich wesentlich seine und Sickingen's eigenthümliche Stellung zur Reformation bezeichnet. Diesen beiden Rittern erschien sie immer mehr und mehr als das, was sie wirklich war, und was selbst manche Reformatoren von einem einseitigen Standpunkte aus verkannt hatten, nicht bloß als eine Sache der theologischen Wissenschaft, welche am Ende nur Glaubenssätze an die Stelle von Glaubenssätzen stellte und bloß die ärgsten Mißbräuche des alten Kirchenthums abschaffte, sondern als eine nothwendige Selbsterlösung des deutschen Geistes zu seinem innersten Wesen, zur Freiheit, und als der Weg, auf welchem derselbe seinen weltgeschichtlichen Beruf, zu erkennen und zu vollbringen vermöge, den Beruf: die Freiheit, als innerstes Wesen der Menschheit, als ihren ewigen Zweck und zugleich als das einzige Mittel ihrer Fortbildung und Vollendung, allen Völkern für alle Zeiten zu retten und zu bewahren. Und wahrlich, darin ist etwas Göttliches, dadurch war die Reformation die Offenbarung des Göttlichen im deutschen Geiste. Das Wehen dieses Göttlichen und das Erkennen der hohen Bedeutung des deutschen Geistes wars, was Hutten's Seele durchrauschte, daß er ausrief: „Nun, wer darf mitsammt und neben dem Hutten um gemeiner Freiheit willen sterben?" So rief er denn, in seiner „Klagschrift an alle Ständ deutscher Nation", zur ehrlichen Erläuterung seines Entschlusses: fürderhin alles in der Volkssprache zu schreiben, auch unter Anderm Folgendes aus: „Ich begehr von Herzen, daß jedermann Wissen hab', welches die Braut sei, darum man mir Tanzen zugemuth". Die freie Germania, hoch, heilig und hehr, die reine Jungfrau in

der Reihe der Nationen, die so oft und so viel wie eine dienstbare Magd gelitten, und die dennoch Königin sein und bleiben soll, — sie war die Braut, für welche ein Hutten freudig sein Leben hingab! „Sterben kann ich" (so schrieb er unter Anderm in dem bereits erwähnten Briefe an den Kurfürsten von Sachsen) „sterben kann ich, aber nicht dienen, und auch Deutschland kann ich nicht in Sklaverei erblicken."

Mit Begeisterung beobachtete er nun jeden Fortschritt der Reformation und jede neue Schrift ihres heldischen Vorfechters Martin Luther, welcher, seit die päpstliche Bulle über ihn ergangen war, nun auch die letzte Brücke hinter sich abgerissen sah und dem stolzen Dreikronenträger am 10. Dezember des Jahres 1520 auf offenem Markt zu Wittenberg in den Flammen, welche seine Bulle und die päpstlichen Dekretalen verzehrten, den heiligen Zorn und das ganze Selbstgefühl des deutschen Volks in's Auge leuchten ließ. Da war's wieder unser Hutten, der die Vollkraft seines Geistes in die Wagschale warf. Er veröffentlichte Randbemerkungen zur päpstlichen Bulle; er schürte die Glut des Wittenberger Scheiterhaufens durch sein „deutsch Requiem" oder „Klag über den lutherischen Brand zu Mentz (die Verbrennung der Schriften Luther's zu Mainz) und durch seinen „Auferwecker der deutschen Nation" oder „Klag und Vermahnung gegen den übermäßigen und unchristlichen Gewalt des Papsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen." Da sprach er zum guten Schluß, nachdem er alles, was der Kirche und der Nation zu Schaden und Schmach von Rom widerfahren, durchmustert, mit dem Wahlspruch:

„Die Lügen wöll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab,
Die war verfinstert und verdämpft:
Gott geb' ihm Heil, der bei mir kämpft!"

die Hoffnung aus:

„Das hoff' ich, mancher Ritter thu',
Manch Graf, manch Edelmann darzu,
Manch Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwerniß hat,
Auf daß ich's nit anheb umsunst.
Wohlauf, wir haben Gottes Gunst.
Wer wollt' in solchem bleiben daheim?
Ich hab's gewagt, das ist mein Reim! — Amen!"

In diesen Schlußworten, da er vom Adel und Bürgerstand sprach, verlautete bereits die Richtung, welche seine und seines Freundes Sickingen Pläne bereits einzuschlagen begonnen hatten, Pläne, welche wir bald kennen lernen werden. Adel und Städte hatte er übrigens auch im Verlauf seiner „Klag und Vermahnung" also aufgerufen:

„Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt', euch werfet uf,
Wir wollen's halten in Gemein,
Laßt doch nit streiten mich allein!
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr werthen Deutschen, regt die Hand,
Jetzt ist es Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen: Gott will's ha'n!"

Was ihn selbst und Luther betraf, so sprach er:

„Bis jetzund rufen unser zween,
Wer weiß, was jedem ist beschert;
Wir haben je viel Leut' bekehrt,
Darum ich hoff', es hab' nit Noth,
Wann mir dann schon gewiß der Tod,
Noch wollt' ich, als ein frommer Held
Bei Wahrheit setzen Spieß und Schild,
Und den Tyrannen widerstrebn,
Vor welchen Niemand frei mag lebn,
Die schrecken uns mit ihrem Bann,

Den mancher fürcht' und geht von dann;
Ich aber bin deß nit gesinnt,
Wie wohl sie handeln fast geschwind,
Nit daß ich Gottes Straf veracht,
Ich sprich: ihr Bannen hat kein Macht."

Er war überzeugt: „keine List oder Klugheit des päpstlichen Hofes werde im Stande sein, den Brand auszulöschen, den er und seine Gesinnungsgenossen gegen denselben entzündet, das Feuer werde fortbrennen, auch wenn man sie unterdrücken sollte, und aus ihrer Asche werden noch stärkere und muthigere Vertheidiger der Freiheit hervorgehen." Seiner Ungeduld dauerte die Zeit der Unentschiedenheit allzulang; hingerissen, ja man darf sagen: überwältigt von den Ideen, welche die Zeit bewegten, kam er immer wieder auf den Gedanken zurück: man müsse die ganze Nation zum Heerbann gegen Rom aufbieten, man müsse eine religiös-politische Umgestaltung Deutschland's mit Gewalt durchführen. Die Grundgedanken, welche ihm und seinem Freunde Sickingen für eine solche Neugestaltung vorschwebten, waren die Wiedererhebung des alten Kaiserthums als des höchsten Rechtshortes und die Gründung einer freien deutschen Kirche nach Luther's Ansichten auf den Trümmern der römischen. Für diese Gedanken suchte nun Hutten die Herzen zu gewinnen. Zunächst drang er auf offenen Anschluß an die Sache Luther's: „Wer ihn haßt, der liebt Christum nicht. Wir wollen ihm folgen, so viel unser hier sind, die das Schicksal der Religion und des Glaubens noch kümmert!" Dann aber wollte er auch von der Wahrscheinlichkeit des glücklichen Ausgangs eines Kampfes gegen die Priesterherrschaft überzeugen; zu dem Ende wies er auf den Böhmen Ziska hin, den unbesiegten Feldhauptmann der Hussiten, welcher die Hinrichtung Hussen's gerächt und sein Vaterland von der Zwingherrschaft der römischen Priester und Mönche befreit habe. Dabei lag nun noch ein anderer Gedanke im Hintergrunde. Hutten hatte nämlich bereits einen neuen Ziska gefunden, einen Mann, welcher alle

Eigenschaften besaß, um sich bei einer großartigen kriegerischen Unternehmung der Nation als Anführer an die Spitze zu stellen. Dieser Mann war kein anderer, als Franz von Sickingen, dessen Ansehen und Macht damals die höchste Spitze erreicht hatten. Diese Idee faßte auch in Sickingen selbst Wurzel; nur wollte er, besonnener als Hutten, noch vorerst abwarten, welche Stellung der Kaiser zur Reformation nehmen würde. In dem Gespräch, welches Hutten unter dem Titel: „die Räuber" („praedones") herausgab, offenbarten sich die Pläne und Gesinnungen beider Männer bereits ziemlich deutlich. Da bezeichnete Hutten als die gefährlichsten Feinde Deutschlands die römischen Juristen und die Kreaturen des römischen Hofes; über die Fürsten aber klagte er, daß sie sich allen gegen dieselben gerichteten Verbesserungen widersetzten; deßwegen sei es nöthig, daß sich die Ritterschaft mit den Städten verbinde, „um den gerechtesten Krieg gegen die Tyrannen zu beginnen, welche den Deutschen nicht bloß Eigenthum und Freiheit, sondern auch Wahrheit und Religion nehmen und mit dem Leib auch die Seele verderben wollten." Auf diese Aeußerung entgegnete dann Sickingen: „Ich werde Dir sicherlich beistehen, wenn der rechte Zeitpunkt da ist. Doch Du scheinst mir allzusehr zu eilen. Geben wir Deiner hastigen Ungeduld nach, so werden wir voraussichtlich gleich am Beginn unseres Unternehmens unterdrückt. Doch fürchte nicht, daß die Zeit des Kampfes noch ferne sei; ist doch Deutschland durch Dich und Luther aus seinem langen tiefen Schlafe erweckt worden!"

Die Frage: welche Stellung der Kaiser zu der Reformation nehmen würde, wurde auf dem weltgeschichtlichen Reichstag zu Worms 1521 deutlich genug beantwortet. Karl V. opferte die große Sache des deutschen Volkes einer klug berechneten Annäherung von Seiten des Papstes. In hehrer Ruhe aber sprach Luther, zum Widerruf seiner Lehre aufgefordert, vor Kaiser und Reich jene Worte, die da laut und mächtig forthallen werden, so lang' es ein deutsches Volk gibt: „Hier steh' ich, ich kann nicht an-

ders, Gott helfe mir, Amen!" Dieser heilige Muth der Ueberzeugung war's, welcher seiner Sache das Siegel der Wahrheit und Gerechtigkeit aufdrückte, welcher Tausende, die bisher noch unschlüssig geschwankt, für das Werk begeisterte, daß sie mit dem großen Manne in sein Lied einstimmten: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!" — Da war auf jenem Reichstage, unter vielen wackren Männern, auch ein junger Fürst, nicht viel über siebenzehn Jahre alt, der bei der Frage, ob man dem Luther wohl das freie Geleit halten, oder ihn dem Papst überliefern sollte, seine Stimme also abgab: „das würde der ganzen deutschen Nation zu ewiger Schande und Unehre gereichen, da man einem Geleit zuschreiben und ihm das nicht halten sollt'!" Der junge Fürst, der dies sprach, war Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen. O daß Hutten diesen Fürsten nicht gekannt hat! Daß die Feindschaft, welche Philipp von Hessen und Sickingen trennte, auch Hutten berühren mußte! Welch' ein Mann ist dem geistesgrößten Fürsten der Reformationszeit in Hutten allzufrüh gestorben!

Hutten feierte während des Reichstages zu Worms nicht. Von der nahen Ebernburg aus, die ihn schützend barg, stand er mit allen Freunden der Reformation, welche sich in Worms befanden, in lebhaftester Verbindung und bot Alles auf, um den Verhandlungen eine für den Fortschritt günstige Wendung zu geben. So unermüdlich, als hätte er zwei Leben, suchte er durch seine Schriften nach allen Seiten zu wirken. Ernst hielt er dem Kaiser seine Pflicht vor: die deutsche Freiheit zu schützen, streng rief er ihn von da zurück, wohin er damals „mit so großer Beeinträchtigung des Gemeinwesens und seines eigenen Vortheils zu gehen strebte," mahnend forderte er ihn auf: „Deines Eides, den Du den Fürsten geschworen, vergiß nicht, o Kaiser, daß Du das Reich mehren, daß Du seine Rechte herstellen wollest; aber Du thust grad' das Gegentheil, wenn Du den Papst und seine Schaar unterstützest." Wie ein zürnender Prophet, berührt von dem Odem der Geschicke, die noch in den Wolken schwebten, donnerte er den päpstlichen

Legaten Aleander und Carraccioli die Siegesgewißheit der deutschen Freiheit entgegen. Nie hat der Muth so herrlich zur Gewalt gesprochen, wie Hutten den beiden Gesandten des Papstes schrieb; ja ging' uns Deutsche Hutten auch gar nichts an, wär' er der Sohn irgend eines anderen Volks, — zujauchzen müßt' ihm jedes edle Herz für die Sprache, womit er die Feinde seines Vaterlandes trifft und zermalmt. O dränge der Geist, dem sie entquollen ist, zu allen Zeiten, wann Deutschland Feinde hat, äußere und innere, in jedes Herz, — Deutschland hätte bald keinen Feind, keinen Verräther mehr; nicht länger wagte es ein Mensch mit glatten rothen Wangen, mit ewig lächelndem Antlitz und mit Augen, die eines deutschen Mannes ruhig auf sie geheftete Blicke nicht ertragen können, nicht länger wagte es ein solcher, mit des Volkes Verachtung gebrandmarkt, Fürstenohren zu bethören, um dieses „elende Pak", wie so ein schamloser Gesell alle Männer der Wahrheit und des Rechts nennt, zu verdächtigen und, gestützt auf Gold und Gunst, der ganzen Nation frech in's Angesicht zu trotzen. Von Hutten sollten freie Männer immerdar lernen, wie man Stirn an Stirn mit denen zu reden hat, welche in Zeiten der Entscheidung die Forderung des Jahrhunderts durch Ränke ersticken und die Volksstimme vernichten wollen; darum lest, Volksgenossen, ihr alle, denen ein großes Ziel großen Ringens werth ist, eine Stelle aus dem Briefe, welchen Hutten an Carraccioli schrieb: „Du glaubst, Du werdest mit dem Beistand so vieler versammelten Bischöfe und Kardinäle doch durchdringen! Wisse: mich beseelt eine ganz andere Hoffnung, mich begeistert eine ganz andere Überzeugung. Ich sehe zuversichtlich, daß es in Bälde dahin kommen muß, daß die, welche bereits alle Schranken übersprungen haben, endlich innehalten und unterliegen müssen. Zwar stemmt sich eine gewaltige Macht uns entgegen, doch wir ringen mit ihr. Große Schwierigkeiten thürmen sich uns auf; doch wir überwinden sie. Da ich dies so oft gesprochen, so glaube ja nicht, daß ich es tauben Ohren gesagt, daß ich es bloß gesagt habe.

Es sind nicht alle muthlos an unserer Sache, die ihre Zunge beherrschen. Ich spreche mich mit kühner Freiheit aus; Andere bewahren für den Augenblick ihre Gefühle in sich. Und wenn auch Manche nur reden, so vermahn' ich dagegen rüstig und unverzagt; ihre Reden werden aber Viele durch das Schwert bekräftigen. Oder glaubst Du: so viele freigesinnte Männer ließen sich alsbald durch ein paar Edikte besiegen? Wisse: nicht einmal schrecken lassen sie sich dadurch. Noch hat uns Gott so viel Einsicht in die Lage der Dinge gelassen, daß wir wohl wissen, wie jene Verordnung der Fürsten nur durch den Drang des Augenblicks veranlaßt wurde und ebenso in dem Augenblick wieder die Möglichkeit ihrer Zurücknahme begründet ist. Laß' ab, ruf' ich Dir noch einmal zu; unsere Duldung geht zu Ende. Jene Finsterniß, mit der ihr von undenklichen Zeiten her unsere Augen verhüllet, ist gewichen. Rings verkündet man das Evangelinm, rings lehrt man die Wahrheit. Eure Gesetze gelten nichts mehr; der ganze römische Plunder erregt unsern Spott; uns durchglüht die Hoffnung der Freiheit. Eine stärkere Gewalt hält die Deinige gebunden; bald wirst Du's auf das Empfindlichste fühlen müssen, wenn Du mir nicht bei Zeiten noch glauben willst. Fliehst Du nicht auf's Eiligste und willst Du uns noch länger befehlen, so werd' ich Alles aufrufen, gegen Dich das Schwert zu zücken, und mit gewaffneter Faust auf Dich loszustürmen."

In ähnlicher Weise wie gegen *Carraccioli* schrieb Hutten an „*die Kardinäle, Bischöfe und Priester, welche Luthern zu Worms bekämpften*," die heilige Ueberzeugung seiner Seele vom Sieg der gerechten Sache: „es lebe nicht *ein* Luther, nicht *ein* Hutten, *überall* wären Luther's und Hutten's im ganzen Volk; dem Evangelium würden seine Vertheidiger nicht fehlen, die Freiheit werde ihre Rächer haben!" Und weissagend rief er den deutschen Römlingen zu: „Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht fallet; in der Höhe ist der Sturz am drohendsten und am gefährlichsten."

Die Wirkung, welche *Hutten's* Schriften von der Ebernburg auf die zu *Worms* Versammelten hervor-

brachte, war groß. Die Römlinge zitterten vor irgend einem Gewaltstreich; die Gemäßigteren unter den Freunden Luther's und der Reformation bangten nicht weniger. Und allerdings war ein solcher Gewaltstreich nicht bloß nach Hutten's offenen Drohungen zu befürchten. Es lag aber auch noch ein anderer Schrecken, als der vor einer gemeinsamen That der Ritterschaft, im Hintergrunde. Man fand in Worms Zettel ohne Unterschrift, worin auch auf eine Erhebung der Bauern angespielt war. Uebrigens schrieb Hutten darüber an seinen Freund Pirkheimer: man spreche davon, daß die Feinde dies selbst erdichtet hätten. Das ist jedoch gewiß, daß der Gedanke an eine Verbindung des Adels, um dem Evangelium zum Durchbruch zu helfen, vorhanden war und daß Hutten und Sickingen eine nicht geringe Hoffnung auf die Reichsstädte setzten, daß sie, um diese zum Anschluß an den Adel für einen großen Freiheitsbund zu bewegen, fortwährend Alles aufboten. Nicht unwahrscheinlich ist es endlich, daß ihnen wohl die Idee nicht ferne lag, in diesen Bund den Bauernstand mit einzuschließen, wenn auch nicht damals, doch wenigstens in einer nicht sehr fernen Zeit. Während nun, wie gesagt, die gemäßigtere Parthei der Freunde Luther's und der Reformation vor Gewalthandlungen erbangte, machten die Leidenschaftlicheren Hutten sogar Vorwürfe, daß er nicht handle, sondern bloß schreibe, — als ob diese Schriften, wie er sie von der Ebernburg damals hinaus in die Welt sandte, nicht Thaten im vollsten Sinne des Wortes gewesen wären, als ob irgend eine Waffe in seiner Hand so gewaltige Wirkung hätte vollbringen können, wie diese Feuerpfeile seines Geistes! Inmitten dieser beiden Richtungen stand nun Luther felsenfest; er stand mit jenem Glauben, von dem es heißt, daß er Berge versetzen könne, auf seinem „Wort Gottes.“ Anfänglich hatte er sich allerdings mehr jener Richtung zugewandt, welche eine gewaltsame Wendung erstrebte, und noch am 1. Juni 1521 schrieb er in sehr kriegerischer Stimmung an Franz von Sickingen. Allmälig aber überwog bei ihm die Rücksicht auf seinen Landesherrn, den

Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen, welcher jener Richtung auf's Entschiedenste widerstrebte, weil er sie durchschaute und erkannte, daß sie auch die Fürstenmacht bedrohte, indem dafür die Kaisermacht im weiteren Umfange wieder hergestellt werden sollte. Und dies war der große verderbliche Irrthum! Das Kaiserthum hatte seine alte Bedeutung längst überlebt; kam es jetzt wieder zu übermächtiger Kraft, so war es im Bunde mit dem Papstthum der deutschen Freiheit nicht bloß gefährlich, sondern sogar verderblich. Das übersahen Hutten und Sickingen und Alle, welche so gläubig auf den ganz und gar undeutschen Karl V. hinblickten, als werde dieser sich mit der nationalen Bewegung in seinem eigenen Interesse gegen das Papstthum verbinden. Auch war beim Adel ursprünglich ein Trieb gegen das Fürstenthum nur deßhalb vorhanden, weil sich der Adel von der größeren Gewalt des Letzteren frei machen wollte; um eine unabhängige Stellung neben dem Fürstenthum zu erringen, wollte der Adel das Kaiserthum heben. Dem Hutten war dieser Zusammenhang allerdings weniger klar; er übersah den geheim waltenden Trieb über seinem höheren geistigen Zwecke; er, der das Fürstenthum zuerst in dem Herzog von Würtemberg hassen gelernt und bekämpft hatte, erblickte in der Reihe der Fürsten seiner Zeit bloß viele sehr heftige Gegner der Reformation und vermißte auch bei jenen, welche ihr günstig gestimmt waren, die Entschiedenheit des Auftretens für dieselbe. Bestimmter wußte Sickingen, um was es sich handelte, wenn er gleich durch die Erhebung des Adels zu einer neben dem Fürstenthum ragenden Stellung unmittelbar unter dem Kaiser auch insbesondere die Reformation zu fördern hoffte. In der That aber lag damals im Fürstenthum, so wie es sich geschichtlich herangebildet hatte, und in den Städten die einzige nachhaltige Kraft des Widerstandes gegen eine unbeschränkte Doppelwillkürherrschaft des Kaiserthums und des Papstthums. Nur das Fürstenthum, wie es das Kaiserthum längst beschränkte, konnte einen für Deutschland verderblichen Bund desselben mit dem Papstthum

unmöglich oder unwirksam machen, und wirklich trat es zu diesem Zweck später in einen Bund mit den Städten.

Martin Luther, um wieder auf Diesen zurückzukommen, widerrieth zuerst jede Gewaltthat (und diese war ja lediglich auf Seiten des Adels beabsichtigt) mit den Worten: „Die Welt ist durch das Wort überwunden, die Kirche dadurch gerettet worden, und sie wird also auch durch das Wort wieder hergestellt werden. Sowie überdies der Antichrist sein Reich ohne Gewalt der Waffen angefangen hat, so wird es auch ohne dieselben zerstört werden." Luther sah dann aber auch wohl ein, daß sein Werk, oder vielmehr das Werk der ganzen Nation, als dessen Vorfechter er dastand, nur durch den Anschluß an das Fürstenthum gerettet würde, welches letztere seinerseits allerdings auch wieder durch die Reformation eine ungeheure Macht gegen das Kaiserthum erhielt, die es späterhin, dem Grundgedanken der Reformation treulos geworden, gleichsam als ein verhundertfältigtes Kaiserthum im Kleinen, nach unten hin über das Volk mßbrauchte. Jedenfalls haben das Fürstenthum und die Städte durch die Reformation Deutschland vor dem Schicksal einer Centralisation bewahrt, und somit für das Ureigenste des deutschen Wesens, für die Ausbildung der Besonderung und des Rechts der Persönlichkeit, tausend Freistätten offen gehalten, aus deren einer sich die Freiheit noch bis zum heutigen Tage in eine andere flüchten und retten kann.

Doch nun zum Hutten zurück! — Schon war sein Schicksal an das seines Freundes und Horts Sickingen auf's Engste gebunden, das Loos des Einen riß den Andern mit hin. Der große Gedanke eines Bundes des Adels mit den freien Städten des Reiches, in welchen ganz gewiß auch der Bauernstand, der längst sehnsüchtig seiner Erlösung harrte, hineingezogen werden sollte, dieser große Gedanke, wegen seiner Kühnheit staunenswerth, wenn man auch den Grundirrthum und die Täuschungen, die ihn durchdrangen und das Selbstische, welches sich in ihn hineinrankte, nicht übersieht, — er stand fertig in Hutten's und Sickingen's Seele, und die Reformation umleuch-

tete denselben mit ihrem vollen Glanze. Durch eine gewaltsame, mit den Kräften der drei uraltgeschichtlichen Stände, des Adels, des Bürgerthums und des Bauerthums, unternommene Neugestaltung Deutschlands sollten, wie Hutten meinte, „dem Evangelium die hart verschlossenen Thüren wieder geöffnet werden.“ Für diesen Zweck arbeiteten nun Sickingen nnd Hutten, Jeder auf seine Weise, mit erstaunlicher Unermüdlichkeit, der Letztere, indem er durch seine Schriften die Massen erweckte und jene drei Stände zu einer Vereinbarung für den gemeinsamen Zweck zu bewegen suchte, der Erstere, indem er sein persönliches Ansehen bei dem Adel, seine Geldmittel, und was ihm sonst zu Gebote stand, mit aller Macht aufwendete. So gestaltete sich also, — wie ich früher angedeutet habe — ein deutscher Dreibund, der des Adels, der Städte und der (allerdings im Hintergrund liegenden) Bauernschaft gegen eine Dreifaltigkeit, die der Romanisten, der Juristen und der Fürsten. Bevor wir jedoch betrachten, wie das alles zur Entwickelung und zum Ende kam, werfen wir einen Blick auf einen Feldzug, welchen Sickingen, als kaiserlicher Feldhauptmann, im Jahre 1521 gegen Frankreich unternahm und wobei ihn Hutten begleitete, welchen, wie bereits erwähnt worden, der Kaiser in seine Dienste genommen hatte.

Der kaiserliche Beichtvater Glapnio war's, welcher die Unterhandlungen mit Sickingen auf der Ebernburg führte, wo der Ritter sich Luther's Schriften vorlesen ließ, wo die gastlich aufgenommenen Theologen das Evangelium verkündigten, wo die Muttersprache bei'm Gottesdienst eingeführt, mancher Mißbrauch des römischen Kirchenthums abgeschafft war. Sickingen schoß dem Kaiser neuerdings ein Darlehen — von 20,000 Goldgulden — ohne Unterpfand, bloß auf dessen Handschrift vor, und versammelte für ihn ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Roß, welches er und der Graf von Nassau anführten. Dies drang denn bis an die Gränzen der Champagne vor, wo die Feste Mezières Trotz bot. Gegen Sickingen's Rath, welcher darauf lautete, mit Um-

gehung dieser Feste frisch in Frankreich einzudringen, wurde Mezières belagert und von Sickingen hart bedrängt, als der tapfere Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel," den Zwist zwischen den beiden kaiserlichen Feldhauptleuten zu einer Kriegslist benützte, welche trefflich gelang. Er ließ nämlich ein Schreiben ausgehen, welches die Annahme glaubhaft machte, als sei der Graf von Nassau im Begriffe, sich mit den Franzosen zu verbinden. Dies Schreiben wurde in Sickingen's Hände gespielt, und nun stellte der Letztere seine Truppen zur Sicherheit in Schlachtordnung gegen den Grafen von Nassau, den vermeintlichen Verräther, auf; diesen aber bedrängten jetzt auf der anderen Seite die Franzosen, und so gelang es dem listigen Bayard, viel Verwirrung in's kaiserliche Heer zu bringen. Rasch zog nun auch der König von Frankreich gegen dasselbe heran, und da es zugleich durch Mangel an Lebensmitteln, durch Krankheiten und eine grimmige Kälte hart bedrängt wurde, so blieb Sickingen und dem Grafen von Nassau nichts übrig, als den Rückzug nach Deutschland anzutreten, den sie mit großer Meisterschaft vollbrachten. So war also der Feldzug ohne Erfolg für den Kaiser, dem Sickingen aber brachte er auch bedeutenden Schaden, denn der Kaiser bezahlte ihm den Sold für die Truppen nicht; und auch seine günstige Vermeinung für denselben — wenn sie gleich nicht plötzlich erlosch — sie wurde doch wenigstens nicht befestigt oder erhöht.

Sehen wir nun, wie Sickingen, nach Deutschland zurückgekehrt, jenen Plan zu einer gewaltsamen politisch-religiösen Umgestaltung der deutschen Zustände in's Werk setzte. Es war im Frühling des Jahres 1522, als er den oberrheinischen Adel in Landau versammelte und zum Abschluß eines Bundes veranlaßte, dessen Zweck die Wahrung der Rechte des Adels gegen die Beeinträchtigung derselben durch die Fürsten war. Dieser Adelsbund erwählte Sickingen zum Hauptmann, und der Hauptmann erhob die Reformation auf den Schild; das Evangelium war die Losung. Da scholl die Werbtrommel, da zogen die kecken Landsknechte herbei, um unter dem Sickingen

Ehr' und Gold zu gewinnen, da flatterten die Fähnlein der besten Rittersleute auf allen Wegen nach einer Richtung hin, da flogen die kernhaften Reime Hutten's „Vermahnung an die freien und Reichsstädt' deutscher Nation" rings umher wie lockende Frühlingsvöglein in Lüften und warben das Bürgerthum fort und fort zum Bund mit dem Adel gegen die Fürsten; und ebenso ging ein „Gesprächbüchlein," betitelt „Neu-Karsthans," von Hand zu Hand, in volksthümlicher Weise, wahrscheinlich auch von Hutten und nicht ohne Einfluß Sickingen's geschrieben; das suchte gleichfalls alle Herzen für den bevorstehenden gewaltsamen Versuch Sickingen's und für die Person des Letzteren zu gewinnen; hinterher kamen dreißig Artikel, frisch und gesund, wie irgend etwas in jener Frühlingszeit, trefflich darauf berechnet, den Bauernstand von der Nothwendigkeit des Kampfes gegen Rom zu überzeugen, und ihm die Mittel zur Verjagung der römischen Priester und zur Einführung der evangelischen Lehre an die Hand gebend. Aber auch die bloßen Namen der Anführer waren schon hinreichende Werber. Da klangen in volksthümlichen Weisen die Lieder: „Franz Sickingen, das edel Blut, der hat viel der Landsknecht gut," und:

„Ulrich von Hutten, das edel Blut,
Macht so köstliche Bücher gut,
Die lassen sich wohl sehen;
Die gfallen den geistlichen Gleißnern nit wohl,
Die Wahrheit muß ich jehen,
ja jehen."

. . . . .

„Herr Ulrich ist ein redlich Mann,
Wollt' Gott, daß ich sollt bei ihm stahn
Gegen allen seinen Feinden;
Ich hoff' zu Gott, die Wahrheit werd',
Die Falschen überwinden,
ja winden!"

Ein andres Volkslied auf Hutten begann:

„Ach edler Hut' aus Franken,
Nun sich dich weislich für,
Gott solltu loben und danken,
Der wird noch helfen dir,
Die Gerechtigkeit verfechten,
Du sollt beistahn dem Rechten,
Mit andern Rittern und Knechten,
Mit frummen Kriegsleuten gut
Beschirmen des Christen Blut.

Ein „neu Lied Herrn Ulrich's von Hutten" rief in die kampflustige Zeit die Losung hinein:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag deß noch kein Reu,
Mag ich nit d'ran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu,
Damit ich mein',
Nit ein'm allein
Wenn man es wollt' erkennen,
Dem Land zu gut,
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen."

Da klangen die Kernsprüche:

„Oft großer Flamm
Von Fünklein kam,
Wer weiß, ob ichs werd' rächen;
Steht schon im Lauf,
So setz' ich drauf,
Muß gahn oder brechen!"

Das „neu Lied Herrn Ulrich's von Hutten" schloß bedeutungsvoll also:

„Ob dann mir nach thut denken
Der Kurtisanen List,
Ein Herz läßt nit kränken,

Das guter Meinung ist.
Ich weiß: noch viel
Wöll'n auch in's Spiel,
Und sollten's drüber sterben.
Auf, Landsknecht gut
Und Reiters=Muth,
Laßt Hutten nie verderben!

Der Mann dieser Volkslieder, der Mann des Volkes, Ulrich von Hutten hatte damals, wie ein kühner Schwimmer, der sich nackt in den brausenden Strom stürzt, auch die Bande gelöst, welche ihn an seine Familie, an seinen Besitz knüpften. Vater und Mutter waren ihm gestorben, mild bewahrte sie der Todesschlummer vor den Sorgen um das Loos ihres Erstgebornen. Nun entsagte dieser zu Gunsten seiner Brüder auf seine Erbschaft; er wollte: sie sollten ihm weder schreiben, noch ihm Geld schicken. Gefaßt auf das Schlimmste, was ihn treffen könnte, wollte er sie vor dem Schicksal bewahren, seinen Fall theilen zu müssen. Er hatte nichts mehr, als was er mit sich tragen konnte, seine Feder und sein Schwert. So erwartete er die Entscheidung in dem großen Kampfe.

Sickingen eröffnete denselben am 27. August des Jahres 1522 mit einem Fehdebrief und bald darauf mit einem Angriff gegen den Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau. Als Vorwand zu dem Feldzug gegen denselben wurde der Umstand benutzt, daß Richard zwei Bürger von Trier, welche an Hilchen von Lorch und Gerhard Börner für ihre Freilassung entweder 5000 Dukaten Lösegeld bezahlen oder sich wieder in Haft stellen sollten, von ihrem deßhalb geleisteten Versprechen, als einem durch Gewalt ihnen abgedrungenen, entband; Franz von Sickingen, auf dessen Bürgschaft jene Beiden ihre Freiheit wieder erlangt hatten, wandte sich deßhalb an den Kurfürsten Richard und schickte ihm seine Absagung, sowohl um jenes Umstandes als auch „um anderer mehr höherer, beweglicher Ursachen willen", so von dem Kurfürsten „wider Gott, kaiserliche

Majestät, des heiligen Reichs Ordnung und Billigkeit gehandelt." Die eigentliche Absicht Sickingen's war jedoch, wie sich mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, keine andere als folgende. Die geistlichen Kurfürsten- und Fürstenthümer sollten, als Hauptbollwerke der geistlichen Fremdherrschaft und als Hauptmacht gegen die Verbreitung der Reformation, gestürzt und in weltliche verwandelt, mit Trier aber der Anfang zu diesem Werke gemacht werden. Seltsam genug: eben ein geistlicher Fürst, bisher ein Gegner der Reformation, Albrecht von Mainz, stand heimlich mit Sickingen in Verbindung und begünstigte dessen Unternehmung! Entweder war er in die eigentliche Absicht Sickingen's nicht eingeweiht und betrachtete dessen Krieg gegen den Kurfürsten von Trier blos als ein Unternehmen, wozu Sickingen durch persönlichen Haß bestimmt wurde, und von dessen glücklichem Ausgang Albrecht für die Erweiterung der eigenen Macht Vortheil ziehen konnte, — oder aber, wenn er eingeweiht war, so hoffte er, aus der mißlichen Stellung eines von Rom abhängigen geistlichen Fürsten in die glücklichere eines Primas einer freien deutschen Kirche eintreten zu können, — vielleicht gar sein geistliches Fürstenthum in ein weltliches verwandeln zu können, wie dies späterhin der Hochmeister des deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg in Bezug auf Preußen gethan hat.

Der Anfang des Feldzuges gegen Trier war vom glücklichsten Erfolge begleitet. Mit einem Heere von 10,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Roß brach Sickingen in's Trier'sche Gebiet ein. Rasch eroberte er die Burg Bliskastell und die Stadt St. Wendel; da sprach er zu den gefangenen Rittern die bedeutungsvollen Worte: „Edle Herren, ihr seid gefangen und in meinem Gewahrsam. Eure Waffen, eure Rosse habt ihr verloren; doch besitzt ihr einen Herrn und Fürsten, der, im Fall er's noch länger bleibt, Geld genug hat, euch zu lösen. Sollte aber Franciscus einst, mit dem kurfürstlichen Purpur bekleidet, in die Reihe der sieben

Wähler treten, was, wie ihr seht, so ziemlich vorbereitet ist, so soll es nicht nur euer Schade nicht sein, sondern jener dürfte wohl jedem von euch, wenn ihr anders seinen Fahnen folgen wollt, noch größere Belohnung anbieten können!" Am 7. September stand Sickingen mit seinem Heere vor Trier, belagerte die Stadt und beschoß sie auf's Heftigste. Aber vergeblich! Trier wurde trefflich vertheidigt, und, was am meisten in's Gewicht fiel, die Versuche Sickingen's, die Bürgerschaft gegen Richard und die Geistlichkeit aufzuwiegeln, mißlangen gänzlich. Außerdem litt er bereits Mangel an Pulver (er hatte 20 Tonnen in wenigen Tagen verschossen) und ferner wartete er umsonst auf die Ankunft von Heerhaufen, welche aus Kleve und Jülich, aus dem Kölnischen und Limburgischen, so wie von 1500 Braunschweigern, welche, von Niklas Minkwitz angeführt, vor Trier zu ihm stoßen sollten; jene hielten der Herzog von Kleve und der Erzbischof von Köln zurück, die Braunschweiger aber überwältigte Sickingen's Feind, der Landgraf Philipp von Hessen; der nahm sie in seinen Dienst und den Minkwitz gefangen. Eben der Landgraf von Hessen und der Kurfürst Ludwig von der Pfalz erkannten, daß es sich um etwas Höheres als einen gewöhnlichen Landfriedensbruch und Fehdezug handelte; sie sahen, daß es ein Angriff des Adels zum Sturz des Fürstenthums war; darum boten sie ihre ganze Kraft zur Vernichtung des Unternehmens auf und zogen gegen Sickingen aus. Da sah Dieser die Unmöglichkeit ein, sich vor Trier länger halten zu können; er hob am 14. September die Belagerung auf und trat den Rückzug an.

Mit diesem ersten mißlungenen Schlag war aber auch das ganze Unternehmen Sickingen's vereitelt. Denn die beiden Fürsten von Hessen und Kurpfalz, welche, zur Rettung des deutschen Fürstenthums vor dem Adel, in ein engeres Bündniß unmittelbar gegen Sickingen getreten waren, — sie wußten gar wohl, daß, wenn dieser eine Mann der Uebermacht erlag, das Haupt des Adels gefallen sei. Nach wohlüberlegtem Plan warfen sie sich zu-

nächst mit voller Kraft auf seine Bundesgenossen, fällten einen nach dem andern und brachen so die Stützen seiner Macht. Zuerst erlag der feurige Hartmuth von Kronberg, dann ging es an die Herren von Hutten, und an die rheingauischen Glieder des Adelsbundes. Das Glück war den Anstrengungen der Fürsten, von denen der Landgraf am eifrigsten andrang, günstig.

Sickingen gab jedoch die Hoffnung noch nicht auf, ob auch des Reichs Acht- und Aberacht über ihn ausgesprochen war, ob auch manche seiner bisherigen Freunde zu seinen Feinden übergingen, und ob auch Albrecht von Mainz, sein heimlicher Bundesgenosse, gar gewaltig bedrängt ward. Sickingen vertraute auf den Beistand der Schweizer, auf den der Städte, zumal Straßburg's, auf den des Herzogs von Bouillon, auf alle Anhänger Luther's und der Reformation, auf eine neue Erhebung der Ritterschaft, auf seine festen Burgen und auf sein Glück. Er schrieb einen Rittertag zu Schweinfurt aus; dort sollte die Begeisterung des Adels wieder angefacht, ein neues Unternehmen berathen und beschlossen werden. Vergebliches Bemühen! Die Begeisterung des Adels war nicht mehr herzustellen, die nöthige Eintracht nicht zu Stande zu bringen; die Bundesgenossen rührten und regten sich nicht. Die freien Städte wollten zwar die Sache des Evangeliums fördern, scheuten aber doch vor einer engern Verbindung mit dem Adel in einer Sache, wobei sie, im Falle unglücklichen Ausgangs, Gefahr liefen, die Reichsfreiheit zu verlieren und Landstädte der Fürsten zu werden. Die Anhänger Luther's, wie zahlreich sie auch waren, blieben unthätig für Sickingen's Unternehmen, da ja Luther selbst den Ritter schon vor dem Trier'schen Feldzug von dem Vorhaben hatte abmahnen lassen, — nun sahen sie, wie Luther's Abmahnung durch den unglücklichen Ausgang jenes Feldzuges gerechtfertigt worden war. Nur die festen Burgen streckten noch trotzend und herausfordernd ihre Zinnen in die Lüfte, und nur der feste Muth in Sickingen's Brust war noch der alte, wenngleich der Astronom Hanns Vierdung von Haspurt, „ohne

dessen Prognostication und Rath Sickingen kein fürtrefflich Fürnehmen und Handlung unterstanden," in seiner „Resolution für's 1523te Jahr" gefunden hatte: es sei „nach Lauf der Gestirne in der Zeit der Revolution nichts nahmhaftes Gutes bezeigt, sondern mehr Widerwärtigkeit, Neid, Haß und große Schäden an Leib und Gut, und daß sein Leben stehen wird in großer Fährlichkeit, darum sei er gewarnet, mehr dieß Jahr denn andre Jahr, und sei fürsichtig in seinen Händeln . . . daß er nicht komme um Ehre und Gut, und dazu um sein Leben."

Ob nun Sickingen, wie hell und klar auch sein Geist über so viele Vorurtheile seiner Zeit hinausblickte, sich des Eindrucks dieser astrologischen Träumerei nicht erwehrte, oder ob ihm nur der ganze Ernst seines Unternehmens vor der Seele stand, — er handelte so, wie ein vorsichtiger Hausvater thut, welcher bei Zeiten sein Testament macht, um all' seine Theuren nach seinem Tode sicher zu stellen. Bevor er zur Versammlung der Ritter nach Schweinfurt ging, dachte er an seine Freunde, welche er bisher in seinen „Herbergen der Gerechtigkeit" so treulich gegen alle Verfolgungen geschützt hatte, und erwog sorglich, welches Loos diese Männer, die reformatorischen Theologen und den geliebtesten Freund seiner Seele, den geistigen Vorfechter Deutschlands, Ulrich von Hutten, treffen würde, wenn ihm, dem Sickingen, Menschliches begegnete, wenn er fiele, wenn seine Burgen erobert, jene Männer von den erbitterten Feinden gefangen würden; er mußte sich gestehen, daß sich dann gewiß zu dem alten Haß noch der Vorwurf gesellen würde: man habe sie bei einem Geächteten gefunden und sie seien dessen Helfer. Da reichte denn Sickingen, schweren Herzens, seinen Schützlingen, da reichte er seinem geliebten Hutten die Hand zum Abschied, und in seiner ahnungsvolle Seele sprach eine Stimme: „Muß ich unterliegen, so soll doch der Hutten in sicherer Freistätte anderswo leben, auf daß das Evangelium, die Freiheit und das Vaterland ihn auch fernerhin zum ritterlichen Vertheidiger behalten! O mögest du Hutten, o möget ihr Männer, die ich beherbergte, als

getreue Sämänner hinausziehen und die Samenkörner der reinen Christuslehre in alle Herzen streu'n!" Also schied Hutten von der Ebernburg, von welcher er einst in seinem Gesprächbüchlein „der Bullentödter" („bullicida") geschrieben: „das ist jene Herberge der Gerechtigkeit, wo Waffen und Streitroß gewerthet, Müssiggang und Feigheit verachtet sind, wo die Männer im ganzen Sinne des Wortes als Männer sich zeigen, wo Gutes und Schlechtes nach Gebühr behandelt wird, wo für die Gottheit Verehrung, für die Menschen Sorgfalt und Liebe heimisch, wo alle Tugenden ihren Preis erhalten, wo Habsucht nicht geduldet, Ehrgeiz geächtet, Meineid und Laster weit entfernt sind, wo Männer, von reiner Freiheitsglut erfüllt, verweilen, wo die Leute das gemeine Geld verschmähen und nur nach Großartigem anstreben, wo die, welche mit Abscheu vor dem Unrecht fliehen, stets nur dem strengen Rechte folgen, wo man Verträge hält, Treue ehrt, den Glauben hegt, die Unschuld schirmt, wo Redlichkeit aufblüht, geschworne Eide gelten." — Hutten und Sickingen sahen sich nicht mehr wieder; das Schicksal Beider vollendete sich schnell.

Sickingen, von allen seinen Freunden, auf deren Unterstützung er gehofft, verlassen, eröffnete im Frühling des Jahres 1523 einen neuen Feldzug wider die gegen ihn verbündeten drei Fürsten von Trier, Hessen und Pfalz, welche die Vorschläge des Reichsregiments zur Vermittlung eines Friedens mit der bestimmten Erklärung zurückgewiesen hatten: „jede Milde und gütliche Behandlung würde das Ansehen des Kammergerichts untergraben; —. . . wolle das Reich Ruhe vor dem Ritter haben, so müsse man das Feuer auf einmal ganz auslöschen." Sickingen fiel in's pfälzische Gebiet ein; doch bald sah er, daß sein Glücksstern im Erbleichen war. Ein Anschlag, sich der Feste Lützelstein durch Überfall zu bemächtigen, mißlang; er belagerte sie dann, sah sich jedoch bald genöthigt, davon abzustehen. Sein Sohn Hanns, seine Freunde Hilchen von Lorch und Augustin von Braunsberg wurden besiegt und gefangen, seine Burgen Stein-

tallenfels und Wartenberg ergaben sich den Feinden, sein Gesuch um Waffenstillstand zum Behuf der Einleitung eines Vergleichs ward abgeschlagen; bald sah sich der kühne Mann in seiner Feste Landstuhl von den drei Fürsten belagert. Wohl verließ er sich auf seine neuen Mauern und ließ den Fürsten sagen: er wolle nun ihr neu Geschütz gern hören. Und sie ließen es ihn tüchtig genug hören. Das neue Geschütz warf die neuen Mauern nieder; am 2. Mai 1523 traf ein Schuß der Belagerer einen Balken, davon dem Sickingen ein Stück in die Seite schlug und ihn tödtlich verwundete.

Am sechsten Mai bot er, sein nahes Ende voraussehend, den Fürsten an, ihnen die Feste zu übergeben, wofern sie ihm und den Seinigen freien Abzug gewähren wollten, und als sie dies verweigerten, ergab er sich auf ritterlich Gefängniß; er hoffte: „ich will nicht drei Tage der Fürsten Gefangener sein.“ Am 7ten Mai zogen die Fürsten in die eroberte Burg ein und bald darauf — um Mittag — verschied der kühne Mann, „wie er in Zeit seines Lebens ein männlich und trotziges Gemüth hatte, das behielt er bis in seinen Tod.“ Tief erschüttert stand Luther, als er die Kunde von Sickingen's Tod vernahm und sprach: „Der Herr ist gerecht aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwert helfen!“

Ulrich von Hutten überlebte den Freund nur wenige Monate. Als die „Herberge der Gerechtigkeit“ hinter ihm lag und er hinausschritt, der arme Heimathlose, Geächtete, um nun eine neue Freistätte zu suchen, da hatte ihm der König von Frankreich einen Jahrgehalt von vierhundert Kronen und den Titel eines königlichen Rathes angeboten. Aber der Vertheidiger deutscher Freiheit gedachte an die Worte, welche er im Jahre 1520 dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen geschrieben: „Es soll nimmermehr vom Hutten gehört werden, daß er einem fremden König, wie groß und mächtig der ist, dienstbar und unterthänig sei.“ Im edlen Stolz wies er des Fremden Gnade von sich und verzichtete auf den Schutz, welchen ihm ein König gegen seine

zahllosen Feinde gewähren konnte, und eingedenk des Reims in jenem „neuen Lied Herrn Ulrich's von Hutten":

„Bin unverzagt,
Ich hab's gewagt,
Und will des Ends erwarten."

ging er mit Öcolampadius nach der Schweiz, um in den Städten der freien Männer Schutz und Zuflucht zu finden. Seine letzte Schrift in deutscher Sprache, welche noch dem Jahre 1522 angehört, war die „Entschuldigung wider etlicher unwahrhaftiger Ausgeben von ihm, als sollt er wider alle Geistlichkeit und Priesterschaft sein, mit Erklärung etlicher seiner Geschriften." Er konnte, wie es in dem mehrfach erwähnten Liede heißt, mit Recht von sich sagen:

„Darneben mich zu trösten
Mit gutem G'wissen hab',
Daß keiner von den Böß'ten
Mir Ehr' mag brechen ab,
Noch sagen, daß
Uf einig Maaß
Ich anders sei gegangen
Dann Ehren nach;
Hab' diese Sach
Im Guten angefangen."

Jene seine letzte deutsche Schrift war gleichsam der gewissenhafte Rechnungsabschluß seines ganzen Lebens und Wirkens, gleichwie der wackere Verwalter, der eine große Reise antreten will, bevor er's thut, noch seine Bücher durchsieht und ordnet, auf daß, wenn er nicht wieder kommen sollte, sein Andenken gerecht erfunden werde.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Harte Leiden trafen den Vielgeprüften noch in den letzten Zeiten seines Lebens. Er hatte sich zunächst in Basel, wo er im Dezember des Jahres 1522 eingetroffen war, niedergelassen, und eine ehrenvolle Aufnahme von Seiten des Rathes der Stadt gefunden. Aber siehe: gerade der Mann zog sich von ihm zurück, mit welchem er lang in einem freundschaftlichen Verhältniß gestanden, der berühmte Gelehrte Erasmus von Rotterdam, welcher damals in Basel lebte. In einer zweideutigen Stellung zur Reformation, welcher er, wie die Humanisten überhaupt den Weg hatte bahnen helfen, voll feiger, engherziger Rücksichten auf vornehme Gönner, lehnte Erasmus es sogar ab, einen Besuch seines jetzt vom Unglück verfolgten und vom Siechthum gefolterten Freundes anzunehmen; ja: nicht genug, daß er sich des Umgangs mit einem Hutten — schämte, wurde er sogar nicht müde, dessen Ruf durch Schriften zu verlästern, welche den kranken Ritter, der schon den Keim des Todes in sich trug, zu heftigen Gegenschriften reizen mußten. Das ist ein trauriger Anblick: den Gelehrten, welcher einst so trefflich für die Entfesselung des deutschen Geistes gewirkt, nun im schlechten Kampfe wider den zu sehen, der immer mit so hoher Begeisterung an ihm gehangen, den er selbst einst so gepriesen, — und den Ritter, dem nun der edelste Freund in Sickingen geschieden war, genöthigt, die letzte Lebenskraft zur Abwehr hämischer, gemeiner Angriffe aufzuwenden! O wohl mochte es dem Hutten wie ein Traum bedünken, daß ein Kaiser einst eine Lorbeerkrone auf sein Haupt gesetzt; — jetzt trug er eine Dornenkrone, aber wie auch seine Stirne darunter blutete, mit all seinen getäuschten Hoffnungen, mit seinem Herz voll des unsäglichen Schmerzes um Sickingen's Fall, — er stand doch größer und edler da als der Kaiser in all seiner Pracht und Herrlichkeit.

Hutten's ganzes Leben war gleichsam eine einzige Flucht ohne Ruh und Rast gewesen. Zum Tode siech, sollte er das Schicksal seines ganzen Lebens in den wenigen Monaten, die ihm noch auf Erden gegönnt waren, nochmal so recht völlig durchempfinden. Nach zweimonat-

Bayerische Staatsbibliothek München

lichem Aufenthalt mußte er Basel schon wieder verlassen. Und warum? Die Geistlichkeit hatte es bei dem Rath dahin gebracht, daß dieser den Hutten bat: er möge aus der Stadt scheiden, ihre Ruhe verlange seine Entfernung und seine eigene Sicherheit gebiete dieselbe. Da ging denn der kranke Hutten mitten im Winter — es war im Januar des Jahres 1523 — in aller Stille, auf Nebenwegen, nach Mühlhausen; die Hauptstraße vermied er, weil seine Feinde ihm da nachstellten. In Mühlhausen war er nicht müßig; so wie er erkannte, daß hier ein guter Boden für die Reformation sei, begann er sogleich, für dieselbe mit den letzten Kräften seines Lebens zu wirken; da wurde nun das päpstliche Joch zertrümmert, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Taufe in deutscher Sprache u. s. w. eingeführt. Aber alsobald machte sich auch die Gegenwirkung der Römlinge wider den Mann geltend, welcher für diese Neuerungen vor Allen thätig war; sie hetzten die von ihnen bethörten untersten Volksklassen gegen Hutten, seine Wohnung wurde bestürmt, kaum vermochte ihn die Obrigkeit vor der Wuth des verblendeten Pöbels zu schirmen. Es blieb ihm nichts übrig als Flucht. So kam er denn im Juni des Jahres 1523 nach Zürich. Da nahm der biedere Zwingli, dessen Name bei allen freien Herzen einen guten Klang hat, den kranken Flüchtling auf. Aber hier verfolgte ihn der gereizte Erasmus von Rotterdam, welchem es zu steter Schmach gereicht, daß er, um seiner persönlichen Leidenschaft zu genügen, und weil er sich vor dem gerechten Zorn Hutten's fürchtete, an den Rath von Zürich schrieb: er möge sich vorsehen, daß Hutten dessen, (des Raths) Güte „nicht mißbrauche zu einem geilen muthwilligen Schreiben", das da offenbar schade dem evangelischen Handel, anderen guten Künsten, auch gemeinen Sitten;" Erasmus schämte sich nicht, beizufügen: „so Ihr seinen (Hutten's) Muthwillen ein wenig zähmet, werdet Ihr mir nicht sowohl einen großen Dienst und Nutzen, als anderen Künsten, die dadurch befleckt sind, beweisen; Ihr werdet auch Eurer Land-

schaft ein fast nutzlich Ding thun!" So haben gemeine Seelen immer gethan und so thun sie noch jetzt; wenn ihnen die Wahrheit unbequem ist, verdächtigen sie den, der sie spricht, bei der machthabenden Gewalt, und machen viel Wesens, als müsse die Ordnung der Welt aus den Fugen weichen, wenn ihre Personen so abkonterfeit werden, wie sie wirklich aussehen; die kurzsichtigen Thoren! — als ob die Wahrheit nicht länger lebte als sie! Welches edle Gemüth aber kann unbewegt bleiben, wenn es die einfachen Worte liest, welche Hutten auf jene Verdächtigung durch Erasmus an den Rath von Zürich schrieb, worinnen er unter Anderm bittet, die Herren möchten ihm, wenn Schriften von Erasmus kämen, solche nicht vorenthalten, sondern wo möglich in Abschriften mittheilen; „darum ich" (sagte er) „je dafür gehalten sein will, daß ich alle Zeit her, seit ich aus meinen kindlichen Jahren verwachsen, anders nicht, denn einem tugendlichen und frommen Rittermäßigen vom Adel wohl ziemlich und gebührlich, gehandelt und gewandelt hab'; — und daß ich, wo jemand wider mich, als ich nicht hoffe, ausgeben und beschuldigen wird, mein' Ehr' und Glimpf mit Grund der Wahrheit genugsamlich zu vertreten und zu entschuldigen wisse." Das schrieb Hutten am 15. August 1523. Bald darauf verließ er, von seiner zunehmenden Krankheit gefoltert, Zürich und zog auf den Rath Zwingli's, welcher sich seiner liebevoll annahm, nach der Insel Ufnau im Züricher See. Da lebte ein wackrer Pfarrherr, Namens Hanns Schnegg; dem hatte Zwingli den kranken Ritter auf's Allerbeste empfohlen. Aber dem Hutten konnte keines Arztes Kunst, keine Luft und kein Wasser mehr helfen. Dem Hutten hatte die getäuschte Hoffnung das Herz gebrochen. Er hatte gehofft auf den Kaiser, — doch der Kaiser hatte ihn und das deutsche Volk von sich gestoßen; er hatte gehofft auf die Fürsten, — aber die Fürsten hatten sich bis auf Einen des Evangeliums nicht angenommen und was in der Seele des Herrlichsten, Philipp's von Hessen, vorging, das konnte Hutten nicht ahnen; — er

hatte gehofft auf den Adel, — aber der Adel hatte sich nach Sickingen's Fall zerstreut; er hatte gehofft auf die Städte, — aber die Städte blieben still und ruhig, und entfalteten erst späterhin ihren ganzen Muth für die größte That des deutschen Geistes, für die Reformation; er hatte gehofft auf den Bauernstand, — aber der Bauernstand entbehrte damals (wie später, da er sich erhob) eines Hauptes, tüchtig genug, um seine Bewegung zu leiten, und siechte fort unter den unseligen Folgen langer Unfreiheit. Er hatte gehofft auf Luther, den größten Mann jener Tage neben ihm, — aber Luther ging einen andern Weg und hatte keine That für ihn, nur eine Klage um den Verlornen. Ulrich von Hutten hatte nichts mehr, seines Hoffens und Lebens Kraft darauf zu stützen. Da starb er, noch von einer Hoffnung erquickt, von der, daß „Gott dereinst die zerstreuten Freunde der Wahrheit sammeln werde;" diese Hoffnung hatte er in einem Brief vom 12. August an den Freund seiner Jugend Eoban Heß, und eben dem hatte er auch seinen einzigen Trost ausgesprochen, den Trost, daß er noch immer einen Muth besitze, der wenigstens seinem Unglück gleich komme. Es war an einem Tag im August des Jahres 1523, — man weiß nicht einmal an welchem, als Hutten's große Seele von der Erde schied. Eben so wenig, als man seinen Todestag weiß, kennt man den Ort, wo seine irdische Hülle auf der stillen Insel Ufnau im Züricher See ruht. Er hinterließ grad' so viel an Geld, daß die Kosten des Begräbnisses davon gedeckt werden konnten, außerdem ein paar Handschriften und Bücher, sein Schwert und seine Feder!

Aber er hinterließ doch auch noch ein Größeres, seinen Geist! Der ruht nicht auf Ufnau, der macht die Runde durch sein deutsches Volk, seit dreihundert Jahren noch so unermüdlich wie in den 36 Jahren, da er Hutten's sterbliche Hülle beseelte. Diesen Geist vermag keines Gewaltigen Gewalt zu dämpfen; er ruft und weckt unser Volk noch jetzt und immerdar, der Freiheit und Ehre Deutschland's nicht zu vergessen; und wer für diese beiden

noch ein Herz im Busen trägt, der ruft jene Worte, welche Ulrich von Hutten in Bezug auf seinen Sickingen niederschrieb, in Bezug auf Hutten selbst, die Worte, welche mich beseelt haben, als ich sein Leben schilderte:

„Wo etwas mein Geschrift vermag,
Dein Lob muß sterben keinen Tag!“

Pestalozzi.

Von

A. Rodnagel.

„Mein ganzes Herz gehört dem Vaterlande; ich werde Alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mildern.“

Pestalozzi an seine Braut.

Heinrich Pestalozzi.

Geboren den 12. Januar 1746 in Zürich,
gestorben den 17. Februar 1827 zu Brugg.

Diese Vierziger Jahre sind reich an ernsten Erinnerungen für das deutsche Volk; sie legen ihm die Pflicht auf, die Geburts- oder Sterbetage einzeler Männer würdig zu begehen, deren Namen man nie verschweigen wird, wenn von deutschem Geist und Volksleben die Rede geht. Und diese Männer haben auf den verschiedensten Bahnen gewirkt und den Glanz unserer Nation verbreitet! Lichtenberg's Geburtsjahr feierten wir 1842, Herder's 1844, Luther's Todesjahr 1846; noch liegt uns ob, im Jahr 1848 das Andenken an die Dichter Bürger und Hölty zu erneuern. Zwischen diesen war, gleichfalls 1846, das hundertjährige Geburtsfest des Mannes, den man im besondersten Sinn mit dem Ehrennamen des „Schulmeisters der Neuzeit" benennen sollte; dessen Größe, wie Einer seiner dankbarsten Schüler sagt, „nicht in Auffindung einer neuen naturgemäßen Bildungsbahn, sondern im Geiste der Demuth und Liebe steht, der die Tiefen seiner Seele zu herrlicher und bleibender That bewegte," und darin, setzen wir hinzu, daß er ein ächter Jünger dessen war, der auch in der Kunst der Erziehung unser einziger und vollendeter Meister ist. Wie bei so vielen der größten Geister, so läßt sich auch bei **Pestalozzi** nachweisen,

daß durch besondere Eindrücke in der ersten Jugendzeit, durch Erlebnisse seiner Knabenwelt, bereits das eigenthümliche Gepräge seines Geistes hervorgetreten und das Ziel späterer Wirksamkeit gesteckt ist. Seine Aeltern stammten zwar aus einer alten Patrizierfamilie in der italiänischen Schweiz, die vor Jahrhunderten nach Zürich gezogen war und daselbst Einfluß und Würde erlangte, doch waren ihre Verhältnisse beschränkt, ihr häusliches Glück eine friedliche Zurückgezogenheit. Der Vater Johann Baptiste Pestalozzi war Augenarzt, die Mutter eine geborene Holtze, ein Weib voll treuer, aufopfernder Liebe für die Ihrigen. Heinrich, am 12. Januar 1746 geboren, war zart und schwächlich, allein von feurigem, leicht erregtem Gefühl. Er selbst sagt in seinem Schwanengesang von sich, dem Kinde: „Alles, was mein Herz ansprach, schwächte sehr oft den Eindruck dessen, was meinen Kopf aufhellen und zu bildender Thätigkeit beleben sollte. Meine Einbildungskraft ward bald verherrschend und meiner Bildung in Kenntnissen und Fertigkeiten in Allem, was mein Herz nicht sehr interessirte, in hohem Grade hinderlich, und früh begann der Mangel dessen, was kräftigend auf die Entfaltung meiner Ueberlegung, meiner Vorsicht und Umsicht wirken sollte, auf mein äußeres Leben Einfluß zu gewinnen. Schon was ich als Kind vornahm, mißlang sehr oft. Ich stieß mit meinem Kopfe in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr an, als irgend ein Kind. Aber ich besaß bei meiner Unvorsichtigkeit einen leichten Sinn, der mir das Fehlschlagen von Dingen, die andern Kindern schwer zu Herzen gegangen wären, wenig empfinden ließ. Was hinter mir war, wenn es mich selbst betraf, so sehr ich es auch vorher gewünscht oder gefürchtet hatte, war mir, wenn ich darüber ein paar Mal geschlafen hatte, als ob es nicht geschehen wäre. Die Folgen dieser Eigenheit stärkten sich in ihrem Wachsthum, da sie viele Nahrung in der Art meiner Erziehung fanden, von Jahr zu Jahr mehr, und wirkten nachtheilig auf mein ganzes Leben fort." — Bei solchen, sehr entschieden sich zeigenden Anlagen des Gemüthes und Geistes wäre wohl nur eine weise und strenge Erziehung im Stande

gewesen, durch gestählte Kraft des Verstandes und Willens der Einseitigkeit vorzubeugen. Statt dessen hatte der Knabe das Unglück, schon im sechsten Jahre den Vater zu verlieren. Jetzt waren nicht allein Einschränkungen und Entbehrungen aller Art nöthig, sondern es fehlte dem lebhaften Kinde auch ein männliches Vorbild. Die Mutter verband mit ihrer Gemüthlichkeit zugleich ein gutes Theil Schwäche und übertriebene Nachsicht, konnte sie ja den Heinrich nicht einmal zu äußerlicher Reinlichkeit und Ordnungsliebe gewöhnen, so daß er sich übel vor seinen Mitschülern auszeichnete. Der Vater kannte die Unselbstständigkeit seines Weibes, daher ließ er auf dem Sterbebett eine treue Dienstmagd vor sich kommen und sagte: „Babeli, um Gottes und Aller Erbarmen willen, verlasse meine Frau nicht. Wenn ich todt bin, so ist sie verloren, und meine Kinder kommen in harte, fremde Hände, sie ist ohne deinen Beistand nicht im Stande, meine Kinder bei einander zu halten.“ Und das Babeli, wiewohl erst einige Monate vom Lande in den Dienst gezogen, blieb; durch ihre treue Hülfe gelang es, die Kinder beisammen, das Hauswesen aufrecht zu erhalten. Das Versprechen: „Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben; ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat;“ — erfüllte sie im Drang der schwierigsten Verhältnisse, mit einer Ausdauer und zugleich mit einer Umsicht und Klugheit, die um so bewundernswürdiger war, als sie von aller äußern Bildung entblößt, eben aus der armen Dorfhütte in die Stadt gekommen. Kein Wunder, daß dieser Charakter, „edel und in Unschuld und Einfalt, bis zur Erhabenheit großherzig,“ entschiedenen Einfluß auf den Knaben übte, daß das anschauliche Bild solcher Liebeskraft in einem schlichten Bauernmädchen ihn lehrte, welche Schätze in der reinen Menschennatur liegen und sich aus ihr entfalten, wenn sie nicht durch Kunst oder Künstelei verdorben ward. In der That dankte er dadurch dem Babeli mehr, als durch die äußerste Sparsamkeit und Schonung der Kleider, welche das Mädchen den Kindern immer einschärfte. Inzwischen besuchte der Knabe die Schule, wo er aber oft durch Unbehülflich-

keit und Mangel an Gewandtheit unter seinen Kameraden anstieß, ja für einen Sonderling galt, dem sie den Spottnamen Heiri Wunderli von Thorlicken (Heinrich Wunderlich von Thorlingen) gaben, eine Unart, die bei Knaben stets wiederkehrt. Heinrich besuchte in diesen Jahren häufig seinen Großvater mütterlicher Seite, der ein Muster eines Geistlichen als Pfarrer in dem am Zürichersee reizend gelegenen Dorfe Höngg stand. Dort sah er nicht allein den wirklichen Christen, den Menschen voll Gottesfurcht, er besuchte auch mit dem Großvater die Schule und mehre Haushaltungen in der Gemeinde; er lernte das Landvolk bald noch weiter kennen, als es bei der Babeli möglich war. Das Verderben, welches die Fabriken auf die ärmere Jugend der Dörfer üben, zeigte sich in den von Harm und Gram gebleichten, in dem düstern Fabrikhause erschlafften und zu Krüppeln an Leib und Seele hinsiechenden Kindern, deren harmlosen Spielen er wenige Jahre zuvor mit stillem Entzücken zugelauscht hatte. Man kann seine Empfindungen aus jener Zeit nicht besser schildern, als wie Blochmann: „Er sah überall mit dem Herzen, und dieses von Kindheit auf weich und wohlwollend, litt bei fremder Noth in solcher Stärke mit, als widerführen ihm die Leiden Anderer selbst. Wie er bei seinem Aufenthalte in Höngg das Volk immer mehr lieben lernte und ihm mit lebendiger Theilnahme anhing, so entbrannte auch früh ein Zornesfeuer gegen die das Landvolk drückende Aristokratie in seinem jugendlichen Herzen, das bis in sein Greisenalter nie ganz erlosch.“

Im Unterricht war Heinrich von den andern Knaben gar verschieden; Manches ergriff er mit regster Lebendigkeit, in Anderm stand er selbst den Mittelmäßigen nach. Kalligraphie und Orthographie erlernte er nie recht, so daß noch in seinen Mannesjahren Lavater einst zu ihm sagte: „Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne Schreibfehler von Ihnen sehe, so will ich Sie zu Vielem, zu sehr Vielem fähig glauben, was Sie gerne thäten und gerne wären!“ — Ueberhaupt faßte er das Wesen der Dinge oft richtig, während ihn die Form gar nichts zu kümmern schien.

Selbst in den alten Sprachen, die man nach der irrigen Ansicht vieler Gelehrten nur lernt, um sich in Formen zu bilden, blieb er in diesem Betracht so schwach, daß einige seiner Lehrer wenig Hoffnung für seine Zukunft faßten. Gleichwohl übersetzte er damals eine Rede des Demosthenes mit so viel Feuer und rednerischer Lebendigkeit, daß man gern die Verstöße in einzelnen Stellen übersah und die Jugendarbeit sogar zum Drucke förderte. Im Ganzen war der Gymnasialunterricht, den doch ein Bodmer und Breitinger mit ertheilte, zu Zürich nur einseitig, die Richtung für das Praktische nicht belebend genug. Zwar übte man Selbstverleugnung, härtete die Jünglinge ab und lehrte sie Reichthum, Ehre und Ansehen gering schätzen; man gab den Gemüthern durch die Vorbilder der ächten Republikaner des Alterthums von Rom und Griechenland einen hohen Anflug —: allein die Brücke zur Gegenwart fehlte, „die Nahrung der Einfachheit und Unschuld des Natursinns und der Naturkraft wurde nicht geboten, die dem alten schweizerischen Geiste, den sie wiederherstellen wollten, zu Grunde lag.“ (Blochmann.) Auch andere Erscheinungen, die mächtig an jene Zeit hinantraten, waren eher geeignet, zu verwirren, als zu bilden. Im Vordergrunde steht Rousseau. Pestalozzi sagt, daß sein in hohem Grade unpraktischer Traumsinn von diesem in noch höherem Grade unpraktischen „Traumbuche“ (er meint Rousseau's Emil) enthusiastisch ergriffen worden sei. „Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emil's ansprach und forderte. Die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das Streben nach einem größern, segensreichern Wirkungskreise für das Volk in mir.“ So hat Rousseau auch noch

später auf ihn gewirkt. Zugleich studierte er die Schriften des Alterthums und schrieb über Sparta's Gesetzgebung. Nach dem Beispiel seines Großvaters wollte er Prediger werden, doch der erste Versuch auf einer ländlichen Kanzel fiel übel aus; er brach, wie man erzählt, in ein unwillkürliches, vielleicht nur durch die täppische Verlegenheit des Neulings veranlaßtes Lachen aus, blieb einige Male stecken und konnte zuletzt das Vaterunser nicht richtig beten. Auch genügte ihm wohl der beschränkte Wirkungskreis des Landpfarrers nicht mehr, er wollte in die öffentlichen Angelegenheiten thätig eingreifen, und wählte die Rechtswissenschaft als Studium. Damals stifteten einige begeisterte Jünglinge, Lavater, Füßli u. A. an der Spitze, einen Jugendbund, um alles Unrecht, zumal das der Patrizier gegen das bedrückte Landvolk öffentlich kund zu machen. Pestalozzi schloß sich wie natürlich an; von mancher Seite billigten dies ruhige Männer nicht, aber Pestalozzi irrt gewiß, wenn er in den letzten Lebensjahren sagt: „In jenen unnatürlichen Anmaßungen, in jener unbegreiflichen Mißkennung unsrer selbst, unsrer Kräfte und Mittel finde ich die allgemeine Quelle alles Unglücks und alles Jammers, der später meine Person, meine Familie und mein Haus traf und meine Bestrebungen an den Rand des Verderbens brachte." Dies ist offenbar übertrieben, denn wenn auch in kleinern Republiken Anfeindung und Gehässigkeit und Parteileidenschaft nicht fehlt: eine Demagogenverfolgung, wie sie die neuere Zeit mitunter in Deutschland gesehen, gab es damals nicht. Während Pestalozzi nun die Rechte studierte, warf eine schnell wachsende Brustkrankheit seinen bewährtesten Freund Bluntschli auf das Sterbelager. Dieser ließ seinen Heinrich rufen und sagte zu ihm: „Pestalozzi, ich sterbe, und Du, für Dich selbst gelassen, darfst Dich in keine Laufbahn werfen, die Dir bei Deiner Gutmüthigkeit, bei Deinem Zutrauen zu den Menschen Gefahr bringen könnte. Suche lieber eine stille Laufbahn und laß Dich, ohne einen Mann zur Seite zu haben, der Dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschenkenntniß und mit zuverlässiger Treue beisteht, ja nicht in

ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen Dir irgendwie verderblich werden könnte." — Dieser Rath und der Tod des Freundes erschütterte ihn gewaltig. Der Gedanke, dem lieben, armen Landvolke schneller zu helfen, brachte ihn zu dem Entschluß: So will ich Schulmeister werden! Er verbrannte Alles, was er über Rechtswissenschaft geschrieben und aus Geschichtsbüchern ausgezogen, und wandte sich dem Landbau zu. Zwanzig Jahr alt ging er in die Musterwirthschaft des Gutsbesitzers Tschiffeli zu Kirchberg bei Bern, wo er sich für seine Zwecke auszubilden hoffte. Allein der Betrieb der Landwirthschaft war hier so großartig, daß Pestalozzi zwar zu neuen Entwürfen angeregt, jedoch an praktischer Einsicht und Fertigkeit keineswegs reicher wurde. „Ich ging" — erzählt er: „mit vielen einzelnen, großen und richtigen Ansichten über den Landbau als ein eben so großer landwirthschaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen bürgerlichen Kenntnissen und Ansichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam." Da winkte ihm das Glück von anderer Seite. Er gewann die Liebe der schönen und wohlhabenden Zürcherin, Anna Schultheß, deren Vater Kaufmann und deren Bruder Heinrich's vertrauter Freund war. Bei seiner Armuth hatte er anfangs wenig Hoffnung, sie heimzuführen. Jetzt aber trieb es ihn, seine Entwürfe auszuführen und da sich ein reiches Banquierhaus erbot, die Geldsumme zu schaffen, so kaufte er zwischen Brugg und Lenzburg im Aargau, auf dem Birrfeld 1767 mehr als hundert Morgen Land, das seit undenklichen Zeiten brach gelegen, baute ein schönes Landhaus im italienischen Styl, schaffte Ackergeräthe an und traf kostspielige Vorbereitungen. Die Besitzung nannte er Neuhof. Mit der größten Offenheit schilderte er seiner geliebten Anna alle seine Schwächen und die Unbehülflichkeit im praktischen Leben, ehe er um ihre Hand bat. Er sagt in einem Briefe, den Dr. Niederer mittheilt, unter Anderm: „Diejenigen von meinen Fehlern, die für die Lagen meines künftigen Lebens mir die wichtigsten scheinen, sind Unvorsichtigkeit, Unbehutsamkeit und

Mangel an Geistesgegenwart bei unerwarteten Veränderungen meiner Zukunft. Ich weiß nicht, wie weit sie durch meine Bemühungen, mit denen ich ihnen entgegenarbeite, durch ruhiges Urtheil und Erfahrung sich verringern werden. Jetzt sind sie noch in einem solchen Grade da, daß ich sie dem Mädchen, das ich liebe, nicht verhehlen darf; es sind Fehler, meine Theuere, die Ihre ganze Erwägung verdienen. Ich habe noch andere Fehler, die sich aus meiner dem Urtheil des Verstandes sich oft nicht unterwerfenden Reizbarkeit und Empfindlichkeit herleiten lassen; ich schweife im Lob und Tadel, in Zuneigung und Widerwillen sehr oft aus; ich hänge manchen Gütern so stark an, daß die Macht, mit der ich mich an sie gebunden fühle, oft über die Schranken, welche die Vernunft setzt, hinausgeht, ich bin bei dem Unglück meines Vaterlandes und meiner Freunde selbst unglücklich. Richten Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Schwäche; es wird Tage geben, wo die Heiterkeit und Ruhe meiner Seele unter dieser Schwäche leiden wird. Wenn sie mich auch an der Ausübung meiner Pflicht nicht hindern soll, so werde ich doch kaum jemals groß genug sein, sie in solchem widrigen Zufall mit der Munterkeit und Ruhe des sich selbst immer gleichen Weisen zu erfüllen. Von meiner großen, in der That sehr fehlerhaften Nachlässigkeit in allen Etiquetten und überhaupt in allen Sachen, die an sich keine Wichtigkeit haben, bedarf ich nicht zu sprechen; man sieht sie in meinem ersten Anblick. Auch bin ich Ihnen noch das offene Geständniß schuldig, meine Theuere, daß ich die Pflichten gegen meine Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland stets für untergeordnet halten werde, und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Thränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mit denselben mich von der graden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entstehen möchte, abhalten wollte. — — Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. — Mein ganzes Herz gehört dem Vaterlande, ich werde

Alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mildern!" — „Mein Gewissen rief mir laut, daß ich ein Verführer und nicht ein Liebhaber sei, wenn ich meiner Geliebten einen Zug meines Herzens oder einen Umstand, der sie einst beunruhigen oder unglücklich machen könnte, verschweigen würde; ich freue mich nun dieser That!" —

Welch' eine Sprache, dem geliebten Weibe gegenüber! Anna verstand sein Herz, und am 24. Januar 1769 feierten sie in Zürich ihre Verbindung. — In Neuhof sollte Pestalozzi nur eine kurze Zeit sich des ungetrübten Glückes am eigenen Heerde und in umfassender Thätigkeit erfreuen; war ihm ja doch nirgends lange Ruhe beschieden! Wenn er auch eifrig und nicht ohne Einsicht seine Grundstücke urbar zu machen suchte, so zeigten sich doch bald die Fehler, welche ihn Lebenslang verfolgten: die Begierde nämlich, im Sprunge zu erreichen, was nur nach und nach reifen kann, und dann die Unfähigkeit, jene Ordnung in seine Geschäfte zu bringen, welche stets die Pläne und Absichten auf's Genaueste den äußern Mitteln und Kräften anpaßt. Schon das begonnene Wohnhaus war zu kostspielig und ganz unzweckmäßig. Sogar Freunde Pestalozzi's mißbilligten das ganze Unternehmen; Feinde und Neider hinterbrachten dem Handelshause in Zürich übertriebene Nachrichten; dies schickte zwei kundige Männer, um einen thatsächlichen Bericht zu erhalten, und zog, als dieser übel ausfiel, seine Kapitalien mit einigem Verlust zurück. Pestalozzi war wie vom Donner gerührt; „der schöne Traum meines Lebens," — schrieb er — „die Hoffnungen eines großen, segensvollen Wirkungskreises um mich her, der in einem ruhigen, stillen, häuslichen Kreise seinen Mittelpunkt finden sollte, war nun völlig dahin." Den Grund des Fehlschlagens seiner Unternehmung fand er nicht in ihr selbst, sondern wesentlich und ausschließlich in sich und seiner Untüchtigkeit für alles Praktische. Dennoch sank weder in ihm, noch in seiner Gattin der Muth, ihre Zeit, ihre Kräfte und den Ueberrest ihres Vermögens der Vereinfachung des Unterrichtes und der häuslichen Bildung des Volkes zu

widmen. Sie wollten inmitten von Bettelkindern leben, selbst Bettler werden, um die Kunst zu lernen, wie man Bettler zu Menschen erziehe. Darum eröffnete er 1775 die Neuhöfer Armenanstalt, zu welcher die Kinder von allen Seiten her strömten, ja von der Straße aufgenommen wurden. Arbeit, Unterricht und Erziehung sollten Hand in Hand gehen, alle Kosten für Nahrung, Kleidung und Unterricht durch die Arbeiten gedeckt werden. Im Sommer und bei gutem Wetter wollte er sie auf dem Felde arbeiten, im Winter und zur Regenzeit Baumwolle spinnen und das Nöthige lernen lassen. Er selbst blieb unermüdet und erfindungsreich, die Kinder während der Arbeit zu lehren. Beim Spinnen übte er durch Vor- und Nachsagen das Gedächtniß, im Felde trug er Naturkunde vor; Zählen und Rechnen lernten sie an den Stücken ihrer Arbeit. Solche Armenanstalten, die ihm ihre Entstehung danken, schwebten bis zum Grab ihm vor Augen und keine getäuschte Erfahrung mochte ihm die Idee verleiden. Wie es nun aber dem Manne des Volkes häufig ergeht, so ihm; Mancher säet und ein Anderer tritt in seine Aernte: Fellenberg sah später zu Hofwyl, von dem besten Erfolge gekrönt, was Pestalozzi nur mit bitterm Schmerze scheitern sehen mußte. Denn bald trat zu Neuhof die Schattenseite grell hervor. Wohl war die Ansicht richtig, daß jeder Mensch in seiner Natur ursprünglich Kräfte und Mittel habe, selbst ein befriedigendes Dasein sich zu verschaffen; und herrlich der Plan, daß diese „Kraft, seine Bedürfnisse zu befriedigen und den Geschäften, Pflichten und Verhältnissen seines Daseins genugthuend zu entsprechen, entwickelt, belebt und selbstständig gemacht werde," — wohl half ihm die Verehrung für den häuslichen Einfluß auf die Bildung armer Kinder über einige Schwierigkeiten hinaus; allein wie Vieles war nicht abzustellen! Unter den Bettelkindern waren Manche verwildert, anmaßlich, sogar verzärtelt und hielten das Leben auf Neuhof für Erniedrigung; Sonntags sprachen unzufriedene Mütter und Angehörige ein und versteiften die Kinder, ja es kam vor, daß man sie nur neu kleiden ließ, um sie nachher bei

Nacht und Nebel ihm zu entführen. Pestalozzi wollte gleich zu den höheren Zweigen der Industrie übergehen, während die Kinder noch mit der Grundlage nicht fertig wurden; und — kurz, nach fünfjährigem Bestande mußte er 1780 die Anstalt aufgeben; das Vermögen seiner Gattin war geschwunden, der Glaube und das Vertrauen seiner Umgebung verscherzt, sein Unglück entschieden. Ihn jammerte am meisten das Schicksal seiner armen Frau. Oft fehlte es in dem Landhause von jetzt ab an Brot, Holz und Geld, den Hunger und Frost abzuwehren. Wären seine Gläubiger weniger nachsichtig und seine Freunde nicht so wohlwollend gewesen: er hätte damals dem Untergang nicht entrinnen können. Doch es gab schon Manche, die ihm prophezeihten, er müsse im Spital oder — im Narrenhaus sterben. Aber die göttliche Kraft der Liebe zum Volk ließ ihn nicht sinken. „Mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elendes zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah; und meine Kraft stärkte sich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was Niemand täuschte, das täuschte mich immer; was Alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr.“ So schrieb er von sich. Eine harte Prüfung war noch die schwere, langwierige Krankheit seiner Gattin. Darauf gab es wieder Lichtpunkte in seinem Leben; er bereisete auf Veranlassung seiner zu Leipzig verheiratheten Schwester 1792 Deutschland, lernte damals Göthe, Wieland, Klopstock, Herder u. a. große Geister des Volkes, zugleich auch einige Lehrerseminare kennen. Die Hoffnung, seine Lebensaufgabe schneller erfüllen zu können, drang ihn in den Illuminatenorden zu treten, der damals in Deutschland blühte. Aber Pestalozzi, der in der Schweiz sogar Haupt des Ordens ward, sah sich bald enttäuscht und trat aus demselben. Während seiner achtzehnjährigen Kämpfe wurde er, fast möchte ich es durch Zufall nennen, in die schriftstellerische Laufbahn geworfen. Ein Bruder des Buchhändlers Füßli las einst einen Aufsatz Pestalozzi's und

forderte ihn auf, sich weiter zu versuchen. Erst hielt er sich für unfähig, dann schrieb er ein Paar Erzählungen, worauf „Lienhard und Gertrud" in einigen Wochen vollendet ward, dies höchst gelungene Naturbild des Bauernlebens, wie es ist und nach seiner Ansicht sein könnte und sollte. Bescheiden genug hatte er sich anfangs eine Ueberarbeitung von fremder Hand gefallen lassen. Wie er aber die ersten Bogen sah, gerieth er außer sich; er eilt zu seinem Freunde Iselin in Basel und dieser hilft zur Herausgabe und sorgt für ein anständiges Honorar. Das Volksbuch erschien 1781 und ward mit Jubel in Deutschland und der Schweiz aufgenommen; er erhielt sogar von der ökonomischen Gesellschaft zu Bern eine goldene Medaille, die er aber aus großer Bedrängniß bald um den Goldwerth verkaufen mußte. Nur hielten sich viele, selbst der verständigsten Leser mehr an die schlichte volksthümliche Darstellung und übersahen den Kern, die Frucht aller bisherigen, wenn schon praktisch verfehlten Bestrebungen Pestalozzi's, die sich in dem Satze zusammenstellen lassen: Alle Bildung des Volkes muß Bildung zur Industrie sein, und diese durch den einfachsten, Geist, Gemüth und Geschicklichkeit harmonisch entwickelnden Unterricht erreicht werden. Freunde forderten ihn zu ähnlichen Romanen auf; die Meinung, daß er zu jedem praktischen Geschäfte untauglich sei, griff immer weiter Platz und selbst Lavater soll damals zu Pestalozzi's Frau gesagt haben: „Wenn ich ein Fürst wäre, würde ich Pestalozzi in Allem, was das Landvolk und die Verbesserung seines Zustandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen!" — Indessen befestigte dies ihn, den es anging, immer nur im Vorsatz, bei nächster Gelegenheit mit der That zu beweisen, daß er auch auszuführen vermöge, was er als heilsam für die Volksbildung erkenne.

Zunächst wurden ihm verschiedene Anträge zur Veränderung seiner Lage gemacht. Sogar der Großherzog Leopold von Toskana schrieb ihm und wollte Pestalozzi berufen, als Joseph's II. Tod diesen Fürsten auf den Kaiserthron rief und den Mann des Volkes vergessen

ließ. — Weniger sprach das zweite Volksbuch „Christoph und Else“ 1782, an. Im nämlichen Jahre gründete er „Ein Schweizerblatt,“ welches das Andenken an edle Schweizer erhalten sollte; darin rief er seinem Iselin nach: „In meiner Tiefe wäre ich erlegen, hätte mich nicht Iselin aufgerichtet, er machte mich fühlen, daß ich doch etwas Bleibendes gethan in meinem so bald zerstörten Armenhause.“ Ueber seine 1798 herausgekommenen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes“ bricht er selbst ohne Gnade den Stab; „dieses Werk ist mir wieder ein Zeugniß meiner innern Unbehülflichkeit, ein bloßes Spiel meines Forschungsvermögens, einseitig ohne verhältnißmäßige Kraft gegen mich selbst, und leergelassen vom genugsamen Streben nach der praktischen Kraft, die ich zu meinem Zwecke so nothwendig hatte.“ Und doch hatte er drei Jahre lang mit unglaublicher Mühe daran geschrieben, Bogen angefüllt und für — wenige Zeilen weggeworfen, die er benutzte; und es fehlt auch hier nicht an tiefen Aussprüchen; z. B.: „Tausende gehen als Werk der Natur im Verderben des Sinnengenusses dahin und wollen nichts mehr. Zehntausend erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone und — wollen nichts mehr.“ Inzwischen erreichte seine Noth den höchsten Gipfel. Da ergriff der Wirbelsturm der Revolution auch die Schweiz und verwandelte sie in eine untheilbare helvetische Republik. Pestalozzi wies in kleinen Aufsätzen auf das Eine, was Noth thue, der Geist ächter Frömmigkeit, häuslicher und bürgerlicher Tugend habe sich von Hohen und Niedern gewendet, darum seien die Bande der Gesellschaft zerrissen; nur jener Geist könne sie neu knüpfen und den müsse man in Staatsanstalten erwecken. Unter den Direktoren der Schweiz war damals Le Grand, sein Freund und von gleicher Hoffnung beseelt. Man berieth, in welches Staatsamt Pestalozzi zu setzen wäre. Er wiederholte: Ich will Schulmeister werden! Schon war er zum Vorsteher eines Seminars in Aargau bestimmt, als die Dinge unerwartet sich wendeten und seine längst genährten Träume verwirk-

lichen zu wollen schienen. Die alten Urkantone der Schweiz hatten sich den Wogen der Revolution entgegen geworfen, Unterwalden entbrannte in offenem Aufstand. Sofort rückten französische Heersabtheilungen in die Thäler; Stanz, der Hauptort von Unterwalden, wurde Anfangs September 1798 niedergebrannt. Gräßliches Elend. Schaaren vater- und mutterloser Kinder irrten umher. Ueberall aus der Schweiz entbot man Hülfe, die Direktoren schickten zwei Abgesandten, Heinrich Zschokke als Regierungskommissär, der äußern Noth abzuhelfen, und Pestalozzi, der Waisen sich anzunehmen. „Es war eigentlich ein ungeheuerer Griff“ — sagte dieser; „ein Sehender hätte ihn nicht gewagt, ich war zum Glück blind. Ich wußte bestimmt nicht, was ich that, aber ich wußte, was ich wollte, und das war Tod oder Durchsetzung meiner Zwecke.“ Er wäre auch, äußerte er, in die hintersten Klüfte der Berge gegangen und hätte ohne Feuer und Wasser angefangen, wenn er nur anfangen durfte. — Die Regierung wies ihm ein Klostergebäude an, das noch nicht ausgebaut war. Ehe die nöthige Einrichtung getroffen werden konnte, ehe Zimmer, Küche und Betten geordnet waren, drängten sich die Kinder herbei, voll Ungeziefer, mit Schmutz und Krätze bedeckt, mit aufgebrochenen Köpfen, wie ausgezehrte Gerippe, gelb, in den Gesichtern Angst, Mistrauen und Sorge, selbst in den jungen Seelen Trotz, Frechheit, Heuchelei oder jene dünkelhafte Anmaßung, die auch im zerlumpten Elend noch an vorigem Unterschiede des Ranges eigensinnig klebt. Dabei die Meisten faul, ungeübt in geistigen und körperlichen Fertigkeiten, so daß kaum Eins das A B C konnte. Pestalozzi hatte zur Hülfe — Eine Haushälterin, welche aber mit der Küche und äußern Ordnung so beschäftigt wurde, daß der Vorsteher Alles in Allem sein, auch um Waschen, Kämmen und die Pflege der Kranken sich kümmern mußte. Er that es; mit einem Herzen voll überschwänglicher Liebe hatte er Den vor Augen, der sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ — Sein Grundgedanke war damals wieder, den vollen Segen der häuslichen Erziehung auf die öffentliche überzutragen.

Blochmann sagt: „Wie das Mutterauge in der Wohnstube täglich und stündlich jede Veränderung des Seelenzustandes ihres Kindes mit Sicherheit in seinem Auge, auf seinem Munde und an seiner Stirne lese, so solle auch die Kraft des Erziehers reine, durch den Geist der Häuslichkeit belebte Vaterkraft sein. Hierauf baute er. Daß sein Herz an seinen Kindern hang, daß ihr Glück sein Glück, ihre Freude seine Freude sei, das sollten seine Kinder vom frühen Morgen bis zum späten Abend in jedem Augenblicke auf seiner Stirne sehen und von seinen Lippen lesen. Künstliche Hülfsmittel suchte, bedurfte er nicht für seine Kinder; die sie umgebende Natur, die täglichen Bedürfnisse und die immer rege Thätigkeit derselben benutzte er als ihr Bildungsmittel.“ — So konnte Pestalozzi denn selbst an Geßner schreiben: „Ich war vom Morgen bis zum Abend allein in der Kinder Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freude, keine Dienste um mich her, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich saß an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der in's Bett gieng und am Morgen der Erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, besiegte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Leiber.“ Dies wirkte. Die wilden Bettelkinder lebten bald wie friedliebende Geschwister zusammen. Je mehr er ihnen den Werth der Moral und Religion zeigte, desto weniger sprach er mit ihnen über diese Lehren selbst. Er knüpfte stets seine Belehrungen an

Vorfälle des Lebens. Die Zahl der Kinder nahm so überhand, daß er allgemein schon den wechselseitigen Unterricht hatte, ehe noch Bell und Lancaster durch denselben sich bekannt machten. Damals begann auch Pestalozzi jeden Unterricht auf Anschauung zu gründen, die Lehrmittel aber so zu vereinfachen, daß sogar der wenig Gebildete, daß namentlich jede Mutter den naturgemäßen Gang mit dem Kinde anfangen könnte, ehe es der Schule übergeben wird. Man irrt indessen, wenn man glaubt, er habe Strenge oder körperliche Züchtigung nicht gebraucht. Heftige und zur Rohheit neigende Naturen werden selten ohne Beides gut erzogen. Aber — so schreibt er: „Meine Schläge konnten darum keinen bösen Eindruck auf meine Kinder machen, weil ich den ganzen Tag mit meiner ganzen reinen Zuneigung unter ihnen stand und mich ihnen aufopferte. Sie mißkannten meine Handlungen nicht, weil sie mein Herz nicht mißkennen konnten." Wie schon zu Neuhof, machten ihm hier wieder freche und undankbare Eltern einzelner Kinder viel Verdruß und Kummer. Sie meinten, er übernehme alle Mühe um ihre Kinder blos aus Armuth, Einige wollten Entschädigung, weil die Kinder jetzt nicht betteln könnten, und im Dunkeln schlich der Verdacht, bei ihm, als einem Ketzer, sei das Seelenheil der Kinder gefährdet. Bei all dem ist diese Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit seine größte; hatte er früher behauptet, Bildung des Volks sei wesentlich Bildung zur Industrie, und zwar durch Industrie, so ging er jetzt weiter und stellte, ein erhabenes Muster für alle Eltern, Lehrer und Erzieher, Bildung zum Menschlichen durch das Menschliche in den Vorgrund. Blochmann, sein Freund und nachher Mitarbeiter, bezeichnet Pestalozzi's Thätigkeit in Stanz so: „Hier ist die Blüte seines Lebens, hier die Heldenzeit all seines pädagogischen Strebens und Thuns. Hier, wo das, was ihn begeisterte, noch nicht in Begriffe gefaßt, noch nicht in Worte außer ihn hingestellt war, wo die unbewußte Kraft wie ein göttlicher Instinkt in die unmittelbarste Berührung mit den Bedürfnissen der verwahrlosetsten Kinder trat, hier, wo nicht er die Idee, sondern die Idee ihn hatte, hier zeigte

sich die ungeschwächte That seines Genius als wundersam wirkend. Die Entwilderung, die Versittlichung einer Horde der rohesten Kinder in der Zeit eines halben Jahres war das glänzende Ergebniß der ihm kaum bewußten Kraft seiner Gottbegeisterung und Liebe. All sein Thun war voll religiöser Weihe, lebendig aus dem innersten Leben ausströmend regte es die Gemüther der Verwaisten magisch an und lockte mit schöpferischer Kraft die Anlagen hervor, die in ihnen schlummerten. Hier war Pestalozzi am ehrwürdigsten und im rechten Felde seiner großen Natur und seiner geistigen Zeugungskraft. Er hat nachher angefangen, mehr Herr seiner Idee zu werden und über sie mehr zu wissen, aber nie, durch sie mehr zu vermögen." Inzwischen hatten Franzosen und Oesterreicher in der Nähe gekämpft. Einmal schon wurde Pestalozzi durch blinden Lärm erschreckt, aber im Juni 1799 brauchten die Franzosen für zahlreiche Verwundete das Kloster als Lazareth und Pestalozzi mußte unter Thränen seine Kinder entlassen, nachdem er väterlich sie mit Reisebedürfnissen versorgt hatte. Zur Wiederherstellung seiner furchtbar erschütterten Gesundheit ging er selbst in das Bad Gurnigel im Berner Oberlande. Feinde seiner Thätigkeit versicherten, er habe die Stellung zu Stanz aufgeben müssen und die Franzosen seien für ihn ganz zu rechter Zeit eingerückt. Er aber rang wieder mit Hoffnungslosigkeit; er schrieb tief gebeugt an seinen Geßner: „Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, rastlosen Nächten endlich Land sieht, Hoffnung des Lebens athmet und sich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermeßliche Meer geschleudert sieht und auf's Neue alle seine Glieder bis zum Erstarren anstrengt, — so war ich. Denke Dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern, mein Unglück und das Zittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verstummen!" — In Kurzem kräftigte ihn das Bad. Er kam nach Bern, man rieth ihm, nach Burgdorf sich zu begeben und in einigen Tagen traf er ein. Anfangs mußte er hier in einer der untersten Schulen, (als Gehülfe in einer sogenannten Lehrgottenschule) wirken.

Gotte heißt nämlich in der Schweiz soviel als die Pathin. Da nun die Lehrerin der Kinder als Stellvertreterin der Mutter, als die Pathin betrachtet wurde, so wählte das Volk diesen Namen. Hier waren bei gar kargem Gehalte Kinder von fünf bis acht Jahren im Lesen und Schreiben zu unterrichten, von frühe um acht bis Abends um sechs Uhr mühte er sich ab und mußte dabei hören, wie manche Mütter die einfache Weise seines Unterrichts mit der Bemerkung tadeln wollten: das können wir daheim auch mit den Kindern treiben! Gerade dieser Tadel freute ihn. Im März 1800 nach einer achtmonatlichen Arbeit Pestalozzi's fand eine öffentliche Prüfung seiner Kinder durch die Schulbehörde statt und der Erfolg legte das günstigste Zeugniß für ihn ab. Dem Meister selbst wurde aber diese Prüfungszeit zugleich der Probierstein, woran er die Richtigkeit der Grundzüge des Unterrichtes erkannte, welche er zu Stanz gewonnen. Er fand noch mehr die Anfänge, von welchen man lückenlos fortarbeiten muß; er entwickelte sein „A-B-C der Anschauungslehre," er sah ein, alle Erziehung müsse von der Geburt des Kindes anfangen und die Idee eines „Buches der Mütter" stand klar vor seinem Geiste; das Kind sollte erst Sach- und Sprachkenntnisse gewinnen, ehe man es mit dem Lernen der Buchstaben quäle; eine Hauptaufgabe für die Erziehung in diesen Lebensjahren sei, den Kreis der Anschauung in dem jungen Geiste behutsam zu erweitern. — Er wäre beinahe der mühevollen Anstrengung erlegen. Nun wollte die helvetische Regierung, die ihren Sitz zu Bern hatte, zur Förderung wahrer Volksbildung eine Nationalanstalt zu Burgdorf gründen, allein das Geld war nicht aufzutreiben. Pestalozzi's Freund Fischer starb bald nachher und von der Anstalt war nicht weiter die Rede. Mittlerweile hatte Pestalozzi bei Fischer einen jungen Schulmeister aus Gaiß in Appenzell kennen gelernt, Hermann Krüsi, den Sohn armer Handelsleute, der früher durch Tagelohn und Botengänge sein Brod gewann, hierauf sechs Jahre Schulmeister in Gaiß und nun mit einem Häuflein Kinder nach Burgdorf gekommen war. In ihm fand Pestalozzi den Gehülfen, wie er ihn brauchte. Beide

verbanden sich zur Errichtung einer gemeinsamen Erziehungsanstalt. Man überließ ihnen das Schloß zu Burgdorf und sie begannen mit Muth und Eifer ihr Werk. Von allen Seiten wurden ihnen Kinder übergeben; das geringe Jahrgeld von 240 Schweizerfranken lockte viele Eltern an, und die Regierung unterstützte sie mit 4—500 Francs, was freilich wenig, indessen doch Etwas war. Pestalozzi und seine Gehülfen schufen sich hier selbst ihre Bildungs- und Lehrmittel, als deren Erste die sie umgebende Natur und der Menschengeist erschien, die sie durch Geduld und Liebe zum herrlichsten Stoffe zu verbinden wußten. Tobler aus Glaris und Buß aus Tübingen schlossen sich an. Nun wurden die Anschauungstabellen und Elementarbücher gemeinschaftlich bearbeitet. Aus der Anstalt selbst ging als Lehrer hervor Johannes Ramsauer aus Herisau in Appenzell, der später nach einem an Erfahrungen reichen Jugendleben zur Erziehung königlicher Prinzen berufen wurde. Die Anstalt war 1801 zur höchsten Blüte gelangt, als Johannes Niederer, früher Geistlicher, und Josef Schmid, ein Hirtenknabe aus den vorarlbergischen Alpen, zu Pestalozzi kamen, die zwar mit bestem Erfolge im Geiste des Meisters wirkten, nachher jedoch einen unseligen Kampf begannen, welcher sein Werk untergrub und seinem Herzen nie vernarbende Wunden schlug. Um jene Zeit schrieb Pestalozzi sein vollendetstes Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt," worin er eigenthümlicher und klarer, einfacher und gewinnender als sonst wo, seine Ansichten über Erziehung und Unterricht den Müttern an die Seele legte, zugleich aber auch die Sehnsucht seines ganzen Lebens, dem armen Volke zu helfen, und seine Unfähigkeit, dieser Sehnsucht Genüge zu leisten, abspiegelt. Diese Briefe an seinen Geßner — denn so hatte er es eingekleidet — richteten die Aufmerksamkeit aller Freunde wahrer Menschenbildung noch lebhafter auf ihn, als es „Lienhard und Gertrud" vermochte. Noch ging es aber ärmlich in dem alten Schlosse zu, bis die helvetische Regierung 1802 ihren Präsidenten schickte, zu prüfen und Bericht zu erstatten. Die nächste

Folge war, daß dieselbe Regierung die Anstalt als der Nation angehörig betrachtete und Pestalozzi nebst den ältesten Lehrern feste Besoldung empfing, auch die Elementarbücher und deren Herausgabe unterstützt wurde. Durch eine Veränderung in der Regierung wurde aber bald befohlen, das Schloß zu Burgdorf sollte Sitz eines Oberamtmanns werden, und Pestalozzi mußte von Neuem wandern. Diesmal wählte er unter einigen, ihm angebotenen Orten Yverdun, (Ifferten) diese am Südende des Neuenburger See's gelegene, liebliche Stadt, nachdem er 1804 Burgdorf verlassen und in dem ihm von Fellenberg überlassenen Münchenbuchsee eine Anstalt errichtet hatte, die unter Fellenberg's ökonomischer Leitung stehen sollte. Damals war auch aus Oldenburg ein Deutscher, Herr von Türk, zu Pestalozzi gekommen und hatte, innig mit ihm befreundet und von gleicher Liebe für das arme Volk beseelt, seine Grundsätze weiter entwickelt, die er später in Deutschland, auf einer höchst ehrenvollen Stelle, in das Leben rief. — Die Trennung der beiden Anstalten währte übrigens nur bis 1805, wo Pestalozzi von Neuem sie vereinigen konnte. Damals erlangte seine Wirksamkeit europäischen Ruf; in verschiedenen Hauptstädten wie Madrid, Neapel und Petersburg traten Lehrer aus seiner Schule auf; Kaiser und Könige ehrten den Greis, ja Fichte erblickte in seinem Wirken den Anfang einer Erneuung der Menschheit. Es versteht sich von selbst, daß die Anstalt häufig die ehrenvollsten Besuche empfing. Unter den schon genannten Lehrern war es Schmid, welcher durch praktische Tüchtigkeit am meisten auf Pestalozzi Einfluß gewann, während Niederer, mit gründlicher, philosophischer Bildung ausgerüstet und gleichsam wie berufen, die Ideen des Meisters mit der Wissenschaft zu vermitteln und zum haltbaren Ganzen auszubauen, dadurch mehr in den Hintergrund treten mußte. Zwar erkannte und würdigte Pestalozzi Niederer's Verdienste; er sagte in einer Rede vom Jahre 1811 selbst: „Niederer, Du erster meiner Söhne, was soll ich Dir wünschen, wie

soll ich Dir danken? Du dringst in die Tiefe der Wahrheit, Du gehst durch die Labyrinthe wie durch gebahnte Fußsteige. Der Liebe hohes Geheimniß leitet Deinen Gang und muthvoll mit eherner Brust wirfst Du den Harnisch Jedem entgegen, der in Schleichwegen sich krümmend von dem Wahrheitspfade weicht und nach dem Scheine hascht. Freund, Du bist meine Stütze, mein Haus ruht in Deinem Herzen und Dein Auge blitzt einen Lichtstrahl, der sein Heil ist, ob ihn gleich meine eigene Schwäche oft fürchtet. Ruhe wohnt in Deiner Seele und ein großer Segen fließt aus der Fülle Deines Geistes und Deines Herzens auf das Thun meiner Schwäche." Zu gleicher Zeit erklärte er sich auch gegen Andere auf das Rührendste über Niederer's Freundschaft; aber dennoch war es nicht der tiefe Zug des Herzens, der ihn mit diesem vereinte: beide Naturen stießen sich vielmehr von einander ab. Niederer faßte das ganze Wesen des Pestalozzi'schen Unterrichtes zu sehr von der philosophischen Seite, so daß der Alte nicht selten naiv bemerkte: „Ich verstehe mich selbst nicht mehr; wenn ihr wissen wollt, was ich denke und will, müßt ihr Herrn Niederer fragen." Ja Pestalozzi gestand nachher ehrlich, daß diese „philosophischen Ansichten, bei denen die Köpfe der meisten Glieder des Hauses und auch der seinige geschwindelt, und die ihn persönlich im Wesen seiner Bestrebungen verwirrten, den Flor des Hauses und der Anstalt, die in diesem Zeitpunkt zu einer glänzenden Scheinhöhe gelangten, in seinen Wurzeln faulen gemacht hätten und als die verborgene Quelle alles Unglücks, das seitdem über sein Haupt gekommen, anzusehen seien." Daran mag Manches wahr sein. Zudem ließ sich Niederer in unabsehliche Kämpfe mit der Feder ein, die zwar den Ruf der Anstalt eher noch hoben, aber seine Zeit und Kraft einem gedeihlichern Wirken entzogen. — Joseph Schmid, eine kräftige, aber verstandeskalte Natur, unermüdet fleißig, voll Selbstbeherrschung, wurde bald von Pestalozzi überschätzt. Vielleicht wären die Feindseligkeiten früher ausgebrochen, allein Schmid ging 1810 plötzlich nach Wien. Dort schrieb er gegen die Anstalt

Pestalozzi's, wiewohl dieser so sehr an ihm hing und beim Abgang Schmid's gesagt hatte: „Es zerschnitt mein Herz, ihn sich von mir trennen zu sehen, denn ich liebte ihn wie meine Seele." Schmid stand hierauf der Stadtschule zu Bregenz einige Zeit mit größtem Beifall vor. In der Anstalt des Meisters vermißte man ihn bald, die ökonomische Lage ward bedenklicher, und jetzt reiste Niederer selbst nach Bregenz und gewann den Schmid, daß er im April 1815 zurückkehrte. Seitdem suchte er, Herr und Lenker der Anstalt zu werden. Als im Winter dieses Jahres Pestalozzi die treue Gattin verlor, ließ er sich immer mehr von Schmid leiten. Vergebens widersetzten sich Lehrer und Unterlehrer in einer besondern von Blochmann entworfenen Anklageschrift; der Greis erklärte, er wolle sie lieber Alle gehen sehen, als den Einfluß Schmid's hemmen oder beschränken, der sei nur ihn zu retten im Stande. Die deutschen Lehrer verließen also Yverdün im nächsten Sommer. Nun richtete sich Schmid gegen Krüsi und Niederer. Ersterer war eine milde und kindliche Natur und zog sich nach fruchtlosen Bemühungen zu vermitteln und auszugleichen, zurück, wiewohl er die Stadt nicht sogleich verließ, sondern noch einige Jahre eine kleine Anstalt leitete, dann kehrte er in seine Heimath zurück. Schmid und Niederer standen nun einander schroff entgegen. Pestalozzi glaubte, nach der Uebergabe des Töchterinstituts an Niederer noch Forderungen zu haben. Darüber brach der Streit los, der Jahre lang selbst die Gerichte beschäftigte. Je mehr Pestalozzi mit Schmid gleichsam Eine Person ward, desto nachdrücklicher trug Niederer, den man nicht von einem gewissen Starrsinn freisprechen kann, seinen Widerwillen und Groll gegen Schmid auf den alten Lehrer über. Dieser jammerte ob seiner Unfähigkeit, auch hier durchzugreifen. So schrieb er einst an Niederer: „Ich möchte, daß alle zur Erneuerung unserer Leidenschaften hinführende Ansichten und Gedanken in die Tiefe des Meers vergraben wären, wo in Ewigkeit von der Auferstehung ihrer Schatten keine Rede mehr sein könnte. Niederer, laß uns bedenken, die Versöhnung, die wir

suchen, geht wahrlich nicht aus der Beschönigung der Fehler voriger Zeit, sie geht einzig und allein aus der Erneuerung unserer selbst zu einem bessern Leben hervor. Lieber Niederer, geh' uns voran im Glauben und in der Liebe. Steh' heute als Held der hohen Kraft der Selbstüberwindung an unserer Seite. Verzeih, vergiß und glaube. Was hindert uns, daß wir einen gemeinschaftlichen Schritt zur Wiederversöhnung thun? Ach, ich will es Dir sagen, was uns hindert: Du hast allen Glauben an mich und mein Wort verloren; aber Du thust mir unrecht. Komm doch von diesem mich kränkenden Wahnsinn zurück. Rufe doch den letzten Tropfen des Glaubens, der einst groß gegen mich war, in Deine Seele zurück. O es geht ein Gottesgericht hoch über alles Thun unserer Leidenschaften einher. Wir sind alle Sünder, und es steht uns Allen wohl an, über uns selbst strenger als über unsere Nebenmenschen zu urtheilen. Gib der Versöhnung Raum. Aber kraftlos, überwindungslos, ich möchte sagen gottlos und zum Schein vereinigen, das wollen wir nicht." — Noch in seinen „Lebensschicksalen" führt Pestalozzi an, er habe gleichsam im Staube vor Niederer gekrochen. Umsonst. Dieser hatte wirklich den Glauben verloren, daß der alte Freund jemals wieder seine Selbstständigkeit aus Schmid's Händen reißen könnte. Das Härteste, was Pestalozzi übrigens nach diesem Bruch erlebte, war, daß sich Niederer zu Pfingsten 1817 bei der Confirmation so vergaß, daß er in der Rede den arglosen Greis leidenschaftlich angriff und sogar nöthigte, die Versammlung zu verlassen, nachdem ihn Pestalozzi jedoch an das Ungeziemende solcher Ausbrüche erinnert hatte. Seitdem sahen sie sich nur vor Gericht. Der Prozeß dauerte ganzer sieben Jahre. Während derselben versetzte ein Brief Niederer's den Greis in einen Zustand förmlicher Raserei. Man brachte ihn an einen einsamen Ort auf den Jura, seine zerrütteten Nerven zu stärken. Dort ergoß sich sein Schmerz in poetische Klagen. So richtete er „an den Regenbogen" folgende Verse:

Du verkündest Gottes Wonne!
Schein' auch mir mit Deiner Farben
Mildem Glanze, schein' in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm.
Künde mir den bessern Morgen,
Künde mir den freien Tag!
Muß ich sterben, eh' mir Friede
Kommt, der Friede, den ich suche?
Ich erkenne meine Schuld,
Und verzeih mit stillen Thränen
Liebend Allen ihre Schuld.
Künder meiner bessern Tage,
Lieblich wirst Du einst erscheinen
Ueber meiner öden Gruft.

Schmid hatte nun die Alleinherrschaft in der Anstalt erlangt; er stellte von da ab nur Lehrer an, die in seinen Willen eingingen. Er war es aber auch, der zuerst den Gedanken einer Herausgabe von Pestalozzi's sämmtlichen Werken faßte, mit dem Buchhändler Cotta zu Stuttgart unterhandelte und das Unternehmen so eifrig betrieb, daß er im Jahr 1817 einen Gewinn von 50,000 Franks dem Greise übergeben konnte. Bei anderer Gelegenheit aber machte er seinen Einfluß wieder in nachtheiliger Weise geltend. Der französische General Jüllien, Pestalozzi's Freund, leitete eine Verbindung desselben mit Fellenberg in Hofwyl ein. Der Greis kam selbst dahin, Alles war besprochen, sogar ein Plan und Kontrakt unterschrieben, als Schmid alle Verhandlungen durchschlug und Pestalozzi sich mit dem Gedanken wieder befreundete, in einer Armenschule auch sein Wirken und Leben zu beschließen. Nahe bei Yverdün zu Clindy am See sollte diese gegründet und mit des Vorstehers zweiundsiebzigsten Geburtstage, an welchem er feierlich und auf ewige Zeiten die Summe von 50,000 Franken ihr vermachte und eine meisterhafte Rede hielt, in das Leben treten. In dieser Rede brauchte er folgendes höchst glückliches Gleichniß: „Das Bild der Erziehung, das immer heilige Wesen einer bessern Erziehung

steht im Bilde eines Baumes, der an den Wasserbächen gepflanzt ist, vor meinen Augen. Siehe, du legst einen kleinen Kern in die Erde. In ihm ist des Baumes Geist, der sich selbst und durch sich selbst den Leib schafft. Siehe ihn an, wie er sich aus der Muttererde entfaltet. Schon ehe du ihn siehst, schon ehe er aus der Erde hervorbricht, hat er in ihr Wurzel geschlagen. Und wie sich das innere Wesen entfaltet, verschwindet die äußere Hülle. Der Kern verfault, wenn das Leben entkeimet. Sein inneres organisirtes Leben ist in die Wurzel übergegangen, seine Kraft ist Wurzelkraft geworden. Siehe sie an, die Wurzel des Baumes. Der Baum bis an die äußersten Zweige, an denen seine Frucht hängt, ist aus seiner Wurzel hervorgegangen. Er ist in seinem ganzen Wesen nichts anderes, als eine ununterbrochene Fortsetzung von Bestandtheilen, die in seiner Wurzel schon da waren. Sowie den Baum, sehe ich auch den Menschen aufwachsen. Unsichtbar liegen im Kinde, schon ehe es geboren wird, die Keime der Anlagen, die sich in ihm durch sein Leben entfalten. Dem Baume gleich bilden sich die einzelnen Kräfte seines Seins und Lebens durch die ganze Bildungsepoche in fest gegründeter Trennung und Selbstständigkeit neben einander zu vollendeter Einheit; die gesonderten Grundkräfte alles Wissens, Könnens und Wollens wirken durch den unsichtbaren Geist, durch die göttliche Kraft des Herzens, durch die Kraft des Glaubens und der Liebe in hoher göttlich gesicherter Uebereinstimmung zur Bildung der Menschlichkeit, deren inneres, von Fleisch und Blut unabhängiges Wesen aus Gott geschaffen ist, um als Ebenbild Gottes vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist." Diese Anstalt hatte Anfangs guten Fortgang, bald aber war sie keine Armenschule mehr, er nahm Kinder gegen Pension auf und ließ außer der französischen auch die lateinische und englische Sprache lehren. Der Streit mit Niederer dauerte fort, obgleich Pestalozzi in den rührendsten Briefen die Hand zur Versöhnung bot. Endlich überzeugt, auch in seiner Armenschule könne er seine letzte Hoffnung nicht erfüllt sehen, lösete er diese

Anstalt und bald nachher, im Frühjahr 1825, auch die im Schlosse auf, nachdem sie 25 Jahre bestanden. Als Greis von achtzig Jahren kehrte er auf den Neuhof zurück. Wohl waren da seine Worte nicht übertrieben: „Wahrlich, es war mir, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selbst ein Ende, so weh that er mir.“ Wehmüthig überblickte er zu Neuhof sein Leben, die zwei Bücher: „Lebensschicksale“ und „Schwanengesang,“ aus denen ein großer Theil meiner Erzählung und oft wörtlich genommen ist, geben davon Zeugniß; bei aller Wahrheit in diesen Büchern verleitet ihn übrigens seine Demuth zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst, man darf daher nicht unbedingt Alles annehmen, was in seiner Selbstanklage liegt. Er hatte seit wenig Wochen sein zweiundachtzigstes Lebensjahr begonnen, als ihn zu Brugg in den Morgenstunden des 17. Februar 1827 der Tod wegnahm. Am 19. wurde seine Leiche bei dem Schulhause zu Birr bei stiller Feier in den Schoos der Erde versenkt, die weithin ein weißes Grabtuch übergedeckt hatte.

Es bleibt uns übrig, nach der schlichten Darstellung seiner Schicksale noch Einiges über seine Persönlichkeit zu erzählen und dann seine Lehrweise und deren Einfluß auf die Volksschule anzudeuten, weil er durch sie hauptsächlich in die Reihe der größten Männer des Volkes eintrat.

Sehen wir zunächst die äußere Erscheinung an. Blochmann sagt darüber: „Die Züge der großartigsten Persönlichkeit selbst nur einigermaßen befriedigend zu zeichnen, wird mir jetzt eben so schwer, als mir's in seiner Nähe ward, sie aufzufassen, da sie so viel Gegensätze und mannichfache Zerrissenheit darbieten. Sein Antlitz selbst spiegelte den Abdruck derselben. Das Ganze seiner Gesichtszüge war vielartig gewoben und verändert, durch die verschiedensten Gemüthsaffekte bewegt. Bald lag darauf die zarteste Weichheit und Milde, bald herzzerreißender Schmerz und Traurigkeit, bald furchtbarer Ernst und bald ein Him-

mel voll Liebe und Wonne. Seine tiefliegenden Augen quollen oft wie Sterne hervor, ringsum Strahlen werfend, oft wieder traten sie zurück, als blickten sie in eine innere Unermeßlichkeit. Seine Stirn war abgerundet, hinter des Alters Furchen die Glut der Jugend verbergend, der Ton seiner Stimme vielfach modulirt, dem sanften, lieblichen Worte und dem Donner des Zorns gleich dienstbar. Sein Gang war ungleich, bald hastig, bald bedächtig und wie im Sinnen verloren, bald kühn und imponirend; seine Brust breit gewölbt, sein Nacken dick und gebogen, und stark und straff die Muskeln seiner Glieder. Von kaum mittlerer Größe und von schmächtiger Gestalt trat doch in Haltung und Bewegung eine Fülle von Dauer und eine Kraft hervor, mit der er unsäglichen Stürmen Trotz bot. Alles in seiner äußern Erscheinung kündigte eine Persönlichkeit an, in der alle Saiten der menschlichen Natur tönten, und die zum Träger tiefgreifender Ideen bestimmt war.“ Dabei konnte man, beobachtete man ihn längere Zeit und in verschiedenen Verhältnissen, sich des Gedankens kaum erwehren, er sei, „wie ein großgewordenes Kind mit aller Herrlichkeit der kindlichen Natur, aber auch mit den Schwächen und Unvollkommenheiten derselben.“ Die Menschen kannte er nicht, blieb daher auch zum Regieren immer unfähig. Oft heftig und aufbrausend, untersuchte er nicht, was ihm gegen Andere hinterbracht wurde, sondern machte, ebenfalls dem Kinde gleich, augenblicklich seinem Zorne Luft. Er schalt seine Lehrer in Gegenwart der Zöglinge aus, ohne auf ihre Rechtfertigung zu hören. Er lief aus den Conferenzen, wenn ihm der Kopf warm wurde, und warf schmetternd die Thüre hinter sich zu; aber der bloße Anblick eines Kindes, das ihm im Gange begegnete, trieb ihn wieder zurück und nun bekannte er gern sein Unrecht und seine Uebereilung. Auch dies war ein Zug der Kindesnatur, daß ihn mitunter die Eitelkeit überwallte. Blochmann erzählt: „So erinnere ich mich, daß er eines Tages, als ihm der Kaiser Alexander den Wladimir-Orden vierter Klasse übersendet hatte, mit kindischer Freude im Schlosse umherlief und Lehrern und

Zöglingen das Kreuz und Bändchen zeigte. Wir ärgerten uns in tiefster Seele, daß ein Kaiser von Rußland es hatte wagen dürfen, solch einem Mann, dem er, wollte er nach Verdienst ihn ehren, das Großkreuz hätte übersenden müssen, das Kreuz niedrigster Klasse zu schicken, das beinahe jeder Korporal seiner Armee an der Brust trug." — Dabei theilte er in Nachlässigkeit und Mangel an Reinlichkeit nicht minder die Unarten vieler kindlichen Naturen. Dies hing ihm wie gesagt von Jugend auf an, er konnte dieser Fehler nicht Herr werden. So ging er, nicht etwa nur einfach und dürftig einher, nein! oft ungewaschen und mit struppigem Haar und mehrtägigem Bart, die Strümpfe herabhängend, die Schuhe schief oder niedergetreten. Blochmann berichtet: „Als eines Tages der König von Holland im Schlosse gemeldet wurde, lief Pestalozzi aus seinem Zimmer durch die Corridore ihm entgegen; ich stand eben an der Thüre, durch welche er dem König entgegen eilte und sah zu nicht geringem Staunen, daß sein rechter Fuß fast bis zur Hälfte entblößt war. Ich zog ihn rasch auf die Seite, band ihm seinen herabhängenden Strumpf fest und reinigte in aller Eile seinen dunkelgrauen Burnus, seine fast tägliche Kleidung, von Federn und Schmutze. Einst langte er in ähnlichem Aufzuge bestaubt und schmutzig an den Thoren von Solothurn an. Der Rathsdiener ergriff ihn als einen Landstreicher. Führt mich zu Lüthi! rief er demselben zu. Es war dies ein Mitglied der helvetischen Regierung, von dem er sich gekannt wußte. Der Diener, dem es unmöglich schien, daß ein Mann in solchem Aufzuge irgend eine Berührung mit Lüthi haben könne, zögerte und gab ihm erst auf wiederholte dringende Aufforderung Gehör. Kaum hatte Lüthi seinen Freund erblickt, so eilte er ihm entgegen und fiel ihm um den Hals. Betroffen stand der Rathsdiener da; Pestalozzi aber griff in seine Tasche und gab ihm, was er bei sich hatte, einen Kronthaler mit den Worten: Ihr habt euere Pflicht gethan." — Aber wie liebevoll, zartsinnig und harmlos er sein mochte, darin war er dem Kinde ganz unähnlich, daß er eine erstaunliche Gewalt

über seinen Körper, im gesunden wie im kranken Zustande, ausübte. Kaum begreift man, wie er bei seiner Thätigkeit mit so wenig Schlaf und Ruhe aushalten konnte. Fast jeden Morgen erwachte er um 2 Uhr, wo er dann sogleich an seine schriftstellerischen Arbeiten dachte. Er diktirte, im Bette liegend. Ueber drei Jahre hatte Ramsauer das schwierige Geschäft, vor dem Lager des Alten zu erscheinen und nachzuschreiben. Oft erst um 12 Uhr zur Ruhe gegangen, durfte der Sekretär doch nicht verschlafen, oder Pestalozzi, in dem seine großen Gedanken rastlos arbeiteten, sprang auf, warf ein Kleidungsstück über und rannte durch die Schlafstube, um Ramsauer zu holen. Kam der zu rechter Zeit, so lobte und küßte er ihn und die Arbeit begann. Bei dieser strömten die Gedanken so unaufhörlich zu, daß er oft nicht das rechte Wort fand, Sätze halb ausführte oder in einer fehlerhafte Wendung ausgehen ließ. In kranken Tagen raffte er sich bisweilen auf, zumal wenn wichtige Fremde die Anstalt besuchten, und dann konnte er selbst die peinlichsten Gichtschmerzen vergessen, wenn er den Besuch in den Lehrzimmern herumführte und das Eigenthümliche seines Unterrichts erklärte. — In seinem geistigen Bilde war Liebe der eigentliche Grundzug. Darüber braucht man nach der Erzählung seines Lebens kein Wort mehr zu sagen. Diese Liebe strahlte ihre göttliche Wärme auf Alle in seiner Umgebung aus, fesselte Lehrer und Schüler mit unwiderstehlicher Kraft an ihn und ließ sie alle Mängel übersehen, wie störend dieselben auch hin und wieder hervortreten mochten. Wie aufopfernd diese Liebe war, lehrt eine einzige Aeußerung, die dem Menschenherzen ohne Selbstsucht fürwahr eine Thräne zu erpressen vermag. Der König von Preußen war einst in Neufchatel. Pestalozzi wollte dahin und ihm danken, weil er so viele Zöglinge nach Yverdün schickte. Allein er war so krank, daß er mehrmals in Ohnmacht fiel und sich unterwegs mehrmals aus dem Wagen mußte tragen lassen. Sein Begleiter Ramsauer wollte ihn zur Rückreise bewegen. „Nein — schweig davon," erwiederte Pestalozzi schnell, „ich muß den König sehen und sollte ich auch darüber

sterben. Wenn durch meine Gegenwart beim Könige auch nur ein einziges Kind in Preußen einen bessern Unterricht empfängt, so bin ich reichlich belohnt." — Und diesen Mann konnte eine kalte und an Gemüth arme Zeit lange als einen Schwärmer, sogar als einen Narren ansehen! Dieser seiner Liebeskraft war der Alte sich wohl bewußt. Deßhalb zeugt er von sich: „Das Individuelle meiner Kräfte lag in der Lebendigkeit, mit der mein Herz mich antrieb, Liebe zu geben und Liebe zu suchen, wo ich sie immer finden konnte, freundlich und gefällig zu handeln, zu dulden, mich zu überwinden und zu schonen. Ich kannte keinen höhern Lebensgenuß als das Auge des Dankes und den Händedruck des Vertrauens, es war mir sogar Wonne, Dank und Vertrauen zu verdienen, auch wo ich sie nicht zu erhalten hoffen konnte." — Dieser Liebesfülle stand ächte Demuth zur Seite. Wir erinnern nur an sein Wirken in der Winkelschule zu Burgdorf und halten damit die rührende Geständnisse, zumal in seinen zwei letzten Schriften zusammen, worin er alle zerknickten Hoffnungen und Entwürfe seines Lebens einzig und allein seiner „Unfähigkeit" zuschreibt. Vielleicht hat außer dem göttlichen Meister, der in seiner Erniedrigung Knechtesgestalt annahm, nie ein Lehrer auf Erden diese rührende Demuth mehr gezeigt, vielleicht darum auch Keiner mehr das kindliche Herz verstanden, das so ganz ungeschminkte Demuth ist. Zu jener Demuth und Anspruchlosigkeit gesellte sich noch ächte Uneigennützigkeit. Nur um dem armen Volke zu helfen, opferte er schon in Neuhof sein eigenes Vermögen und das seiner Gattin mit größter Bereitwilligkeit und ohne alle Aussicht auf Lohn oder Vergeltung auf. Blochmann sagt: „In Yverdün war wohl der fünfte Theil der Zöglinge unentgeldlich aufgenommen. Ich war oft Zeuge, daß, wenn ein Vater mit dem vollen Vertrauen und sehnsuchtsvollen Wunsche, sein Kind ihm zu übergeben, zu ihm kam, ihm aber seine Mittellosigkeit gestand, er ihn theilnehmend fragte: Was könnt ihr thun? Und ward dann vielleicht nur der vierte Theil der an sich nicht beträchtlichen Pension als das Mögliche bezeichnet, Pestalozzi

wies ihn gewiß nicht von sich. Geben, helfen, erfreuen, den letzten Gulden mit Jemandem theilen, war ihm so natürlich, wie dem Menschen das Athmen. Vor den Thoren Basel's gab er einmal einem Bettler, den er im elendesten Zustande traf, seine silbernen Schnallen von den Schuhen und band sie mit Stroh zusammen, um in die Stadt gehen zu können. Die große Liebe machte es ihm nicht allein möglich, zeitliche Schätze und Bequemlichkeiten aufzuopfern, sie gab ihm auch eine Kraft der Selbstbeherrschung und der Beharrlichkeit, die um so größer und bewundernswürdiger erschien, je größer die Stürme waren, durch welche er sich durchkämpfen mußte." — Gleichwohl gebrach es ihm nicht an Heldenmuth und Entschlossenheit. Wir wollen nicht jenes Beispiel besonders hervorheben, das Krüsi erzählt, wie nämlich Pestalozzi einst in finsterer Winternacht durch einen raschen Sprung zur Seite, eben als er sich zwischen den Pferden eines vom Berge eilenden Wagens spürte, aus furchtbarer Todesgefahr rettete. „Ich war unter den Füßen der Pferde," gab er seinem vor Angst zitternden Begleiter Krüsi zur Antwort, „Gott hat mich gerettet; aber er hat mich durch Anstrengungen gerettet, deren Kraft ich in mir völlig zerstört und verloren glaubte!" Denn in solchen Augenblicken gibt sogar dem sonst ganz muthlosen Menschen bisweilen die Todesfurcht eine rasch handelnde Besonnenheit, die ihn vom Abgrunde zurückschleudert, ohne daß man sagen dürfte, er habe nur heldenmüthig oder entschlossen verfahren. Nein! Pestalozzi's Muth bewährte sich in seinem ganzen öffentlichen Leben und Wirken. Wer so wie er, stets niedergebeugt durch Fehlschläge, verzweifelnd an sich und seiner Fähigkeit, oft des nöthigen Unterhalts beraubt, dennoch das Eine, das himmlische Ziel vor Augen behält: dem armen Volke zu helfen und dessen Noth und Elend durch Herausbildung des wahrhaft Menschlichen zu lindern — der ist ein Held in dem erhabensten Sinne, ein Held, wie die Jahrbücher der Geschichte nur wenige aufzuführen haben. Pestalozzi war es, und die Nachwelt müßte erröthen, sollten die Worte nicht in Erfüllung

gehen, welche er in seiner Neujahrsrede von 1808 im Gebet an den himmlischen Vater richtete: „Du, o Gott, wirst mächtig und gnädig sein, daß meine Gebeine in meinem Grabe frohlocken, und mein Geschlecht, nachdem ich die Folgen meiner Verirrung getragen, meiner mit Dank und Nachsicht gedenke!"

Worin bestand Pestalozzi's Lehrweise? Welches war ihr Einfluß auf die Volksschule und auf die Erziehung des gegenwärtigen Geschlechts?

Wir können davon nicht reden, ohne Aeltern, Erziehern und insbesondere den Männern, welche im Staat das Erziehungswesen zu überwachen haben, dringende Mahnungen an das Herz zu legen. Nicht für den Lehrerstand allein hat Pestalozzi gelebt und gewirkt, er war ein Mann des Volkes und wenn Einer verdiente, in diesen Blättern vorgeführt zu werden, so ist es der „Schulmeister von Ifferten." Wir wollen darum auch nicht etwa für Lehrer allein — am wenigsten für solche, die sich des alten Ehrentitels „Schulmeister" schämen —, sondern zugleich für Solche den Pestalozzi'schen Lehrgang darstellen, die von den mit der Volkserziehung betrauten Männern eine gar armselige und klägliche Meinung hegen, denen der Lehrer überall als ein „Tagelöhner mit dem Geiste" dasteht, der unter Sorgen und Darben sein Stückchen Brod verdient und kaum seine letzten Lebensjahre in Ruhe zubringen darf, wann er einmal die ungezogene Rotte auch in der kleinen dumpfen Stube nicht mehr zu bändigen weiß. Habt ihr, die ihr mit vornehmem Naserümpfen auf den Schulmeister herabseht, wohl einmal alles Ernstes bedacht, wer eigentlich die Pflicht hat, das heranwachsende Geschlecht zu lehren und zu erziehen? Habt ihr alles Ernstes erwogen, ihr Staatsmänner, wie leicht euere künstlichsten Gebäude den Kartenblättern gleich über den Haufen geworfen werden, wenn die Schule (und voraus die **Volksschule**) gefährlichen Saamen auszustreuen bemüht wäre — einen Saamen, dessen Körnlein kein

Schulrath und Inspektor fallen sieht? Ursprünglich hat das häusliche Leben die Aufgabe, den Menschen zum Menschen zu bilden, und dann der Gesellschaft als zweckdienliches, kräftiges Glied zu übergeben. Von dieser so naturgemäßen Ansicht, daß die Schule nur eine andere Wohnstube sein dürfe, war die Welt längst abgekommen. Pestalozzi ging wieder darauf zurück. Er hatte die unselige Spaltung zwischen Natur und Kunst im gesammten Unterrichtswesen durchschaut. „Lieber Geßner" — schreibt er deßhalb: „wie wohl wird es mir in meinem Grabe sein, wenn ich es dahin gebracht, Natur und Kunst im Volksunterricht so innig zu vereinigen, als sie jetzt in demselben gewaltsam getrennt, ja entzweit sind." Daher beginnt nach ihm der Unterricht des Volkes in der Wohnstube und man kann mit Blochmann's Worten als den Keim und Mittelpunkt der „Methode" von Pestalozzi die Ansicht bezeichnen: „In der Wohnstube des Volkes und in der in ihr gesicherten Wohnstubenweisheit und Wohnstubenkraft erblickte er die wesentlichsten Mittel aller wahren Menschenbildung in ihrem ganzen Umfange. Es war ihm klar, daß von ihr alle Wahrheit und aller Segen der Volkskultur ausgehe." Daher denn auch zunächst die Einfachheit, mit der er zu Werke ging, indem er sein ganzes Dichten und Trachten darauf richtete, „die Segnungen der Wohnstube zu Segnungen seiner Schulstube zu machen, d. h. den bildenden Geist der Häuslichkeit auf die Oeffentlichkeit des Erziehungshauses überzutragen." (Sonderbar freilich, daß gerade die Wohnstube in seiner eigenen Anstalt z. B. zu Ifferten gänzlich fehlte. Man berichtet, daß kleine sechs- bis achtjährige Knaben oft wie heimathlos und verscheucht umherirrten, bis sich Jemand ihrer annahm, und daß die Lehrer oft in irgend einem der dicken Thürme, wo Dohlen und Tauben zu nisten pflegten, eine Zufluchtsstätte suchten!) — Da Pestalozzi die Natur auf der einen, die geistige Thätigkeit der Zöglinge auf der andern Seite als Grundbildungsmittel betrachtete, zwischen welchen der Lehrer als drittes Bildungsmittel nur zu beobachten habe, nämlich das Verhältniß der kindlichen Geister zur Natur, und nur

anzuregen, nämlich, daß diese Geistesthätigkeit das Rechte und zu rechter Zeit ergreife; so versteht es sich, daß er auch einen lückenlosen Unterricht verlangte, d. h. denjenigen, bei welchem keine nachfolgende Stufe erstiegen wird, wenn nicht Alles auf der vorausgehenden durchweg begriffen und bleibendes Eigenthum des Geistes geworden ist. Oft mußte er darum den Vorwurf hören, er verweile bei Anfangsgründen zu lange und sei auf dem Wege, durch ermüdende Breite die Theilnahme der Kinder abzustumpfen. Aber bei'm rechten Lichte betrachtet, so trifft dieser Tadel weniger ihn und seinen eigenen Lehrgang, als die aus der Anstalt hervorgegangenen und für ihre Zwecke ausgearbeiteten Lehrbücher, die von se..n Mitarbeitern verfaßt wurden. Schlimmer und weitergreifend in ihren Auswüchsen war die Ansicht, welche er in den Worten ausdrückt: „Ich strebe nach einer Unterrichtsweise, in welcher die Fundamente alles Wissens und Könnens also vereinigt liegen, daß ein Schulmeister eigentlich nur die Methode ihres Gebrauches lernen dürfe, um sich selbst und die Kinder am Faden derselben zu allen Zwecken zu erheben, die durch den Unterricht erzielt werden sollen." Denn wenn man auch zugeben muß, Pestalozzi wollte dadurch die Wohlthat seiner Methode auch den ungewandten und unerfahrenen Lehrern, in deren Hand leider oft eine so große Zahl frischer, unverdorbener Kinder gegeben wird, zu Gute kommen lassen; und wenn es auch klar ist, er wollte durch die lückenlos fortschreitenden Uebungen Alles festhalten, was einmal im Gedächtniß haftete, so ist auch unbezweifelt, daß die Sicherheit, mit welcher der angehende Lehrer seinem Buche folgt, bald Dünkel auf das erregt, was er „Schwarz auf Weiß besitzt," bald jene Faulheit unterstützt, die sich Wunder was dünkt, wenn sie dem Kinde nur um einen Schritt voraus ist. Außerdem darf die Sicherstellung des mit dem Gedächtniß erfaßten Lehrstoffes keine so wichtige Rolle im Unterricht spielen, wie viele Lehrer, selbst an Gymnasien, noch heute wähnen. Ein vollkommener Unterricht kann nie die Natur so nachahmen wollen, daß er ohne alle Sprünge

bliebe; auch die Natur entwickelt, wenn gleich nicht in Sprüngen und Lücken, doch zu Zeiten rascher und mit fast launenhafter Eile. — Von größter Bedeutung ist die wichtige Stelle, welche der alte Meister der „Anschauung" einräumt, nur daß nicht etwa blos mit dem leiblichen Auge allein angeschaut werde. Zuerst Anschauung, dann Begriff; was das Kind nicht sah, wird immer nur als halbe Vorstellung, schattenhaft vor dem jungen Geiste stehen. „Den Begriff der Anschauung faßte er aber nicht" — wie Blochmann erinnert — „von der beschränkten Seite einer alleinigen Vermittelung zwischen der erkennenden Kraft und dem zu erkennenden Objekt durch den Gesichtssinn, sondern dehnte ihn auf das ganze Gebiet sinnlicher Wahrnehmung nicht nur, sondern auch alles unmittelbar Empfundenen und Erlebten aus. Jede That der Liebe, Aufopferung und Treue, die das Kind im Vaterhause erlebt, jedes Wort des Glaubens und jede Handlung der Frömmigkeit, welche da seiner Wahrnehmung und seinem Gefühl nahe tritt, gehört in's Gebiet dieser Anschauung; und hier namentlich leitete Pestalozzi die große, von Aeltern und Erziehern nie tief genug zu erfassende und zu beherzigende Wahrheit, daß alle noch so schulgerechten Begriffserklärungen von Tugenden, vom Glauben, von der Liebe nichts nützen, sondern nur zu eitler Maulbraucherei darüber führen, wenn den Kindern das Lebensbild der Tugend, der freudige Muth des Glaubens und die Selbstaufopferung der Liebe in Vater, Mutter und Lehrer nicht zur Anschauung kommt und als solche wahrhaft vor die Seele tritt und ins Herz geht." Hier trifft er auch mit dem größten Meister der Lehre in allen Zeiten, mit Dem zusammen, der da spricht: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe; und der so oft durch die Anschauung belehrte, überzeugte und zur kräftigen That erhob. — Welche Bedeutung Pestalozzi in seinem Lehrgang der Zahl, der Form und der Sprache anwies, wie er dadurch die Behandlung dieser allgemeinsten und wesentlichsten Mittel der Volksbildung gleichsam neu schuf und erst das Bedürfniß einer wahren Größen-, Formen- und

Sprachlehre fühlbar machte, soll für jetzt unerörtert bleiben; es ist mehr eine Merksäule für den Lehrer, als für das Volk überhaupt. Am mächtigsten griffen seine Ansichten in die Umgestaltung der Volksschule ein; der preußische Staat gab zuerst ein nachahmenswerthes Beispiel. Fichte begrüßte, wie ich schon erwähnte, in seinen Reden an die deutsche Nation Pestalozzi's Schule als Anfang der neuen und bessern Volkserziehung. Die Königin Louise von Preußen vermochte ihren Gemahl dazu, Männer von Einsicht und Liebe zum Volke nach Yverdün zu schicken, die nun gewöhnlich drei Jahre daselbst verweilten und nach ihrer Heimkehr als Direktoren in den Seminaren oder in andern gleich wichtigen Kreisen fortarbeiteten. Würtemberg und Baden thaten dasselbe wie Preußen, und andern Staaten Deutschlands führten die Streitigkeiten zwischen Pestalozzi und Niederer einzele Männer zu, welche in den Geist dieser Lehrweise eingedrungen waren und nach Kräften für eine bessere Volkserziehung kämpften. Bekannt sind, außer den schon in unserer Erzählung angeführten, folgende, die zum Theil noch in voller Thätigkeit leben: Ackermann, Blochmann, K. Ritter, Henning, Dreist, Kawerau, Nägeli, Kieser, Collmann, Krüger, Stern, Schacht u. A. Erst seit Pestalozzi und diese Schüler seiner Ansichten durch Schrift und That die Mitwelt ansprachen, konnte in Deutschland an eine Wissenschaft der Schule u. Erziehung gedacht werden.

Ich gebe zu, daß der Einfluß des Meisters auf die deutsche Volksschule nicht durchweg ein glücklicher war, weil mit seiner Lehrweise zugleich die Mängel derselben Platz griffen und seither in einer alle Ufer und Dämme durchbrechenden Flut von Lehrbüchern, Leitfäden, Anweisungen u. s. w. diese Mängel oft bis zur äußersten Spitze ausgebildet haben. Dennoch — und wäre der Schaden noch augenfälliger — sind zwei segensvolle Wirkungen nachgeblieben, die in unsern Tagen mehr und mehr vortreten, andern Lehranstalten, neben der Volksschule, zu Gute kommen und das ächte Volksleben kräftigen werden. Einmal die Ueberzeugung, man müsse den Menschen je nach seiner Eigenthümlichkeit und den Anlagen, die er aus

Gottes Hand empfangen, eigenthümlich ausbilden — (die Schulsprache sagt künstlich: Die Individualität schonen); man dürfe also nichts mit Gewalt in ihn propfen und nichts mit Zwang aus ihm erpressen wollen, was nicht in ihm liegt, wollte man nicht Frevel an der Natur und ihrer ureigensten Schöpfung, dem Menschengeiste begehen. Damit hängt auf's Innigste die Ueberzeugung zusammen, daß Jeder nach seinen Anlagen dann auch harmonisch und allseitig muß entwickelt werden, will ihn anders die Erziehung dem Ziele der reinen Menschenbildung näher bringen. Der Mensch ist nicht eine Kraft, sein inneres und äußeres Leben zeigt eine Summe von Kräften, deren Eine die Andere stützt, hebt, fördert, deren Keine die Andern überwiegen darf, soll nicht der ganze Mensch als eine verkehrte und verkrüppelte Gestalt dem Drang der oft zermalmenden äußern Verhältnisse verfallen. Wehe den Aeltern und Erziehern, die das nicht anerkennen! Wehe den Staaten, wo das Wissen und Lernen, mit einer schwindelnden Hast gesteigert, nicht zu erfüllende Anforderungen an das aufwachsende Geschlecht macht und unbarmherzig dies zwingt, über allem Wissen das wahre Können zu verlieren, durch endlose geistige Zermarterungen den Körper und Geist vor der Zeit zu Grunde zu richten. Manchen unserer Gymnasien, Lyceen und Universitäten wäre nur ein Funken vom Geiste Pestalozzi's zu wünschen! — Eine der erhabensten und rührendsten Schöpfungen der Gegenwart, gleichfalls seit Pestalozzi's Tode als unabweisbares Bedürfniß erkannt, sind die „Kleinkinderschulen," eine glorreiche Nachwirkung seines Geistes, deren Folgen auf die ganze Volkserziehung sich noch weiter ausdehnen müssen, woraus aber dem ärmern Geschlechte, welches leider meistens schon zu frühe in Noth und Jammer, in die trübseligen Zustände unserer jämmerlich durchfaulten Gesellschaft eingeweiht wird, wenigstens einige friedliche Jahre harmloser Kindeserinnerungen retten und sichern. Diese Anstalten, sagt mir doch, hat sie allein die Wahrnehmung in das Leben gerufen, wie viel edle Kräfte dem Menschengeschlecht verloren gehen müssen, wenn man die Erziehung der Armen einzig von

dem Willen und Ermessen ihrer oft rohen und sittenlosen Aeltern abhängig macht? Nein! zugleich die große Wahrheit, welche uns Pestalozzi zurief: daß die Erziehung von der ersten Kindheit beginnen muß. Solchen armen Kindern ist die Wohnstube eine Schule des Elends und Lasters, darum muß die Kleinkinderschule ihre rechte Wohnstube werden. Auf denn, ihr Alle, denen es der höchste Erzieher unser Aller möglich macht, durch Rath und That, durch Geld und goldene Worte zur Volksbildung und Gesittung der nothleidenden Brüder beizutragen — säumet nicht! Pestalozzi soll euere Losung sein! — So feiert ihr am würdigsten das Säkularfest seines Geburtstages. Schon hat im Norden und Süden das deutsche Vaterland „Pestalozzi's-Stiftungen" für arme und verwahrlosete Kinder, zum Theil mit großer und ehrenwerthester Hingabe und Aufopferung gegründet. Fahret fort in diesem Streben, ihr Alle, denen das Volk und sein Wohl am Herzen liegt, wie ihm, der da sagte: Ich könnte den Bettelstab ergreifen, die Noth meiner Armen zu lindern.

Die Leser fragen gewiß, ehe wir von Pestalozzi scheiden: Was ist doch aus Niederer nach seiner Trennung von dem Alten geworden?

Mit besonderm Eifer hatte Niederer schon in der Anstalt zu Yverdün dem weiblichen Unterrichte sich zugewendet. Eine der geistvollsten und trefflichsten Erzieherinnen, Rosette Kasthofer aus Bern, hatte sich jüngst an Pestalozzi angeschlossen und führte in seinem Geiste eine Töchtererziehungsanstalt. Sie ward 1813 Niederer's Gattin, der nun die Leitung dieser ihrer Anstalt übernahm. Noch einige Jahre nach den traurigen Zerwürfnissen in Yverdün verweilte das seltene Ehepaar mit seiner Schule daselbst, die weithin einen ausgezeichneten Ruf genoß und Zöglinge aus allen Ländern Europa's aufnahm. Da jedoch Genf ihnen mehr Bildungsmittel bot, so siedelten sie später in diese Stadt über und hoben dadurch ihre Anstalt noch mehr. Niederer gab bald die literarische Thätigkeit auf,

allein seine Gattin machte sich durch einige Schriften über weibliche Erziehung bekannt, welche die tiefsten Blicke in die Fülle trefflicher Anschauungen gewähren, die sie in einem reichen und geistig bewegten Leben gewann. So lange Niederer in Kraft und Thätigkeit war, hoffte man aus seiner Feder eine Lebensbeschreibung Pestalozzi's; vielleicht wäre auch Niemand dazu gleich berufen gewesen, wie er. Sein vor zwei Jahren erfolgter Tod vereitelte diese Hoffnung. Unseres Wissens hat sich nun nichts unter seinen Papieren gefunden, was darauf deutete, daß er in spätern Jahren noch diesen Plan gehabt. Vielleicht ist es auch so besser — denn „es ist auch nicht zu verkennen, daß nach den herben, unglückseligen Kämpfen, die nicht nur das äußere Lebensverhältniß beider Männer, sondern auch das innerste Band der Herzen zerrissen, das sie früher so stark und innig an einander knüpfte, in Niederer's Seele kein reiner und klarer Spiegel mehr war, aus dem Pestalozzi's Bild in treuen Zügen hätte wiederstrahlen können. Das mochte Niederer wohl selbst fühlen und unterließ es zu einer Zeit, in der ihm wohl eine schöne Muße dazu nicht gefehlt hätte." Darum versuchte nun in neuester Zeit nach etwa fünfunddreißigjähriger Trennung Dr. K. J. Blochmann, jetzt geheimer Schulrath und Professor zu Dresden, nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen von und über Pestalozzi dessen Bild zu entwerfen. Ich danke dieser, zur Säkularfeier des Geburtstages von Pestalozzi herausgegebenen Schrift einen guten Theil des Stoffes, der diese Blätter füllt, und will alle unsere Leser hiermit nachdrücklich auf dieselbe verweisen. Außerdem bieten: Ramsauer's „kurze Skizzen meines pädagogischen Lebens," Heußlers: „Pestalozzi's Leistungen im Erziehungsfache," Karl von Raumers „Geschichte der Pädagogik" die gründlichste Belehrung, doch mehr für den Schulmann und denkenden Erzieher, sowie eine Reihe der interessantesten Züge, welche ich in mein Bild nicht verweben konnte. Auch Biber hat im Todesjahre Pestalozzi's Beiträge zu dessen Biographie veröffentlicht. Die reichste Fundgrube für den, der diesen Mann des Volkes gründ-

licher kennen lernen will, um ihn für immer in das innerste Heiligthum der Seele einzuschließen, bleiben natürlich dessen Schriften. Sie alle aufzuführen, kann meine Absicht nicht sein; ich habe, wie mir dünkt, der Stellen genug gewählt, die seine kindliche Liebenswürdigkeit und die Herzensfrische charakterisiren und bei allen Schwächen, die auch in denselben oft sich abspiegeln, uns dennoch in Lavaters — leider am Schlusse unerfüllt gebliebenes — Wort einzustimmen nöthigen:

Einziger! oft Mißkannter, doch hoch Bewunderter Vielen;
Schneller Versucher dessen, was vor dir Niemand versuchte,
Schenke Gelingen dir Gott, und kröne dein Alter mit
Ruhe!

Jakob Laffitte.

Von

Wilhelm Sauerwein.

Nicht was der Mensch *vollbringt* und mit der Palme
Gekrönt sieht des *Erfolg's*, bestimmt den Werth,
Nach dem ihn die Geschichte schätzt. Sie wägt
Sein *Wollen* nur und *Handeln*. Ihrem Blick,
Werth habend in sich selber, steht es da,
Fest, unumstößlich, ewig leuchtend, gleich
Der Menschheit höchsten, heiligen Ideen,
Die, ob ein Menschenaug' im Tod sich schließt,
Nie untergeh'n!

Jakob Laffitte ist ein Name, der lange Jahre hindurch in dem ganzen großen und schönen Frankreich genannt und geehrt war und der hoffentlich noch lange von Geschlecht zu Geschlecht einen schönen Nachklang haben wird, nicht nur bei den Landsleuten des Mannes, der diesen Namen trug, sondern weithin über alle Länder der Erde, wo Menschen wohnen, denen die Erscheinung eines hochherzigen, edelgesinnten Mannes die feurige Thräne des Entzückens in's Auge lockt. Ach! sie sind ja so selten diese freundlichen Erscheinungen; Eigennutz und Selbstsucht haben mit ihrem kalten Hauche das warme Völkerleben zu einem todten Winterbilde erstarren lassen; der einzige Trost betrübter Herzen ist es ja nun, den Grabsteinen des weiten Friedhofs theure Namen zu entnehmen und aus den stillen Zellen unter dem grünen Rasen Gestalten heraufzubeschwören, wie sie das Leben, das uns umgibt, dem suchenden Blick mehr zeigt.

Laffitte war ein Mann des Reichthums, sein Vermögen belief sich zu einer gewissen Zeit auf viele Millionen, sein Wechselhaus in Paris war das angesehenste und geachtetste von ganz Frankreich; aber Laffitte's Herz und Seele hingen nicht am Golde, er kannte Höheres und Heiligeres als das goldene Kalb, den mächtigen Götzen unserer Tage, und als die Stunde der Prüfung kam, wo er

diesem Götzen hätte huldigen und den schöneren Idealen seines Inneren entsagen müssen, da zeigte er sich durch die Wahl, die er traf, in seiner ganzen liebenswürdigen, sittlichen Größe. Der Abend des Lebens war für den edlen Mann bereits angebrochen, als der Einsturz seines Glücksgebäudes immer drohender wurde; aber wie sehr auch das herannahende Alter dem Besitze irdischer Güter höheren Glanz verleiht, Laffitte ertrug mit Würde den Verlust seines großen Vermögens und kämpfte rüstig und ritterlich bis an's Ende, um den Verlust anderer und höherer Güter von seinem Volk und seinem Vaterland wo möglich abzuwenden oder zu entfernen.

Schon durch den Zufall der Geburt gehörte Jakob Laffitte dem Volke an. Er war der Sohn eines Zimmermanns, unter dessen bescheidenem Dache er am 24. Oktober des Jahres 1767 in Bayonne das Licht der Welt erblickte. Der Vater hatte den Knaben zur Erlernung des eigenen Handwerks bestimmt, da sich aber derselbe nach einer anderen Beschäftigung sehnte, so schickte er ihn zu einem Notar, um bei demselben als Clerc zu arbeiten, und später ließ er ihn in ein Handelshaus eintreten, um die Handlung daselbst zu erlernen. Laffitte war zwanzig Jahr alt, als er nach Paris kam, wo er 1787 als Commis in das Wechselhaus Perregaux eintrat. Es war dies der Zeitpunkt, wo ein neuer Morgen seine goldenen Schwingen über die weite Erde verbreitete; über die Wogen des atlantischen Meeres herüber lächelte der neue Schutzgeist der Völker, die jugendliche Freiheit, und erweckte in allen edleren Herzen neues Sehnen, Wünschen und Streben. Gewiß konnte eine Seele wie die des jungen Laffitte nicht kalt und theilnahmlos bleiben bei dieser Erscheinung; gewiß öffnete sich sein warmes Herz jener süßen Schwärmerei, die uns so wunderbar ergreift, so oft die Geschichte dem Menschengeschlecht eine große Stunde bringt; über allen Zweifel gewiß ist es aber, daß das Bild der Freiheit, wie es in dem Inneren des edlen Mannes bis an's Ende lebte, jene jungfräuliche Zartheit und jene wohlwollende Freundlichkeit bewahrte, die beim Beginn der

französischen Staatsumwälzung so Viele für eine neue Zukunft schwärmen ließen.

Laffitte widmete sich mit Eifer, Fleiß und Ausdauer den Handelsgeschäften, ohne darüber seine weitere geistige Ausbildung aus den Augen zu verlieren: denn er zeigte sich in späteren Jahren nicht nur als einen vielerfahrnen und gewandten Geschäftsmann, sondern auch in Wissenschaft und Literatur wohlbewandert. Diese Eigenschaften in Verbindung mit strenger Rechtlichkeit und einnehmender Liebenswürdigkeit konnten nicht verfehlen, ihm das vollste Vertrauen seines Chefs zu gewinnen und ihm so Stellung und Fortkommen im äußeren Leben zu sichern. Der Senator Perregaux machte ihn zu seinem Associé und ernannte ihn zum Vollstrecker seines Testaments. Im Verein mit dem nachgelassenen Sohn dieses Mannes gründete Laffitte das Handelshaus Laffitte u. Comp., das eine Reihe von Jahren hindurch bestand.

In den letzten Jahren des Kaiserreichs hatte Laffitte begonnen, auch in öffentlichen Stellungen seine Talente zu offenbaren; er ward zuerst Direktor der Bank, später Präsident der Handelskammer, endlich Richter am Handelsgericht.

Die Zeit war nun gekommen, wo der auf Kanonen ruhende Thron des gewaltigen Soldatenkaisers zusammenstürzte. Laffitte, der mit treuem Herzen an der Freiheit von 1789 hing und sich nicht hatte abwendig machen lassen von diesem freundlichen Bilde zur sogenannten Schreckenszeit, wo die Göttin vor der Böswilligkeit ihrer Feinde in gewaltigen Zorn erglühte und im blutigen Kampfe um Sein oder Nichtsein die Waffe der Vernichtung schwang, Laffitte konnte keine Hinneigung fühlen für ein starres, eisernes Soldatenherrscherthum, das zu Gunsten eines Kopfes und einer Hand alles Denken und Thun für alle Uebrigen aufhob. Darum kann der Besuch, den er in Begleitung des Herrn Perregaux am 30. März 1814 bei dem Herzog von Ragusa machte, um für die Schonung der Stadt Paris Fürsprache einzulegen, nur von verblendeten

Bonapartisten getadelt werden. Es wäre eine Tollheit gewesen, Paris als Leichenfackel des sinkenden Kaiserthums anzuzünden. Aufopferung darf nie zur Convenienz werden: nur wenn es einem hohen Zweck, einer großen und schönen Idee gilt, dann wird Aufopferung für Einzelne sowohl wie für ganze Völker heilige Pflicht. Keinem Franzosen ist es noch in den Sinn gekommen, den Brand von Moskau zu rühmen. Die Aufopferung dieser Stadt war eine militärische Maßregel, deren Ausführung die Flucht und das Verderben der eingedrungenen Schaaren des Feindes zur gewissen Folge haben mußte — das ist Alles, was man von dem Brand von Moskau sagen kann. Gut denn; von dem Brand von Paris hätte sich nicht einmal so viel sagen lassen. Die Tragödie des Kaiserthums war ausgespielt.

Der Reichthum Laffitte's war begründet; das Leben in öffentlichen Stellungen hatte für ihn begonnen; das Alter, in dem er jetzt stand, rüstete ihn mit voller Manneskraft zu jeglicher Thätigkeit und Anstrengung. So trat Laffitte in die Periode der Restauration, während welcher er einen Höhepunkt in der Volksgunst erreichen sollte, wie ihn noch nie ein Privatmann vor ihm erreicht hat. Denn die hohe Volksgunst, deren er sich in den letzten Jahren der Restauration und während der Julitage erfreute, bekleidete ihn mit einer Macht, die es ihm leicht machte, zur Zeit der letztgenannten Umwälzung die Schicksale seines Volkes und Vaterlandes zu bestimmen. Ohne Jakob Laffitte hätte Louis Philipp nie den Thron von Frankreich bestiegen.

Allerdings mag der Reichthum Laffitte's zur Erwerbung dieser großen Volksgunst beigetragen haben. Der Glanz des Goldes zieht die Blicke der Menge an; jedoch mehr thut er nicht. Reichthum gleicht dem goldnen, künstlich-verzierten Rahmen eines Bildes. Gewöhnlich ist der Rahmen das kostbarste und das Bild, das von ihm eingeschlossen wird, ist kaum eines Blickes werth. Nicht so war es bei Laffitte. Hier war das schöne Menschenbild Hauptsache und der goldne Rahmen war nur eine des

Bildes würdige Verzierung. Noch ein anderer Umstand trug dazu bei, für Laffitte den Reichthum zur Quelle der Volksgunst zu machen. Der edle Mann hatte sein großes Vermögen durch eigene Mühe und Anstrengung erworben und, was weit mehr sagen will, seine Hände waren rein geblieben bei der Erwerbung dieser großen Glücksgüter. Wie hoch die strenge Rechtlichkeit Laffitte's geschätzt ward, davon nur ein Beispiel. Als Ludwig XVIII. im Anfang der hundert Tage vor dem heranstürmenden Ex-Kaiser fliehen mußte, vertraute er den Händen Laffitte's sein ganzes Privatmögen an, dasselbe that am Ende der hundert Tage Napoleon, der nun seinerseits von den wiederkehrenden Bourbons flüchtete, und so kam es, daß sich das Privatvermögen der beiden Gegner eine Zeitlang unter der Verwaltung des nämlichen Mannes befand.

Ein strenger französischer Sittenrichter hat von dem Privatleben Laffitte's gesagt, daß es eine Darstellung der Moral in Handlungen gewesen sei. Dies Urtheil findet eine vorzügliche Anwendung, wenn wir den Gebrauch ermessen, den Laffitte von seinen Glücksgütern machte. Seine Wohlthätigkeit gegen Arme und Bedrängte war ausgedehnt, vollständig und nachhaltig. Wie viele junge Männer von Talent verdankten die Begründung ihres Fortkommens, ja selbst ihres Glückes seiner freundlichen Unterstützung! Von wie vielen gemeinnützigen Unternehmungen ward die Ausführung nur dadurch möglich, daß Laffitte sich dabei mit seinem gewohnten Edelmuth betheiligte! — In Zeiten, wo das Vaterland in dringender Geldnoth schwebte, öffnete Laffitte bereitwillig seine Kasse. So streckte er dem Staat nach der zweiten Einnahme von Paris zwei Millionen vor, die im Vertrag vom Juli 1815 den Verbündeten ausbedungen waren. Und wenn er mit seinen Talenten dem Vaterlande dienen konnte, so that er es, ohne einen schnöden Sold dabei im Auge zu haben. Er bekleidete sieben Jahre hindurch die Stelle eines Direktors der Bank, ohne die jährliche Besoldung von einmalhunderttausend Francs für die Mühe, die ihm dieser Platz machte, annehmen zu wollen.

Fast während der ganzen Restaurationsperiode war Laffitte Mitglied der Deputirtenkammer. Auch in dieser Stellung erwarb er sich Ansehen und Ruhm. Als Redner zeichnete er sich aus durch ein einschmeichelndes Organ, durch einen leichten Redefluß, durch Klarheit und Sachkenntniß, namentlich in finanziellen Auseinandersetzungen. Aber nicht blos eine Zunge, sondern auch ein Herz brachte er mit auf den Rednerstuhl. Oft trat er auf, um Rückschritte zu bekämpfen, und der freieren Richtung seine Huldigung darzubringen. Aus Rache darüber entsetzte ihn das Ministerium seiner Stelle als Direktor der Bank und ernannte zu seinem Nachfolger den Herzog von Gaeta, der jedoch nicht dem großmüthigen Beispiel seines Vorfahren folgte, sondern sich für sein Amt recht gut bezahlen ließ. Im Juli 1819 eiferte er von der Rednerbühne herab gegen die Gewaltthaten der Gensd'armerie, durch welche die Straßen von Paris mit Blut befleckt worden waren. Bei Gelegenheit des spanischen Feldzugs im Jahre 1823 stimmte er mit der Opposition. Dagegen unterstützte er im folgenden Jahre das Ministerium bei Gelegenheit der Rentenreduction, von deren Zweckmäßigkeit er überzeugt war. Dadurch verdarb er es mit seinen Wählern, denen als Rentenbesitzern große Zinsen lieber waren als kleine. Trotz dem, daß er seine Ansicht in dieser Finanzangelegenheit in einer eigenen Schrift vertheidigte, kehrten ihm seine Wähler den Rücken zu und er verlor seinen Sitz in der Kammer. Im Jahr 1828 vermählte er seine einzige Tochter mit dem Fürsten von der Moskwa, dem Sohn des durch die Bourbons auf eine so zweideutige Art hingeopferten Marschall Ney, bei dessen bloßen Namen die Franzosen noch heute schwärmen. Hierbei sei eines kleinen Zuges zum Charakterbilde Laffitte's, des Volksmannes, nicht vergessen. Seine kleine Enkelin, die Tochter des Fürsten von der Moskwa, erzählte ihm eines Tages: ihre Gespielinnen hießen sie „Prinzessin," wüßten sich's aber nicht zu erklären, wie das komme, daß der Großvater einer Prinzessin kein Fürst sei. Da sprach Laffitte zu dem Kinde: „die Antwort ist einfach; Du sagst

ihnen, ich sei Fürst, Fürst vom Hobel, und wenn sie das noch nicht verstehen, so sagst Du, — und ich befehle es Dir — daß mein Vater Zimmermann war.“ Und so sah Laffitte immer mit Stolz auf den Ursprung aus dem Volk zurück. Eben auch in jenem Jahre 1828 ward Laffitte wieder in die Kammer gewählt, wo er von nun an zur entschiedensten Opposition gehörte und jene berühmte Adresse der 221 mitunterzeichnete, die das „Mene Mene Tekel“ für Karl X. wurde.

Die Julirevolution war da. Mit der genialen Frechheit eines politischen Don Juan hatte Polignac der französischen Nation in den bekannten Ordonnanzen den Kampf auf Sein oder Nichtsein angeboten. Der erste Eindruck, den diese lästerliche und höhnende Herausforderung auf die Nation machte, war erstarrend. Aber schon am folgenden Tage fing das steinerne Bild an sich zu regen und während der Nacht vom 27. auf den 28. Juli hallten seine Tritte unheilverkündend durch die Straßen von Paris. Der 28. Juli war der Tag des heißesten, erstaunlichsten Kampfes. In allen Straßen der Stadt schlug man sich und furchtbar brüllte der Kanonendonner von den größeren Plätzen. Aus dem aufgerissenen Straßenpflaster schienen Kämpfer hervorzusteigen, aus den Fenstern der Häuser drangen Feuergewehre und von den Dächern hagelten Steine auf die vorüberziehenden Truppen. Das Volk in Lumpen und die jungen Leute, die sich in den Straßen schlugen, waren voll Hoffnung und Siegesmuth. Aber noch schwankte der Kampf. Paris war von Blut überschwemmt, von Leichen bedeckt.

Eine Versammlung der Deputirten fand um Mittag in dem Hotel des Herrn Audry de Puyraveau statt. Hier beschloß man, einen Schritt bei Marmont zu thun, um die Einstellung des brudermörderischen Gemetzels zu bewirken. Laffitte erhielt den Auftrag, die Gesandtschaft zu wählen: er ernannte Casimir Perier, Mauguin, Lobau und Gerard und begab sich in ihrer Begleitung nach dem Hauptquartier. Bei dem Herzog von Ragusa vorgelassen, nimmt Laffitte im Namen seiner Collegen das Wort.

Den Eingebungen seines Herzens folgend, beschwor er den Marschall, das Blutvergießen einzustellen, indem er ihn auf die Folgen aufmerksam machte, die eine längere Verletzung aller verfassungsmäßigen Gesetze für das Volk sowohl als auch für den Thron haben müsse. Marmont war kein Anhänger der Ordonnanzen; aber er setzte der Anmuthung des Herrn Laffitte seine Soldatenpflicht, seine Soldatenehre entgegen. „Es gibt keine zweierlei Ehre, Herr Marschall," versetzte Laffitte lebhaft, „und das größte aller Verbrechen ist, das Blut seiner Mitbürger zu vergießen." — Marmont war betroffen; er beklagte sich, von Laffitte verkannt zu werden, und versprach endlich, an den König schreiben zu wollen. Laffitte fragte den Marschall, ob er sich irgend einen Erfolg von diesem Schritte verspreche, und als Marmont traurig mit einem Kopfschütteln antwortete, erklärte Laffitte, daß er sich in diesem Falle mit Gut und Blut der Bewegung überlassen wolle.

Diese Erklärung war keine eitle Rednerphrase. Von dem Augenblicke an, wo Laffitte diese Worte gesprochen hatte, gehörte er ganz und entschieden der Bewegung an. Man hat von gewisser Seite die bewunderungswürdige Festigkeit, welche Laffitte in den Julitagen gezeigt hat, dem Einflusse des Dichters Beranger zugeschrieben. Gleich viel! Durch den Einfluß, den die Mehrzahl seiner Collegen durch ihr Benehmen während der Julitage auf Laffitte hätte haben können, wäre er zu einem unbestimmten und schwankenden Betragen verleitet worden. Wie bewunderungswürdig ist nun Laffitte, wenn er den nahen, mächtigen aber entnervenden Einfluß von sich abweiset und sich dafür von dem Einflusse eines im Hintergrund stehenden, bescheidenen aber willensstarken und besonnenen Mannes beherrschen und stärken läßt. —

Schon am 28. Juli ließ Laffitte dem Herzog von Orleans, der auf seinem Landsitze zu Neuilly wohnte, vertraute Mittheilungen machen; aber die ganze Antwort, die hierauf erfolgte, bestand in den drei Worten: Ich danke Ihnen.

Der 29. Juli brach an. Er brachte den Kampf der Entscheidung. Von allen Seiten hatten sich die Truppen nach dem Louvre und den Tuillerien zurückgezogen. Auf diesem Punkte also mußte das Volk den Sieg erringen. Und der Sieg ward von ihm errungen. Die weiße Fahne sank und die drei Farben flatterten freundlich grüßend von den alten Palästen der Könige.

Laffitte, der Liebling des Volks, war von diesem Augenblicke an der mächtigste Mann in Paris. Von allen Seiten strömte man nach seinem Hotel. In den Zimmern, Höfen, Gärten drängten sich vornehme Herren, Finanzmänner, Advokaten, Nationalgardisten. Leute vom Volk ruhten, von Schweiß und Staub bedeckt, auf den Sitzen im Speisesaal vom Kampfe aus. Bei der großen Schwüle standen alle Fenster offen, so daß man die Menge der Neugierigen, die ringsum die Dächer der Nachbarhäuser bedeckten, leicht bemerken konnte. Im Salon ruhte Laffitte, der an einer Verletzung des Beines litt, in einem Lehnstuhl. Der Ausdruck seines Gesichtes zeigte immer dieselbe Ruhe und Heiterkeit. So empfing er fünf Offiziere des 53. Linienregiments, das seine Unterwerfung erklären wollte. „Meine Herren," sagte Laffitte zu ihnen, „behalten Sie Ihre Waffen, aber schwören Sie, dieselben nicht gegen das Volk zu kehren." Die Offiziere erhoben die Hände. „Keinen Eid, meine Herren," sagte Laffitte mit bewegter Stimme; „die Könige haben diese Ceremonie entweiht; unter Ehrenmännern genügt das Wort." — Auf einmal kracht eine Salve von Flinten. Man glaubt, die königliche Garde sei von Neuem siegreich und rücke heran. Fürchterlicher Tumult; man drängt und stößt sich in den Gemächern; mehrere Herren springen aus den Fenstern des Erdgeschosses in den Garten; zwei Deputirte kauern sich in den Ställen zusammen. In einem Nu war Herr Laffitte in seinem Lehnstuhl verlassen. Nur sein Neffe, Herr Laroche, war zurückgeblieben, und Laffitte fortwährend ruhig, benutzt diese Gelegenheit, sich von demselben das Bein verbinden zu lassen. Und was war die Bedeutung der Schreckenssalve gewesen? Das 6. Linien-

regiment war dem Beispiel des 53. gefolgt und hatte seinen Beitritt zur Sache des Volks dadurch kund geben wollen, daß es seine Flinten in die Luft abfeuerte.

Noch ein anderes Beispiel, das uns die Entschlossenheit Laffitte's in jenen Tagen zeigt. Als sich der Sieg entschieden auf die Seite der Pariser Bevölkerung gewendet hatte, versuchte es Karl X. durch Aufspannen milderer Saiten, das verlorne Feld wieder zu gewinnen. Herr von Argout erschien als Unterhändler im Hotel Laffitte und benachrichtigte den Herrn desselben, daß die Ordonnanzen zurückgenommen und neue Minister ernannt seien. „Dazu hätte man sich früher entschließen müssen," antwortete Laffitte. „Seit 24 Stunden ist ein Jahrhundert verflossen." — „Nun wird man doch endlich unterhandeln können!" rief auf einmal Herr Bertin de Vaux. Diese Worte wurden von den Leuten aus dem Volk, die sich im Speisesaal befanden, vernommen. Einer von ihnen reißt die Thüre des Salons auf, stößt seine Flinte gegen den Boden und ruft mit starker Stimme: „Wer untersteht sich hier, von Unterhandlungen mit Karl X. zu reden?" — Zu gleicher Zeit dringt das Geschrei der Menge im Hofe herauf: „Keine Bourbons mehr!" — „Da hören Sie es ja," sagte Laffitte zu dem Unterhändler.

Laffitte hielt den Blick unverrückt auf den Herzog von Orleans gerichtet. Er war kein Parteigänger dieses Mannes, aber er hatte eine gewisse Vorliebe für ihn. War doch der Herzog von Orleans zur Zeit der Umwälzung von 1789 auch noch ein Jüngling gewesen, in dessen Herzen das Bild der Freiheit lebendig geblieben sein mochte mit allem Reiz und aller Frische eines schönen Jugendtraumes. Ferner, der Herzog von Orleans war durch die Schule des Unglücks gegangen; war da nicht anzunehmen, daß sein Herz Gefühl und Mitleid hegen würde für die Leiden der unteren Volksklassen? — Endlich, und das war unbezweifelt gewiß, der Herzog von Orleans führte ein höchst musterhaftes und sittliches Familienleben, und das schien zu der Voraussetzung zu be-

rechtigen, daß in ihm der Stoff zu einem ächten und wahren Bürgerkönig enthalten sein müsse.

Noch am 29. hatte Laffitte abermals einen Unterhändler nach Neuilly gesandt und von demselben einige Zeilen erhalten, die zu weiteren Schritten einluden. Am Morgen des 30. Juli fand eine Versammlung der Deputirten im Hôtel Laffitte unter dem Vorsitze des Herrn Berard statt, wo eine bereits in Umlauf gesetzte Proklamation, die dem Volke den Herzog von Orleans anpries, gut geheißen wurde. An demselben Tage gegen Mittag versammelten sich die Deputirten abermals im Palais Bourbon. Laffitte ward durch Zuruf zum Präsidenten ernannt. In dieser Versammlung kam man überein, dem Herzog von Orleans das Reichsstatthalterthum anzutragen. Eine Deputation von zwölf Mitgliedern der Kammer begab sich zu diesem Behufe nach Neuilly. Nach Mitternacht erhielt Laffitte die Anzeige von der Ankunft des Herzogs von Orleans in Paris. Derselbe war gegen 11 Uhr, zu Fuß, in bürgerlicher Kleidung, mit einem Gefolge von nur drei Personen, im Palais-Royal angelangt. Am folgenden Tag (31. Juli) erschienen die Deputirten im Palais-Royal, wo sie von dem Herzog von Orleans empfangen wurden. Nachdem hier Laffitte die Erklärung der Kammer, die den Herzog zum Reichsverweser ernannte und die Hoffnung ausdrückte, daß in Zukunft die Charte eine Wahrheit sein werde, verlesen hatte, umarmte ihn der Herzog und führte ihn nach dem Balkon. Die Volksmenge, die unter den Fenstern des Palastes stand, schrie laut: „Es lebe der Herzog von Orleans! es lebe Laffitte!" — Unmittelbar hierauf begleiteten Laffitte und die übrigen Deputirten den Herzog von Orleans nach dem Stadthause. Auch hier ward die Erklärung der Kammer verlesen, auch hier zeigte sich der Herzog in Gesellschaft des ehrwürdigen Lafayette der Menge, auch hier rief man: „Es lebe Lafayette! es lebe der Herzog von Orleans!"

Laffitte hatte den Gipfel seiner Wünsche erreicht. An der Schwelle des Greisenalters schien es ihm vergönnt worden zu sein, den schönsten Traum seiner Jugend in die

Wirklichkeit einzuführen und seinem geliebten Vaterlande alle die Güter auf lange Zeit zu versichern, nach welchen die edelsten Herzen der Nation schon so lange gestrebt hatten. Doch schon am Tage seines Triumphes fühlte der edle Mann eine gewisse Beklommenheit des Herzens und ein Mißbehagen an den Ereignissen, bei welchen er eine so große Rolle gespielt hatte. Es war dies eine Vorahnung der Dinge, die da kommen sollten.

Der Julithron war errichtet. Der Herzog von Orleans nannte sich Louis Philipp, König der Franzosen. Aber die Idee eines Bürgerkönigthums erwies sich nur zu bald als ein nichtiges Traumbild.

Laffitte war auf's eifrigste bemüht, den neuen Thron durch seinen Einfluß, und durch die Volksgunst, die er genoß, zu stützen. Er wurde zuerst Vicepräsident und nach Perier's Abtritt Präsident der Kammer. Durch sein inständiges Anliegen und Bitten wird der ehrenhafte Dupont de l'Eure bewogen, einen Platz im Ministerium anzunehmen. Den 30. November ward Laffitte Präsident des Ministeriums mit dem Portefeuille der Finanzen. Das Ministerium Laffitte dauerte aber nur eine kurze Zeit und doch lange genug, um das letzte Abendroth der Julisonne verglimmen zu sehen. Lafayette, dem man den Oberbefehl über alle französischen Nationalgarden nehmen und blos den über die pariser Nationalgarde lassen wollte, dankte ab; Dupont de l'Eure legte hierauf sein Portefeuille nieder; und als die Oesterreicher in Italien den Grundsatz der Nichteinschreitung, dem man sich von französischer Seite Belgien gegenüber gefügt hatte, ohne Weiteres verletzten, da reichte auch Laffitte seine Entlassung ein und so war der Mann, der vor sieben Monaten die schönste Krone von Europa verschenkt hatte, wieder ein einfacher Bürger.

Den 12. März 1831 hatte Laffitte sich zurückgezogen, den 13. trat das Ministerium Perier in's Leben, mit dem die Geschichte der Julirevolution schließt und die der Dynastie Orleans beginnt.

Bei der Wahl der neuen Kammer (Juli 1831) ward Laffitte von zwei Departements zum Deputirten ernannt, von dem der Seine und dem der unteren Pyrenäen. Er entschied sich für die letztere Wahl und nahm seinen Platz in der Kammer auf der linken Seite. Bei der Präsidentenwahl ersah sich die Opposition Herrn Laffitte und trotz dem, daß das Ministerium aus der Wahl seines Candidaten, des Herrn Girod de l'Ain, eine Cabinetsfrage gemacht hatte, siegte der letztere nur mit einer Mehrheit von fünf Stimmen. Das Ministerium Perier fühlte sich bedroht, es stürzte, aber das Schwert, das der König von Holland gerade in diesem Augenblicke gegen Belgien zog, half ihm eben so plötzlich als unerwartet wieder auf.

Welche Riesenschritte die Reaktion damals in einem einzigen Jahre machte, läßt sich recht gut daraus abnehmen, daß Laffitte bei der Präsidentenwahl der Kammer vom November 1832 189 Stimmen weniger erhielt als Herr Dupin, sein ministerieller Mitbewerber.

Laffitte mußte sich für die Zukunft mit seinem Sitz in der Kammer, mit dem Bewußtsein seiner Tugend und mit der Bürgerkrone, die ihm alle Besseren im Volke zuerkannten, begnügen. Und das hat er auch gethan und zwar mit jener heiteren Würde, die ihm eigen war. Es wäre zu lang, wenn wir aller parlamentarischen Kämpfe, an denen er, wenn sie der Sache der Freiheit und dem gemeinen Besten galten, sehr eifrigen Antheil nahm, hier gedenken wollten: denn erstens würden sie dem Bilde, das wir von Laffitte entworfen haben, keine weitere Vollendung zu geben im Stande sein; zweitens wäre zu befürchten, daß hier Dinge berührt würden, die besser in die Biographie eines rein-parlamentarischen Charakters oder eines großen Publicisten gehören. Die große Lebensrolle Laffitte's ist ausgespielt und schließt mit seinem schönen Juliustraum und seiner so bald erfolgten Enttäuschung. Sein ganzer bitterer Schmerz über diese Enttäuschung sprach sich in den berühmt gewordenen Worten aus: „Ich bitte Gott und die Welt wegen meines An-

theils an der Julirevolution um Verzeihung." Selbst der Verlust seines großen Vermögens muß darum an Bedeutung verlieren, zumal da Laffitte, der mit so viel Edelmuth den Reichthum zu verwalten verstand, gewiß auch Hochherzigkeit genug besaß, dem Reichthum zu entsagen. Fehlte ihm doch bei seinen Privatunfällen auch der Trost der öffentlichen Meinung nicht! Als er sein Hotel zum Verkauf ausbot, da beeilte man sich in ganz Frankreich, Sammlungen zu veranstalten, um dem edlen Mann, der so Vielen geholfen hatte, in seiner Bedrängniß beizuspringen, und wenn auch der Ertrag dieser Sammlungen dem Uebel nicht abzuhelfen vermochte, so zeigte er doch wenigstens so viel, daß die Zahl derer, die den Charakter Laffitte's zu schätzen und zu würdigen verstanden, auf französischer Erde keine geringe sei. Und dann blieb dem edlen Mann ja immer noch Reichthum genug, um seinen Sitz in der Kammer, dem er freilich durch seine Tugend und Geistesbildung allein (denn Tugend und Geistesbildung sind in Frankreich ohne politische Rechte) nicht würde inne behalten haben, während der langen Dauer seines Lebensabends behaupten zu können. Nur einmal blieb dieser Sitz leer. Laffitte nämlich war bei der Wahl der Kammer von 1838 in einem der Wahlbezirke von Paris seinem ministeriellen Gegner unterlegen. Die Kammer wurde eröffnet — aber keiner der Deputirten nahm den Platz Laffitte's ein, man ließ ihn absichtlich leer, bis endlich der edle Mann, von einem Wahlcolleg der Provinz zum Deputirten ernannt, selbst wieder erschien und unter den Beifallsbezeugungen der Freunde seinen alten Sitz wieder einnahm. Kurz vor seinem Ende verschaffte ihm der Zufall noch einmal die Ehre, den Präsidentenstuhl in der Kammer einzunehmen. Es war dies bei Eröffnung der Sitzung 1844, wo er Alterspräsident war. Bei Niederlegung dieser Würde sprach er Worte, die von der edelsten Herzenswärme zeugten und überall einen tiefen Eindruck hinterließen. Und in diesen Worten lag auch sein letztes Lebewohl an sein schönes, großes und doch nicht glückliches Vaterland. Um ihn wegen der männlichen Freimü-

thigkeit, womit er in seiner Abschiedsrede als Alterspräsident der Kammer die Wahrheit gesagt, zu beglückwünschen, zog eine Schaar von Studirenden vor sein Hotel und eine Deputation derselben übergab ihm eine Adresse. Dankend erwiederte Laffitte: „Euer Patriotismus, Eure Intelligenz und Euer Muth sind mir längst bekannt, und vielleicht habt Ihr nicht vergessen, daß ich trotz des Geschreies der Parthei, die jetzt herrscht, gewußt habe, Euren Diensten und Eurer Hingebung in einer anderen Epoche glänzende und feierliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Juliusrevolution hatte damals das Wort. Sie hat es seitdem verloren durch den Undank der Einen, durch die Sorglosigkeit der Andern, und Ihr wißt, wie man auf die hört, die ihren Versprechungen und Verpflichtungen treu geblieben sind. Ich habe die Kammer, Angesichts der Gefahren, die uns drohen und der Korruption, die uns erniedrigt, an ihre Verantwortlichkeit erinnert. Die Kammer hat mich nicht verstehen wollen. Ich, Ihr Herren, bin jetzt näher dem Grab als irgend einer von Euch seiner Wiege, aber ich werde bis an's Ende meine Pflicht thun und mein Herz, ich schwöre es, wird nie aufhören zu schlagen für die Freiheit und das Glück Frankreich's."

Laffitte starb am Pfingstabend (26. Mai) 1844. Der „National" begleitete die Nachricht seines Todes mit den Worten: „Selten hat der Tod ein so edles Opfer getroffen. Seit langen Jahren glänzt der Name J. Laffitte zuvörderst auf der Liste der reinsten Patrioten. Fünfzig Jahre her sind die Unglücklichen gewohnt, nach ihm, wie nach einer Vorsehung ihre Blicke zu richten. Herr Laffitte hat in der Politik Irrthümer begangen. In dem Edelmuth seines Herzens vermochte er nicht an die Verkehrtheit zu glauben, deren gewisse Menschen fähig sind, und dieser Edelmuth ist die Ursache, warum er mehr als einmal von ihnen betrogen worden ist. Aber das Volk, das so sicher fühlt, hörte nie auf, Herrn Laffitte als einen seiner besten Freunde zu betrachten, und es hat sich nicht getäuscht." Bei seinem Leichenbegängniß am 30. Mai gingen vier Leidtragende:

Thiers, Arago, Düpin der Aeltere und der edle Dichter Béranger unmittelbar hinter dem Sarge, in welchem der „Sohn des Arbeiters, der Juliusmann, der Bürger, der Staatsmann ruhte, der groß von Herzen, groß von Intelligenz war, der den Saamen der Zukunft in die Vergangenheit gelegt.“ So bezeichnete ihn Garnier-Pagès in der Rede am Grabe; derselbe rief, auf das Volk hinweisend, das in großer Zahl den Friedhof Père-Lachaise erfüllte: „Wie wir diese Menge in frommer Sammlung sich um deinen Sarg drängen sehen, so können wir sagen: das Volk ist nicht undankbar, die Undankbarkeit ist anderswo!“

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

I. Band. 2. Lieferung.

Moriz Arndt von N. Habermann. Heinrich Zschokke von A. Rodnagel. Latour d'Auvergne von G. Lommel.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Ernst Moritz Arndt.

Von

N. Hadermann.

Die Freiheit ist der Seelen Stahl
Und ritterliche Wehr der Braven;
Die Freien trägt der Sternensaal;
Der Teufel herrschet über Sklaven!

O, Deutschland, heil'ges Vaterland!
O, deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land,
Dir schwören wir auf's Neue!

Arndt.

Ernst Moritz Arndt.

Geboren am 26. Dezember 1769 auf der Insel Rügen; lebt als Professor der neueren Geschichte an der Universität zu Bonn.

Die Geschichte des Völkerlebens erscheint noch fast in allen Darstellungen ausschließlich an die großen Erschütterungen desselben und an die Männer geknüpft, welche in ihnen eine Rolle gespielt haben, gleich als könnte man den geregelten Naturlauf durch die scheinbaren Unterbrechungen desselben veranschaulichen, durch die Gewitter und Erdbeben und die Erscheinungen, welche bei ihnen in augenfälliger Stärke und Wirksamkeit auftreten, während es doch dieselben Kräfte sind, die in unausgesetzter Thätigkeit wirken, auch wenn sie nicht als Blitz und Donner das Auge blenden und das Ohr betäuben. So erfährt unsere Jugend und das Volk aus Schulunterricht und aus Handbüchern die Menge, wie Krieg, Pest und Hungersnoth gewüthet und was sie zerstört haben; und manche große Schlächter werden heute noch mit besonderem Fleiße gezeichnet; wohl auch ganze Nationen, in welchen das Thierleben der Menschheit, die rohe Körperkraft und der Egoismus zu einer traurigen Höhe gelangt waren, die Sparter und die Römer. Wie sich aber unser geistiges Leben in friedlichem Völkerverkehre herangebildet hat; wie sich Gewerbthätigkeit, Kunst, Wissenschaft und Religion gestaltet haben; wie und warum diese sich in dem einen Volke so und in dem anderen anders ausbildeten; welche

Bestimmung in dem großen Völkerkörper jede Nation erfüllt, — das erfahren die Wenigsten. Eben so wenig werden in der Regel die Männer allgemein bekannt, welche stille wirkend im gewöhnlichen Bürgerleben auf die geistige Bildung ihres Volkes Einfluß gehabt haben. Hält sie auch ihre Mitwelt in dankbarem Andenken vielleicht, — vergessen sind sie, sobald der Wind über ihre Gräber weht; denn die bezahlte Reichsgeschichtschreibung hat ihre Namen aufzuzeichnen nicht für nöthig gehalten, und das Volk hat leider noch keine Geschichte und keine Geschichtschreiber, wenn es auch viele Bücher gibt, welche diesen Titel führen. Wohl ist es daher an der Zeit, eine Geschichte der eigentlichen Volksmänner zu geben, und mit ihr den Theil der Volksgeschichte zu verbinden, der in ihnen seine Vertreter gefunden hat.

Das deutsche Volk, — obgleich ihm manch übermüthiger Nachbar sogar diesen Namen streitig macht und es dafür mit dem Titel eines Völkerkonglomerats beehrt, — das deutsche Volk war von jeher reich an Volkestugenden der schönsten Art, insbesondere an Vaterlands- und Freiheitsliebe, und eben so wenig hat es ihm in alter und neuer Zeit an Männern gefehlt, denen diese Güter und mit ihnen des Volkes wahres Wohl am Herzen lagen, und die für sie das Leben einsetzten, um ihrem Volk das Leben zu gewinnen. Unter diesen nimmt Arndt eine der obersten Stellen ein, und ist in seinem Leben, Wirken und Dulden ein getreues Abbild unseres Volkes. Ein Mann, gleich den heimischen Eichen, gesund und langsam herangereift, stand er zur Zeit des Sturmes unverwüstlich da. Ein Mann der Poesie und der Wissenschaft, hat er sich nicht, wie manche andere Gelehrte und Dichter, in seines Herzens Heiligthum vor der Noth des Volkes und des Landes vornehm theilnahmlos zurückgezogen; sondern mitgelitten, mitgerungen hat er in der langen Nacht der Schmach und der Trübsal, die auf unser Volk fiel, und die fremde Erde mußte den deutschen Mann aufnehmen, der auf dem heimathlichen Boden vor den französischen Spähern keine Ruhestätte mehr fand: denn er hatte dem

zerrissenen, unglücklichen, zertretenen Volke frühe genug den Talisman in's Gedächtniß zurückgerufen, der allein ihm Heil bringen konnte und kann: „Einheit und Einigkeit!“ Und mit der Morgenluft der Freiheit ist auch er wieder in das Vaterland zurückgekehrt, hat geistig mitgestritten, mitgesiegt; und als er die Früchte des Sieges in geordneter, ruhiger Thätigkeit zu brechen gedachte, ist auch er getäuscht worden, bis des Alters Schnee seine Jugendhoffnungen überdeckt hatte. Ist das nicht ein treffendes Bild unseres Volkes? Wenn er aber auch seiner Jugendträume wenige nur in Erfüllung gehen sah; wenn Stürme anderer Art durch seine Krone sausten, als Sonnenschein im Staatskalender stand: — ungebrochen blieb der alte Stamm und stolz und kühn, und ließ den Sturm vorüberziehen. Nicht mürbe geworden ist der edle Greis durch die vielen Widerwärtigkeiten und Nadelstiche des Schicksals; nicht mißmuthig, nicht theilnahmlos hat er sich von dem weggewendet, was die Neuzeit treibt und beweget. Mit klarem Blick hat er alle Verhältnisse, die seines Volkes Wohl betreffen, auch heute noch angeschaut und seine Stimme darüber vernehmen lassen, die Stimme eines geprüften, silberhaarigen Barden, die von Seiten der Männer, welche jetzt im Thatenstrome ringend arbeiten, alle Beachtung verdient. Vertrauungsvoll hat er immer das Auge, wenn die irdische Kraft erschöpft war, nach Oben gerichtet, „wo über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke.“ Von dort aus strömte ihm die Muse der Dichtkunst den Trost der Begeisterung zu, selbst in Fällen, wo sein Gemüth am schwersten verletzt war; als der Rheinstrom seinen geliebtesten Sohn als Todtenopfer dahinriß. — Ja, wie dieser Mann, so stehest auch du da, mein Volk, den Blick häufiger und vernünftiger, als alle andere Völker, dahin gewandt, wo über dem ewig kreisenden Wechsel der Geist thront; und wie häufig hat auch dir von dorther Trost kommen müssen und aus deinem Gemüthsleben in der eigenen Brust, wenn der Boden deiner Väter von auswärtigen Würgern überschwemmt war, die sich von deinem Marke nährten und

von deinem Erbtheile bezahlt machten. Aber nicht sollst du wähnen, wie jener greise Nordlandsrecke von sich sagt, daß deine Zeit aus sei. Sie ist mit nichten aus: denn du hast sie, wie jener, zu gut angewendet, wenn du auch, wie er gleichfalls von sich sagt, mitunter viel geträumt und gespielt hast. Es wird kommen der Tag, und ist vielleicht nahe schon, wo der Kyffhäuser Schläfer aufwacht, und alle Herrlichkeiten des gestorbenen Reiches mit ihm. Halte dich bereit, daß, wenn der Bräutigam kömmt, er dich nicht schlafend antrifft; dein Oel und deine Lampen sind lange fertig; mache, daß er sie brennend finde. Unterdessen liebe den Alten, den getreuen Eckardt, wie er dich geliebt hat. Denn hat er dir nicht, und wie lange schon zugerufen: „Einigkeit, Einheit": und hat er deinem Reichsadler nicht eben so lange schon die Richtung seines Fluges vorgezeichnet; gegen den gallischen Hahn hin, der immer noch übermüthig krähend an deines Reiches Strom steht?

Auch darin gleichet der alte Arndt und du euch, wie ein Ei dem anderen, daß ihr beide gewisse vorgefaßte Meinungen mit der Muttermilch eingesogen habt, an denen ihr fest haltet, bis ihr zu Grabe geht. Er sagt mit bewundernswerth klarer Einsicht in seine Persönlichkeit von sich selber in seinen: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben:" *)

„Ich will hier wenigstens kurz andeuten, wie die einzelnen Keime nach und nach sich zu einem großen politischen Kraut oder Unkraut entwickelt und erhoben haben. Ich beschreibe hierin zugleich das ähnliche Keimen, Wachsen und Erstehen der Gefühle und Ansichten von Millionen deutscher Menschen." — —

„Bei mir hatten sich schon im Knabenalter manche eigenthümliche und einseitige Ansichten festgesetzt, welche noch jetzt bei meinem schneeweißen Kopfe oft besserer Warnung und Einsicht nicht weichen wollen. Ich hatte als kleiner Junge, als Zeitungsvorleser und Kronikenleser zwischen meinem neunten und zwölften Jahre schon gewisse

*) 3. Auflage. Seite 84, 85.

politische Verhärtungen und Versteifungen. Ich brauche diese Worte absichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königischer (Royalist) gewesen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die meisten ganz unbewußt etwas werden durch die ersten Gewöhnungen des frühen Alters." — „Und die Franzosen und ich? Auch da war mein politischer Glaube wohl in erster Jugend entstanden. — — Unter Geschichtbüchern und Kroniken (die er als Knabe gelesen) waren auch die deutschen und in's Deutsche übersetzten Bücher Puffendorf's und Anderer, welche den 30jährigen Krieg und die herrschsüchtigen Hinterlisten und mordbrennerischen Thaten Ludwig's XIV. beschrieben haben. Dieß hatte mir Abneigung, ja oft Abscheu gegen das ganze mitspielende Volk eingeflößt. Daher freute ich mich zur Zeit jenes Zeitungsvorlesens über jede ihrer Niederlagen und war im Haß gegen sie auch ganz Engländer." *)

Und das politische Unkraut, was dem deutschen Volke gekeimt und gewachsen ist, so weit es in seiner Geschichte zurückdenkt? O, das ist das trostlose Mißtrauen in seine eigene Kraft; daß es meint, es müsse ihm alles Heil von Oben her, oder von jenseits des Rheins oder vielleicht gar aus Amerika kommen. Nirgendswo gilt der Prophet weniger in seinem eigenen Vaterlande, als in Germanien. Da hat der Franzmann, den wir keineswegs in Allem zur Nachahmung empfehlen wollen, aber eben so wenig in Allem hassen und verwerfen, wie Vater Arndt, — da hat der Franzmann ein Sprüchwort, das dürftest du dir mit goldenen Buchstaben über dein Kopfkissen schreiben, du deutscher Mann, der du seiner Zeit das Muster zu deinem altdeutschen Rocke aus Paris verschrieben hast, und es würden bald lachendere Traumbilder deine oft thränennasse Schlummerstätte umschweben. Es lautet: „Aide toi, et Dieu t'aidera," zu deutsch: „Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen!"

---

*) Ebendaselbst, Seite 87.

Ernst Moritz Arndt ist am zweiten Weihnachtstage 1769 auf der Insel Rügen (auf dem Rittersitze Schoritz) geboren. Sein Vater war ein Freigelassener und von seinem früheren Herrn, dem Grafen, zum Inspektor d. h. zum Oberverwalter von dessen Gütern auf Rügen ernannt worden, unter denen Schoritz der Hauptsitz war. Später hat er Güter selbstständig in Pacht genommen; die Familie soll ursprünglich aus Schweden stammen. Vater und Mutter hatten eine Bildung erhalten, die sich über ihren Stand erhob, und sie theilten sie ihren Kindern nach Kräften mit. Seine Kindheit verfloß in idyllischem Naturleben und dehnte sich, da keine Schule in der Nähe war und die Verhältnisse der Eltern in früherer Zeit, das Halten eines Hauslehrers nicht gestatteten, bis in das reifere Knabenalter hinein aus. Das Meer, Birken- und Eichwald, Wiesen, Teiche, Hünengräber umgaben seine väterliche Wohnung und waren die Tummelplätze seiner jugendlichen Lust. Vögel, Fische und Wild waren sein Spielzeug und er half sie dem Vater jagen. Zur Saat- und Aerntezeit, wo es in der Landwirthschaft an arbeitenden Händen fehlte, mußten die Knaben helfen, Ochsen und Pferde u. s. w. hüten. Im Winter suchten die Eltern die Lehrer zu ersetzen. Die Erziehung war nach alter Sitte streng, hart, aber keineswegs lieblos. Sommerhitze und Winterkälte mußten ohne Klagen ertragen, am Sonntage zweimal zur entfernten Kirche über Feld gelaufen werden. Diese Körperabhärtungen setzte der an Körper und Geist immer gesunde, kräftige Knabe auch später noch aus eigenem Antriebe fort: er schlief nach Soldatenart auf Brettern und Reisig, in den Mantel gehüllt, unter freiem Himmel, unter einem Baume oder hinter einem Heuhaufen, und machte Meilen weite Wanderungen zu Fuß nach allen Richtungen hin, besonders in der Nacht, wenn die Andern alle schliefen. Er bezeichnet übrigens das Leben in seiner Gegend vor der französischen Revolution im Allgemeinen als ein stilles, heiteres, den geselligen Vergnügungen ergebenes und sie suchendes. Zwischen den Bewohnern der vereinzelt liegenden Höfe und Besitzungen fand häufiger gastfreund-

licher Verkehr statt; eben so in und aus der Stadt, und die Kinder nahmen an demselben Theil. Erst im 17ten Jahre besuchte Arndt die oberen Klassen des Gymnasiums zu Stralsund, nachdem er vorher, vom 11ten Jahre etwa, einen geregelteren Unterricht durch Hauslehrer erhalten hatte. Er studirte Theologie, zwei Jahre in Greifswald und 1½ Jahre in Jena bis zum Herbste 1794. Aus den frühen nächtlichen Wanderungen um seinen Heimathsitz hat sich in ihm, wie er es selbst nennt, „ein leidenschaftlicher, fast naturhistorischer Trieb" entwickelt, Land und Leute kennen zu lernen. Seine Reisen machte er auch in den späteren Lebensjahren gern zu Fuß.

Arndt predigte als Kandidat mit Beifall, gab aber dennoch den geistlichen Stand auf und folgte seinem Wanderzuge. Er reiste ohne bestimmte Richtung und ohne bewußtes Ziel in den Jahren 1798 und 1799 über Wien und durch Ungarn nach Toskana. Von hier ging er, da ihn der Wiederausbruch des Krieges hinderte, in Italien weiter zu reisen, über Nizza und Marseille nach Paris, wo er den ganzen Sommer verweilte; dann über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig und Berlin nach Haus. Nun wurde er Privatdocent, dann Adjunkt der philosophischen Fakultät an der Universität Greifswald, später (1805) außerordentlicher Professor daselbst. Er verheirathete sich mit einer Tochter des Professors der Naturgeschichte Dr. Quistorp, verlor indessen seine Frau durch ihre erste Niederkunft (1801); das Kind, ein Sohn, blieb am Leben. — An dieser Universität blieb Arndt 10 Jahre lang angestellt, von denen er aber die Hälfte auf Reisen und in Schweden zugebracht hat.

Schon früher hatte Arndt seine Reisebeobachtungen durch den Druck veröffentlicht; hier ward er politischer Schriftsteller, und dadurch bald auch in die politische Noth des Vaterlandes leidend und handelnd hineingezogen. Fast zu gleicher Zeit (1803) erschienen zwei Schriftchen von ihm: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen," und „Germanien und Europa." Beide hatte der Nothstand des Volkes hervorgerufen, des

Volkes, dem er zunächst und so nahe angehörte, den armen leibeigenen Bauern, die ein Spekulationsgegenstand der Grundbesitzer geworden waren, und des Volkes, dem er politisch zwar noch nicht näher stand, (denn sein Pommern war damals noch schwedische Besitzung), dessen Noth er aber auf seinen Reisen gleichfalls durch eigene Anschauung geprüft, und das mit seinen Grundherrn sammt und sonders Spekulationsgegenstand des großen korsischen Würgers geworden war, der die Länder und Völker Europa's zerriß und zertheilte, wie jene pommerischen und rügenschen Herrn ihre Dorfschaften und Bauernhöfe.

Die Leibeigenschaft war nach Arndt in jenen nordöstlichen Küstengegenden Deutschlands, wohl seit der Wiedereroberung dieser slavisch gewordenen Länder durch die Deutschen, überall mehr oder weniger streng, aber nicht in so willkürlichem Grade, wie im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Dienste und Leistungen waren allenthalben bestimmt; die Edelleute durften keine Bauerndörfer und Höfe willkürlich zerstören, um sie in große, mehr eintragende Güter zu verwandeln. In Rügen besonders war der Zustand der Hörigen noch im sechzehnten Jahrhundert viel besser, als in Pommern. Wenn sie freiwillig oder aufgekündigt, was an gesetzliche Bestimmungen gebunden war, ein Gut verließen; mußte ihnen die volle Wehr, alle Gebäude, Saaten und Hofraithe ausbezahlt werden: sie waren nach ihrem Abzuge von jeder Gutspflichtigkeit frei, und konnten gehen, wohin sie wollten. Sie saßen bei Feld-, Gard- oder Kreisgerichten, ihre Rechte zu schützen, neben den Edelleuten und verheiratheten Söhne und Töchter sogar häufig in adlige Geschlechter. In den früheren Zeiten fanden sich eine Menge einzelner Höfe und ganzer Dörfer, die jetzt spurlos verschwunden sind, und nicht durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges allein, der auch in diesen Gegenden arg gehaust hat, sondern durch eine Barbarei im Frieden, die ihres Gleichen sucht, durch das s. g. Bauernlegen d. h. durch die Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Rittergüter, wodurch der Bauernstand theilweise ganz vernichtet

wurde. Es gab Edelleute, welche große Dörfer auf Spekulation kauften, die Wohnungen niederrissen, die Gärten zerstörten, große und prächtige Höfe bauten und diese dann mit dem Gewinn von 20—30,000 Thlrn. wieder verkauften. Die früheren Bewohner der Dörfer wurden als heimathlose Leute davon getrieben, und mancher Bauer, der früher Knechte gehalten hatte, mußte Gott danken, wenn er auf einem der neuen Höfe als Knecht ein Unterkommen fand. Und diese Abscheulichkeit wurde nicht blos von einzelnen Besitzern aus dem Ritterstande geübt; sondern auch von der Domänenverwaltung und von den Verwaltungen der Städte- und Stiftsgüter. Dies unmenschliche Verfahren hatte Arndt mit angesehen (denn noch in seinen Tagen waren in Rügen eine Menge Dörfer auf diese Weise verschwunden) und seine Schrift trat dagegen in die Schranken. Aber schon dieser Schritt hätte dem edlen Manne Märtyrerfrüchte tragen können. Man schalt ihn einen Leuteverderber und Bauernaufwiegler und suchte sogar einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung gegen ihn anhängig zu machen. Die Denuncianten waren natürlich Edelleute, die bei diesem sauberen Handelszweige betheiligt gewesen. Arndt wurde indessen gewarnt, und fand Gelegenheit, seinem Könige, Gustav IV. Adolph sein Buch mit, von ihm unterstrichenen Stellen zu übersenden, und der König antwortete: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“ Arndt blieb ungekränkt.

Das zweite Schriftchen berührt unsere und seine Geschichte tiefer. Es wurde, ohne daß er zur Zeit seiner Herausgabe daran denken konnte, der Anfang seiner politischen Wanderungen. Die Küste seines Heimathlandes lag ferne von dem Heerde der Erschütterungen, und ihre Bewohner waren weniger, als andere, geeignet vielleicht, in Begeisterung und Theilnahme für die neuen Zeitideen aufzuflammen, und Arndt selbst am allerwenigsten. Wie fernes Sturmgebraus klangen ihnen die gewaltigen Thaten des erwachten Volksthumes. Man horchte wohl neugierig darauf hin, aber keiner dachte daran, daß das Ungewitter bald auch über sein Haupt hereinbrechen würde.

Seinen Gesinnungsstand gibt Arndt selber in folgenden Sätzen an, die seinen „Erinnerungen" entnommen sind. Er erzählt da, nachdem er vorher angegeben, daß sein Vater selbst sehr theilnahmlos bei den großen Ereignissen am Anfange des Jahrhunderts geblieben:

„Aber es waren zwei andere meiner Gefreundten, welche Feuer in mir anschüren konnten. Der Eine war ganz Schwede und riß mich mit seiner Heftigkeit unwiderstehlich in die Schwedenliebe und Schwedenverehrung hinein; er lebte in ihren Geschichten und in allen Geschichten und Anschauungen des gewaltigen norddeutschen und skandinavischen Lutherthums. Darin konnte der herrliche Wasa, Gustav Adolph, wohl für Millionen Könige gelten. Wie sollte ich denn nicht die Könige angebetet und über alle Republiken, griechische, römische, platonische und fichtische gestellt haben? — Der Andere war ein heftiger Preuße ganz gegen die Neigungen meiner meisten Landsleute, u. s. w. Den Namen und die Thaten des großen Friederich vergötterte er. Diese ritterliche Vergötterung trug er mit in unser Haus und blies also auch von dieser Seite etwas Königisches in mein Herz. Auch dieses große Königsbild ward so vor meine Kindheit gestellt und neigte meinen politischen Glauben der Monarchie zu."

Nachdem er nun in der, oben schon angeführten Stelle die Quelle seines Franzosenhasses nachgewiesen, fährt er fort:

„Nun brach in meinem blühenden Jünglingsalter die große französische Revolution aus und mit ihr die große Umwälzung und Umrollung der Herzen von halb Europa. Diese ward allenthalben und auch bei uns im Hause für und wider heftig bestritten, hatte aber auch da mehr Freunde, als Feinde; und ich mußte mich trotz meiner Abneigung gegen das Volk doch oft zu den ersten gesellen, weil die Verschuldungen der Regierungen vor Ludwig XVI. entsetzlich gewesen u. s. w." — „Doch jammerte mich jeder französische Sieg über die Deutschen, ohne daß ich Deutschland schon nach voller deutscher Pflicht gefühlt hätte. Ich saß noch weit vom Schauplatz und Ge-

tümmel am baltischen Meere und hatte noch mehr ein schwedisches, als deutsches Herz. Ich war wohl heftig und ungestüm, auch gewiß keine knechtische und dienerliche Seele, aber nicht geboren, mich mit einer Schwärmerei, welche selbst den Greis Klopstock hat Lieder und Gegenlieder singen lassen, in ein Chaos verworrener und nebelvoller Ansichten und Leidenschaften hinabzustürzen. Vielleicht bin ich dazu zu sehr als Philister geboren, der gern sogleich von allem klaren Bescheid haben möchte, mag auch zu viel von jener bleiernen Schwere in mir tragen, welche in dem charakteristischen Fluche des Volkes: „Schwere Noth" die ursprüngliche Weltanschauung desselben ausdrückt." — „Ich hatte endlich das Volk (die Franzosen) selbst gesehen und sein Liebenswürdiges und Leichtes, wie sein Trügerisches und Lügenhaftes war mir kein Geheimniß geblieben. Ich war durch Belgien und längs dem Rhein langsam in's Vaterland zurückgezogen, hatte mich in Brüssel, Aachen, Köln, Koblenz und Mainz aufgehalten und allenthalben die, von jenem übermüthigen Volke zertretenen und geschändeten Trümmer der alten deutschen Herrlichkeit gesehen. Ich hatte Unmuth und Aerger genug, aber wahrlich noch keinen rechten Zorn empfunden. — — Aber nicht lange, so erwachte der Zorn, ach! der freilich kein Glück bedeutende Zorn, der mir aber doch über manchen schweren Tag hingeholfen, mich an manchem schwersten Tag sogar beglückt hat. Denn glückselig ist der Mensch nur in dem Maße, als er am gewaltigsten empfindet, wenn nämlich das Empfinden der Art ist, daß ihm das Denken darüber nicht ausgeht: denn sonst wird es ein zermalmender Mühlstein. — — Der Zorn aber, ein Zorn, der bei der deutschen und europäischen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Lüneville und mit den schimpflichen Verhandlungen und Vermäckelungen, worin Talleyrand und Maret des Vaterlandes Loos und Loose ausschnitten und ausfeilschten. — — Als Oesterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben

und die Wälschen mit rechtem treuen Zorne zu hassen. Es war nicht allein Napoleon, nicht der listige, geschlossene, höhnische, in dem Lande, wo Honig Gift ist, geborene Korse, auf welchen die Lügenhaften später als auf ihren großen Sündenbock allen Zorn Europa's hinzuhetzen versucht haben, den ich zornig haßte, den ich am meisten haßte, — sie waren es, die Franzosen, die Trügerischen, Uebermüthigen, Habsüchtigen, die hinterlistigen und treulosen Reichsfeinde seit Jahrhunderten, — sie haßte ich im ganzen Zorne, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und in ganzer Liebe. Auch der schwedische Partikularismus war nun auf einmal todt; die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andere Töne der Vergangenheit; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit."

O, wohl hat der alte Arndt Recht: auch der Zorn hat seine Poesie und kann die Seele im Unglück erheben und aufrecht erhalten, und wer nicht aus tiefster, innerster Seele hassen kann, kann auch nicht lieben. O, Deutschland hat nur zu viel solcher Gleichgültigkeitsmenschen, deren erstes und letztes Wort ist: „Nur keine Feindschaft nicht!" und die unter diesem Vorwande alles über sich ergehen lassen, und aus christlicher Liebe selbst den Teufel lieb haben. O, wer aus der Geschichte und aus eigener Erfahrung weiß, wie diese Gleichgültigkeit gegen Gut und Böse, dieses „Es ist mir alles eins" des Spießbürgerthumes, wie sie sich als Bleigewicht an jeden schönen Aufschwung der Zeit hängt, ihn in den Staub herniederzieht und zum Märtyrerthume verdammt, — der weiß auch, wie heilsam und erhebend ein guter, kräftiger, gewaltiger Zorn ist. Er hilft dem besseren Menschen tragen und ausdauern und bricht bei Gelegenheit manche Eisesrinde entzwei, welche die Sonne der Liebe nicht zu schmelzen vermochte.

Arndt's Zorn und Haß aber gegen den wälschen Nachbarn, der bei ihm noch in voller Blüte zu stehen scheint, zu verstehen und richtig zu würdigen, wie auch

seinen Katoruf: „Einheit, Einigkeit", — wollen wir einen Ausflug in unsere Reichsgeschichte unternehmen und davon heimbringen, was hierher gehört. Keiner frage hier, wozu die vielleicht langen geschichtlichen Erörterungen in dieser Lebensbeschreibung? Der Einzelne hat nur insofern Bedeutung für sein Volk, als sich an sein Leben Ideen knüpfen, von denen dessen Wohl und Wehe abhängen, und diese wieder erkennt man in ihrer ganzen Größe und Wichtigkeit allein durch die Geschichte. Dann erst, wann ein Volk sich in seiner Geschichte erkannt hat, ist die Erkenntniß ihm fruchtbringendes Eigenthum geworden, welches praktischen Nutzen trägt. Aber wie schwer hält es dem Einzelnen, wie den Völkern, solches Eigenthum zu erwerben! Selten wird der Mensch durch die Erfahrungen Anderer klug, und die Gegenwart geht lange vergeblich bei der Vergangenheit in die Lehre. Daher können sie nicht oft genug an diese Erwerbthätigkeit gemahnt werden; und dieß zu thun, ist ja der Zweck und die Aufgabe dieses Unternehmens.

Die Bestimmung des deutschen Volkes, welches in unvordenklicher Zeit seinen Wohnsitz im Herzen Europa's aufgeschlagen, war: von hier aus verjüngende Völkerströme in die älteren Kulturländer des Welttheils zu ergießen, und als dieses Geschäft vollbracht war, die Geistesströmungen in Wissenschaft und Religion in Thätigkeit zu erhalten und von Zeit zu Zeit neu zu beleben.

Beide Bestimmungen zu erfüllen, hat ihm die Vorsehung einen mächtigen Trieb nach individueller Freiheit, und somit nach Vereinzelung in die Seele gesenkt. Das ist die Quelle unseres Glücks (der Erreichung unserer Bestimmung) und unseres Unglücks (unserer Schwäche nach Außen). Die Zerspaltung in unendlich viele Stämme, die sich völlig unabhängig neben einander bewegten und sehr häufig feindlich zusammenstießen, hielt den kriegerischen Geist lange rege, und begünstigte oder veranlaßte die bewaffneten Auswanderungen. Als Ruhe eintrat und das Bildungsgeschäft begann, boten die vielen Haupt- und anderen Städte, die nach und nach entstanden, ebensoviel Bildungs-

mittelpunkte dar, und es wird sich kein Staat finden, in welchem die Bildung, selbst der Wohlstand, so allgemein verbreitet sind, als in unserem Vaterlande. Als der Kampf für das höchste menschliche Gut, für Glaubens- und Gewissensfreiheit begann und fast in allen Staaten des Festlandes zu Gunsten der Priestergewalt entschieden wurde, ist er in Deutschland glücklich durchgefochten worden. Aber freilich theuer, sehr theuer erkauft! Denn während alle Völker um uns zu Einheit der Kraft, Einheit der Interessen und Einheit des Willens gelangten, ist es dieser Kampf und Sieg gerade gewesen, der unser Nationalband zerrissen hat. Und Deutschland, das unter Otto I., Heinrich III. und Friedrich I. europagebietend dagestanden, war von da an der Spielball der europäischen Politik. Die Mannigfaltigkeit der Interessen seiner vielen großen und kleinen Fürsten, die durch den westphälischen Frieden alle zu unbedingter Landeshoheit gekommen waren, machten es jeder auswärtigen Macht leicht, die Kleineren gegen die Großen in ihr Interesse zu ziehen, wie es in früherer Zeit der Papst auch gemacht hatte gegen den oder jenen gebannten Kaiser, z. B. gegen Heinrich IV.

Getreten, verlacht, verhöhnt wurde das sonst gefürchtete Reich; der Gang seiner Angelegenheiten, seine Einrichtungen, seine Aufgebote zum Sprüchwort. Wem, der sein Vaterland lieb hat, wem, der nicht unempfindlich ist für Ehre und Schande, wem muß da nicht das Herz bluten über die geschändete Mutter? Wessen Auge wird nicht im Grimme leuchten, wenn man ihm den zeigt, der diese That verübt hat, und der sie wieder üben wird, sobald sich Zeit und Gelegenheit abermals günstig zeigen?

Und der dies gethan hat, und der es wieder thun wird, — es ist der Franzose, der alte Reichsfeind, der alte Erbfeind. Ferne sei es von uns, einen unbegründeten Nationalhaß erzeugen oder erhalten zu wollen. Die Völker, sie hassen einander nicht; sie haben zu viele Ursachen, einander zu lieben. Auch wird kein Geschichtsgebildeter verkennen, was Europa den Franzosen verdankt, insbesondere Deutschland, wo so mannigfaltige Zopfgestalten wucherten:

aber das soll uns nicht abhalten, ihre Unthaten dem verdienten Hasse preiszugeben und die Geschichte als Lehrmeisterin für ähnliche Vorkommnisse zur Hand zu nehmen. Diese nun zeigt uns, daß sich die Kraftverhältnisse des deutschen Reichs im Laufe der Jahrhunderte zu seinem Nachtheile gänzlich verändert haben. Früher lagerte die Gewalt unseres Volkes an der Westgrenze seines Landes. Hier hatten sich Anfangs zur Abwehr der großen Völkerverderber, die von dieser Seite einzudringen versuchten, der Römer, die ersten großen Wehrvereine gebildet, die der Markomannen, Alemannen, Franken. Dieselben Vereine, oder Gefolgschaften, welche ihnen angehörten, schritten später erobernd vor, als die Selbstauflösung des unnatürlichen Kolosses begonnen hatte, und sie warfen die westliche Hälfte desselben über den Haufen. Durch die Frankenkönige aus der merowingischen Familie und durch die ersten Karolinger wurde endlich die Vereinigung aller deutschen Stämme und aller zunächst von ihnen besetzten Länder, (Lombardei, Exarchat, das gallische Land, ja sogar auf kurze Zeit das Ebroland jenseits der Pyrenäen) in Ein Reich zu Stande gebracht, welches indeß in seiner zu großen Ausdehnung und in der zu großen Verschiedenheit der zusammengeworfenen Völker den Keim der Theilung von Anbeginn in sich trug. Die Vereinigung war gewaltsam, durch Eroberung geschehen, und wenn man auch die besonderen Volksrechte, wie die Volksoberhäupter überall bestehen ließ, so war dadurch doch im Allgemeinen die alte freie Verfassung, ja sogar der freie Grundbesitz, auf den der alte Deutsche einen so großen Werth legte, zu Grund gegangen. An ihre Stelle war die Lehensverfassung getreten. Diese mußte, wo es den Lehensleuten, wie in Deutschland, gelang, den Lehensherrn auf die Seite zu schieben, und seine Gewalt in den ihnen verliehenen Reichstheilen an sich zu reißen, zur Vielherrschaft und durch sie zu politischer Schwäche führen. Wo der umgekehrte Fall eintrat, wo es dem Lehensherrn gelang, die Rechte der Vasallen endlich alle mit der Krone zu vereinigen, d. h. die Lehenslande unbesetzt zu lassen und in eigener Ver-

waltung zu behalten, wie in Frankreich, Spanien u. s. w., führte sie zu innerer Einheit und zu politischer Stärke nach Außen, aber auch zu unbeschränkter Despotie eines Einzelnen, durch diese jedoch bald wieder zu politischer Freiheit im Inneren, zu konstitutionellen Verfassungen. Denn das Volk (früher überall durch den Adel repräsentirt, durch eine Aristokratie, wie in England, — später durch den gebildeten Bürgerstand, wie in der französischen Revolution), an ein gemeinsames Handeln nach Außen gewöhnt, fand balt auch den Willen und die Mittel, sein gemeinsames Handeln nach Innen zu vertreten und zu verfechten. — Dieses Verhältniß kann nicht treffender anschaulich gemacht werden, als durch einen Ausspruch Kaiser Maximilian's I. (1493—1519), den J. W. Zinkgräf in seinen scharfsinnigen klugen Sprüchen der Deutschen mittheilt: „Als er (Maximilian) ein Bündniß mit den Venedigern aufgericht, soll er gesagt haben: Der König von Frankreich sey ein König der Esel, dann, was er seinen Unterthanen auflege, das müssen sie thun; der König in England ein König der Leut', dann was er ihnen auferlegte, das thäten sie gern, hätten ihren Herrn lieb; Er selber aber, der Kaiser, wäre ein König der Könige; wann er seinen Fürsten etwas befehle, so thäten sie es, wann es ihnen gefiele.“ Die Franzosen sind längst keine Esel mehr; unsere Fürsten sind immer noch Könige; und wir, — wir sind lange Zeit, wenigstens die Esel der Franzosen gewesen.

Die Theilung des großen Frankreich's durch den Vertrag von Verdün (843) war eine ganz willkürliche, prinziplose, welche keinem Theil eine feste Grenze gewährte, und was nach Sitte und Sprache zusammengehörte, auseinanderriß, und dadurch wurde der Keim zu Hader und Zwietracht zwischen den beiden Nachbarstaaten bis auf den heutigen Tag gelegt. Die Gebirge sind natürliche Grenzen und nicht die Flüsse; denn jene sind die Sprachgrenzen.

Der Vertrag von Verdün bestimmte aber den Rhein als die Grenze zwischen Ost- und Westfrankenland und schob zwischen beide auf dem linken Rheinufer einen schma-

len Landstrich ein, der von dem Mittelmeere der Rhone und Saone aufwärts lief und von der Maasquelle an weiter noch alle Länder zwischen der Maas, Schelde und dem Rheine bis zur Nordsee umfaßte und zu dem Kaiserreiche, zu Italien gehören sollte.

Dieser Landstrich enthielt in seiner südlichen Hälfte, Provence und Burgund, romanisirte Völker; in seiner nördlichen, Lothringen, Völker deutscher Zunge. Bei Italien, mit dem er in gar keiner natürlichen Verbindung stand; von dem er sogar durch mächtige Alpenzüge getrennt war, konnte er nicht lange bleiben: und dann war er ein Zankapfel zwischen den beiden Frankenreichen.

Nach der Theilung und nach dem Aussterben der Karolinger in Deutschland lag die eigentliche Reichsgewalt mehr in der Mitte des Landes, bei den Franken und Sachsen, deren wiedererstandene Volksherzoge sich unter einander verbunden hatten, das Auseinanderfallen des Reiches zu verhüten. Die westlichen und südlichen Völker, oder ihre Fürsten vielmehr, kümmerten sich nicht viel um dasselbe und mußten mit Gewalt wieder herzugebracht werden. Die Lothringer schwankten lange zwischen der Anerkennung der französischen oder deutschen Lehenshoheit. Alemannien und Baiern suchten selbstständige Reiche zu bilden, und letzteres hatte sich zu diesem Zwecke zweimal sogar mit gefährlichen, barbarischen, heidnischen Reichsfeinden verbunden, mit den Avaren und Ungarn, — die alte unselige Verblendung, durch einen übermächtigen Fremden sich Freiheit und Unabhängigkeit erwerben zu wollen!

Von Osten her droheten damals dem Reiche von Ungarn und Slaven neue Völkerwanderungen und Zertrümmerungen, wie etwas früher von Norden durch die Normannen. Dies gab Veranlassung, diese bedrohten Gränzen durch neue, vorgeschobene Gründungen, die s. g. Marken zu schützen. Es waren Länderstriche, welche man den eindringen wollenden Völkern entrissen hatte, nach und nach durch eingewanderte Kolonisten germanisirte und unter die Obhut eines Mark- oder Grenzgrafen stellte, der selbst wieder der Fahne des nächsten Volksherzogs folgen

mußte. Diese Marken waren allerdings Eroberungen, aber ihr Zweck selber keineswegs Eroberung, sondern einzig und allein Schutz der inneren Lande und Abwehr gegen den andringenden Feind. Sie umgaben das deutsche Land in einem großem Kranze vom adriatischen Meere an bis zum baltischen Meere und zur Nordsee. Nach Westen blieb das Land offen; von dorther drohete keine Gefahr, denn Frankreich, lange noch ohne Burgund, war ohne Bedeutung, hatte schwere Kämpfe mit England für die eigene Unabhängigkeit zu bestehen, und wandte dann seine Eroberungslust zunächst auf Italien. Der Markgrafentitel in Baden ist nur ein von der Mark Verona übertragener.

Unter den östlichen Markgrafschaften, deren es in Allem etwa neun gegeben hat, sind für die neuere Geschichte zwei von der größten Bedeutung geworden: die frühere avarische, spätere Ostmark, gegen die Avaren und Ungarn errichtet, die ursprünglich zum Herzogthum Baiern gehörte, und aus welcher das österreichische Kaiserthum erwachsen ist; und die Mark Nordsachsen, seit der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts Brandenburg, die zu Sachsen gerechnet wurde. Als die großen Volksherzogthümer im Kampfe mit der Kaisergewalt in eine Masse kleinerer Herrschaften weltlichen und geistlichen Standes zersplitterten, da gelang es jenen Markgrafen, ihre Macht zu vergrößern, und namentlich durch den Erwerb außerdeutscher Lande. Sie wuchsen dadurch zu europäischen Großmächten empor, aber ihr Interesse für das Reich erkaltete in dem Maße, wie ihr Sonderinteresse über die Grenzen desselben hinausgerückt wurde. Sie betrachteten das Reich und ihre Verbindung mit demselben, wie fast auch alle Kaiser von Rudolf von Habsburg an, nur noch als ein Mittel, ihre Hausmacht zu heben und bei Gelegenheit zu vergrößern. Sie betrachteten sich gegenseitig mit mißtrauischen, feindlichen Blicken und wurden von den kleineren Reichsfürsten ebenso angesehen. Dieser Zustand der Dinge lockte Frankreich zu längst beabsichtigten Eroberungen, und es fand nur allzuleichtes Spiel. Die Reichesgrenze lag offen, einladend vor ihm da; die

Reichsgewalt an den Ostgrenzen oder gar darüber hinausgerückt, in den auswärtigen Besitzungen von Oesterreich und Preußen.

Schon sehr frühe hatte Frankreich den Plan, den es heute theilweise ausgeführt, und dessen gänzliche Ausführung es sich immer noch vorbehalten hat: die Rheinesgrenze zu gewinnen. Nach dem Tode Kaiser Lothar's (855) theilten seine 3 Söhne dessen Reich und Lothar II. der Jüngere, erhielt die nördliche Hälfte jenes Striches zwischen den beiden Hauptreichen, die nach ihm grade Lothringen genannt wurde. Bei seinem Tode (869) bemächtigte sich sein Oheim, Karl der Kahle von Westfrankenland, des ganzen Landes und ließ sich in Metz zum Könige von Lothringen krönen. Aber Ludwig der Deutsche, der ältere Oheim, nöthigte ihn, ihm die Hälfte davon abzutreten. Das Land wurde hauptsächlich nach dem Laufe der Maas in zwei ziemlich gleiche Theile getheilt. Der westliche kam an Karl; der östliche mit den Städten Basel, Straßburg, Metz, Köln, Trier, Aachen, Utrecht kam an Deutschland (Vertrag zu Mersen 870). Als bald darauf Kaiser Ludwig II. (875) gleichfalls ohne männliche Erben starb, eignete sich Karl der Kahle die Kaiserkrone und dessen ganzes Land wiederum allein zu und ließ seinem Bruder, dem deutschen Ludwig sagen, er wolle ein so mächtiges Heer zusammenbringen, dessen Pferde den Rhein aussaufen sollten, daß er trockenen Fußes hinübergehen könnte, um sein Land zu einer Wüste zu machen. Aber damals war das Reich auf dieser Seite noch nicht so wehrlos, als zu Ludwig's XIV. Zeit. Ludwig der Deutsche rüstete ernstlich, und der großsprecherische Franzose unterhandelte. Das Reich blieb ungeschmälert. Später behaupteten die lothringischen Herzoge eine Zeit lang zu ihrem eigenen Vortheile, wie sie meinten, eine schwankende Stellung zwischen Frankreich und Deutschland. Namentlich neigten sie sich bei dem Aussterben der Karolinger in Deutschland entschieden auf die westfränkische Seite, wo noch ein Jahrhundert lang karolingische Könige regierten. Herzog Reginar von Lothringen hatte

alle deutsche Länder auf dem linken Rheinufer, auch das Elsaß, vereiniget und sich zum Scheine dem westfränkischen Reiche unterworfen, als dessen Markgraf er betrachtet wurde, in der That aber ganz unabhängig herrschte. Zwei Feldzüge Konrad's I. gegen ihn hatten keine weiteren Erfolge, als daß das Elsaß und das Stift Utrecht zum Reiche zurückgebracht wurden. Reginar's Söhn indeß, Herzog Giselbert, trat wieder zum deutschen Reiche zurück unter Heinrich I von Sachsen, und dieser gab ihm, um sich dessen um so gewisser zu versichern, seine Tochter Gerberga zur Gattin (926). Unter Otto II. machte Frankreich abermals einen Versuch, sich Lothringen's zu bemächtigen. Sein König Lothar fiel (978) unvermuthet in das Land ein, verjagte Otto II. aus Aachen und drehte Karl's des Großen Adler auf dem dortigen Reichspalast gen Frankreich. Aber Otto vergalt ihm mit gleicher Münze. Er fiel dem Könige eben so unversehens in sein Reich ein, kam bis Paris und verbrannte die Vorstädte. Im Frieden (980) that Lothar eidlich Verzicht auf Lothringen; der Adler wurde wieder gegen Deutschland gestellt. Von nun an blieb Lothringen bis in die neuere Zeit unangefochten bei Deutschland, und die Franzosen mußten ihr Gelüste nach der Rheinesgrenze auf lange hinaus vertagen, aber nur, um es später um so glücklicher und auf eine für Deutschland um so demüthigendere Weise zu befriedigen. Die traurigen, durch die Reformation veranlaßten Wirren boten die Hand dazu. Wie muß der Deutsche trauern, wenn er sieht, wie des Reiches Fürsten und Stände zu Verräthern an des Landes Ruhe und Ehre, an des Landes Wohlfahrt und Unverletzbarkeit geworden sind; und wie der schon so lange lauernde Gegner durch Praktiken erreichte, was er der deutschen Kraft nicht abzutrotzen vermocht hatte.

Das erste Bürgerblut hatte in sinnlosem christlichen (?) Glaubenskriege die deutsche Erde geröthet. Der spanische Karl V., dem Italien und daher ein gutes Vernehmen mit dem Papste mehr am Herzen lag, als Deutschland und dessen Bedürfnisse, hatte durch wälsche Hinterlist die

protestantischen Fürsten zu trennen verstanden, sogar einen gegen den andern bewaffnet, und mit päpstlichem Gelde die beiden Häupter, Sachsen und Hessen niedergeworfen. Mit Verletzung aller Reichsgesetze hatte der Kaiser fremde Söldnerschaaren, Spanier, in das Reich geführt, und auf spanische, gleichfalls in Deutschland unerhörte Weise, einen der ersten Reichsfürsten, den Kurfürsten von Sachsen, durch ein Kriegsgericht, dem ein Spanier, der Herzog Alba, vorsaß, zum Tode verurtheilen lassen. Des Landgrafen von Hessen Person hatte man sich auf eine Weise bemächtigt, die zwei deutsche Kurfürsten öffentlich ein „Bösewichtsstück" nannten. Der Kaiser ließ die beiden Fürsten ohne Urtheil und Recht gefangen halten. Karl V. gab der Kaisergewalt in der Religionssache eine nie bestandene Ausdehnung; wo früher der Reichstag vermittelt hatte, entschied er jetzt aus kaiserlicher Machtvollkommenheit. Der Reichstag wagte nicht mehr eine Klage wegen Verletzung der Wahlkapitulation zur Sprache zu bringen. Da schlug der neue Kurfürst Moritz von Sachsen los. Sein Manifest sagt unter Anderm: „Deutschland von unerträglicher, viehischer, erblicher Servitut zu befreien, und den Umsturz der Reichsverfassung und Vernichtung der deutschen Freiheit" zu rächen. Aber die deutsche Freiheit sollte mit fremdem Beistande erhalten werden, und deutsche Ländertheile waren der Lohn für diese Hülfe. Moritz, ein deutscher Kurfürst, der in dem Reiche kein Bündniß gegen den gefürchteten Kaiser zu Stande bringen kann, begeht Verrath an dem Reiche und schließt einen Bund mit Frankreich, der protestantische Fürst mit dem katholischen Heinrich II. von Frankreich (1551). Der französische Gesandte Fraxineus kam in das einsame Waldschloß Friedewald in Hessen, und hier traten einige deutsche Fürsten mit den Franzosen in ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung der deutschen Reichs- und Kirchenfreiheit. Zum Lohne für seine Hülfe verlangt Frankreich weiter nichts, als die zum Reiche gehörigen Städte, in denen nicht deutsch gesprochen wird, besetzen zu dürfen. Die Fürsten willigen ein, und ver-

sprechen noch überdies, bei der nächsten Kaiserwahl den französischen König selbst, oder einen ihm gefälligen Fürsten zu wählen. Während sie diese Uebereinkunft mit dem französischen Gesandten zu Friedewald schlossen, fuhr unter starkem Donner ein Blitzstrahl durch den Saal, den der Franzose im Sinne der Alten für eine gute Vorbedeutung erklärte. Freilich! Er hatte ja keinen der Verräther und besonders den falschen guten Freund nicht getroffen.

Der französische König Heinrich II., der Gatte der berüchtigten Katharina von Medici, unter welchem die Gerichtshöfe gegen die unglücklichen französischen Protestanten von dem Volke den Namen chambres ardentes (Feuerkammern) erhielten, der auf dem Greveplatz in Paris dem Schauspiele persönlich zusah, wie man Ketzer an eisernen Ketten über Feuern aufhing und abwechselnd aufzog und niederließ, um sie so gräßlich langsam zu tödten, dieser gut katholische, fromme König war in ein christliches Bündniß mit deutschen Protestanten getreten und erließ ein großes gedrucktes Manifest in deutscher Sprache, durch welches er den Deutschen unter andern bekannt macht: wie viele schwere Klagen deutscher Fürsten gegen den Kaiser an ihn gelangt seien, und wie er, da seine Vorfahren auch Deutsche*) gewesen und in althergebrachter Freundschaft mit Deutschland gestanden (deßwegen sucht Frankreich bis auf den heutigen Tag das linke Rheinufer zu erwerben, aus althergebrachter Freundschaft!), auch die deutsche Freiheit (d. h. die deutsche Zersplitterung) nicht ohne Schaden Frankreich's unterdrückt werden könne

---

*) Ein Zugeständniß, welches in der Geschichte ziemlich allein steht. Denn die Franzosen haben es in der Regel für unrühmlich gehalten, von den Deutschen abzustammen, und sich daher vielfältig bemüht, den Ursprung der Franken von den Celten, oder ausgewanderten Galliern, oder aus dem scythischen Asien (Russen, Türken, Mongolen??), oder von den Macedoniern, oder von den Trojanern herzuleiten!!

(auch Napoleon hat diese deutsche Freiheit aufrecht erhalten), weil die deutsche Nation eine feste Vorburg der ganzen Christenheit wäre, — wie er deßwegen in ein christliches Verständniß mit deutschen Fürsten getreten sei. Dabei versichert der König, daß er den Krieg durchaus nicht aus Eigennutz, sondern allein, um sich einen unsterblichen Namen zu erwerben, beginne. Auf dem Titelblatt des Manifestes steht das Sinnbild der Freiheit, ein Hut, zwischen zwei Dolchen, und auf einem fliegenden Bande das Wort „Libertas" (Freiheit). — Also Heinrich II. von Frankreich ein Brutus, ein Tell, ein Jakobiner für Deutschland! Gott und die Erfahrungen der Geschichte bewahren uns für die Folge vor solchen Freunden, vor solchen Freiheitshelden!

Die Franzosen besetzten die Reichsstädte Toul und Verdun und nahmen Metz durch des Bischofs Verrath. Im Elsaß breiteten sie sich aus; ihr König nahm den Titel eines „Protektors des Reichs" an; Straßburg verschloß ihm indeß seine Thore. Die Herzogin Christina von Lothringen, eine Nichte des Kaisers, wurde der Vormundschaft enthoben und der junge Herzog Karl nach Paris geschickt. Da erfuhr der König, daß Friedensverhandlungen zu Passau eingeleitet seien; er schickte alsbald den vom Blitz verschonten Bischof Fraxineus hin, den Frieden zu hintertreiben; seine Truppen zogen zurück, hinterließen aber starke Besatzungen in jenen drei Reichsstädten. — Im Vertrage zu Passau (1552) geschah der Franzosen gar keine Erwähnung. Diese Sache wurde als eine Privatsache zwischen dem König und dem Kaiser betrachtet. Letzterer beklagt sich nicht einmal, daß die Fürsten eine fremde Macht in das Reich geführt; er hat sie ja früher selber mittelst fremder Truppen bekämpft! Mit Italienern, Spaniern und Niederländern (kein Reichsfürst kümmert sich darum) zieht er jetzt auch gegen die Franzosen, ihnen die geraubten Reichsstädte zu entreißen. Er belagert vergeblich Metz. Nach vierjähriger Fehde (1556) wird ein Stillstand auf 5 Jahre geschlossen, während dessen Alles

bleiben sollte, wie es war. Die Grenzstädte blieben in französischer Gewalt. Der kleine Finger war gegeben; ein größerer Theil der Hand folgte bald nach! Als Karl V. bei den Fürsten für seinen Sohn Philipp um die römische Königskrone warb, machte er den Fürsten bemerklich, daß keiner von ihnen stark genug sei, Frieden und Ruhe zu erhalten, und daß er daher besorge: „das Reich möchte nach seinem Abgange jämmerlich zerrissen werden und ein jeder ein Trümmer davon zu erlangen suchen, wozu die französischen treulosen Conspiranten treulich helfen würden.“

Unter seinem Nachfolger petitionirte der Reichstag bei dem Könige von Frankreich um die Zurückgabe der drei Städte. Der König gab zur Antwort, er werde die Sache in Ueberlegung ziehen; und dabei blieb es; die Ansprüche des Reiches schliefen ein.

Merkwürdig in Betreff Deutschland's und dessen, was von Seiten Frankreich's im 19. Jahrhundert an ihm verübt worden, ist Heinrich's IV. von Frankreich Plan zu einer christlich-europäischen Republik und die mit ihm projektirte Zerstückelung des Reichs. Das österreichische Kaiserhaus sollte gestürzt, und auf Spanien und Italien beschränkt werden. Die österreichischen Vorlande sollten an die Nachbarn kommen; die Herzogthümer Oesterreich, Kärnthen u. s. w. nebst den künftigen Eroberungen bis Kroatien an Ungarn fallen, um dieses Wahlreich gegen die Türken stark genug zu machen, bis man sie und die Russen aus Europa jagen könnte. Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz sollten eines der fünf europäischen Wahlreiche werden. Zu den vier europäischen Republiken gehörten Venedig, Italien, die Schweiz, mit Tyrol und Elsaß vergrößert, und Belgien oder die Provinzenrepublik; doch sollten von den ehemaligen 17 Provinzen Stücke an Frankreich und England abgetreten werden. Vom deutschen Reiche blieb also nur die Mitte übrig von Baiern bis zur Ostsee. Hier sollte Herzog Maximilian von Baiern Kaiser werden und zugleich Oberhaupt der großen europäischen Republik (un-

ter Frankreich's Protektion, versteht sich, wie später der Fürst Primas des Rheinbundes). Die Kurfürsten blieben, durften aber nicht zweimal nacheinander aus Einem Hause wählen. Mit der protestantischen Union hatte Heinrich IV. eine Allianz geschlossen, freilich nur in Betreff einer besonderen Sache, des jülichschen Streites, welche Lande der Kaiser gegen Brandenburg und Neuburg hatte sequestriren lassen. In dem Augenblicke, als Heinrich mit einem Heere nach Deutschland aufbrechen wollte, den Anfang zu der Ausführung seines Planes zu machen, wurde er ermordet (1610).

Der dreißigjährige Krieg war ausgebrochen und hatte eilf Jahre schon Deutschland von einem Ende zum andern verheerend durchzogen. Die protestantische Union hatte sich schmachvoll unschlüssig aufgelöst; Kaiser Ferdinand II. des Reiches Gesetze ärger mit Füßen getreten, als Karl V. Er hatte ein bisher unerhörtes Raubsystem förmlich bestätigt, die Heere sich auch in Freundesland selbst erhalten zu lassen; auf ungesetzliche Art war Kurfürst Friedrich von der Pfalz in die Acht erklärt; ein Theil seiner Besitzungen, die Oberpfalz, an Baiern für dessen Kriegskosten verkauft worden; gleichfalls gegen Gesetz und Recht waren die Herzoge von Mecklenburg, ohne Zuziehung der Kurfürsten, ohne irgend eine gesetzliche Untersuchung geächtet und entsetzt und ihre Länder an den Friedländer verpfändet für seine aufgewendeten Kriegskosten (?). Bald darauf wurden sie ihm förmlich verliehen. Der Kaiser, von Jesuiten geleitet, dachte an die Ausrottung der Reformation in ganz Deutschland; das Restitutionsedikt (1629) war der Anfang davon; die absolute Kaiser- und Papstgewalt sollten das Ende sein.

Da beschloß Frankreich, welches unterdeß mit seinen Protestanten fertig geworden war, abermals für die „deutsche Freiheit" in die Schranken zu treten. Es setzte sich mit Baiern in Verbindung und unterhandelte ein Bündniß gegen den Kaiser mit Schweden. Nicht die Religion, sondern die Freiheit des deut-

schen Reichs sollte der Zweck sein. Den Schweden hatte es in's Reich ziehen helfen, und in demselben Augenblicke, als er den deutschen Boden betrat, half es auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1630), den Kaiser durch Baiern seines rechten Armes, Wallenstein's, berauben. Nun schloß Frankreich ein offenes Bündniß mit Schweden, in Deutschland alles wieder in den Stand zu setzen, wie es vor dem Kriege gewesen. Es hat übrigens an dem ganzen Kriege mehr durch Versprechungen und Ränke Theil genommen, als durch Tapferkeit und offenes Handeln; bei den Friedensverhandlungen aber nichtsdestoweniger ein großes Wort geführt. Und dieser westphälische Friede! Wie tief gesunken war das sonst so gefürchtete, gebietende Reich! Wie theilten sich die Kriegesknechte in die gekreuzigte Herrlichkeit! Und dennoch war er ein Vorspiel nur, zu noch größerer Schmach. — Oesterreich, Frankreich und Schweden kamen zuerst über die Präliminarien überein; das Reich, welches wie die Mächte behaupteten, hergestellt werden sollte, war Anfangs gar nicht vertreten. Mit dem wollte der Kaiser auf einem eigenen Tage allein fertig werden, wenn er sich mit den Auswärtigen verständigt. Erst als Schweden und Frankreich übereinstimmend erklärten, nicht eher die Verhandlungen beginnen zu wollen, bis sämmtliche Reichsstände zugegen wären, stellte es der Kaiser jedem Reichsfürsten frei, den Kongreß zu besuchen. Die Franzosen hatten sie schon früher aufgefordert, zu erscheinen, wieder mit dem Bemerken, „daß die deutsche Freiheit auf dem Spiel stehe;" und der Kaiser hatte dagegen erinnert, daß fremder Schutz zur Sklaverei führe.

Das Reich war beiden, dem Kaiser, wie den Franzosen, nur ein Mittel zum Zweck, und die deutsche Freiheit der Speck in der Mausfalle. Wirklich kamen die deutschen Stände unter die Vormundschaft der beiden fremden Mächte, und für die Mühe, die man sich ihrer Freiheit wegen gemacht hatte, nahm man ihnen, so viel man bekommen konnte. Frankreich verlangte außer den

angebotenen lothringischen Bisthümern, die es indeß als von jeher zu seiner Krone gehörig betrachtete; das ganze obere linke Rheinufer und das Besatzungsrecht in Philippsburg (rechtes Ufer); Schweden außer Pommern, Bremen, Verden, auch ganz Schlesien, doch als Lehen des Reichs. Den Franzosen mußte wirklich alles zugestanden werden; sie erhielten sogar noch Breisach neben Philippsburg, und somit die Schlüssel zu Deutschland. Frankreich erhielt über diese abgetretenen Ländertheile zugleich die Hoheit, d. h. sie wurden vom Reiche gelöst. Doch sollten die elsässischen Reichsstädte und alle übrigen unmittelbaren Stände ihre bisherige Reichsfreiheit und Unmittelbarkeit behalten und Frankreich bloß die dem Hause Oesterreich zuständig gewesenen Rechte. — Schweden erhielt ganz Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern, die Insel Rügen, die mecklenburgische Stadt Wismar, die Stifte Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, — alles als Reichslehen mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Bestechungen kleinerer und größerer Reichsstände hatten ihre Wirkung nicht verfehlt.

Um dieselbe Zeit erkannte Spanien die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande an. Als es auf dem Kongresse diese Abtretung erklärte, fiel weder dem Kaiser noch dem Reiche eine Bemerkung darüber ein. Sie hatten doch früher zum burgundischen Kreise gehört; aber man erkannte ihre Trennung vom Reiche ohne Weiteres an. Frankreich bestand ferner darauf, daß der burgundische Kreis, der zur spanischen Linie gehörte (und mit Spanien dauerte sein Krieg noch fort), so wie Lothringen, auf das es Ansprüche machte, vom Frieden ausgeschlossen bleiben mußten. Die Reichsstände willigten ein. Eben so gleichgültig oder leichtsinnig erkannte man die Unabhängigkeit der schweizer Kantone an.

Das waren die Opfer, durch welche der Sieg der Gewissensfreiheit in Deutschland erkauft war. Es war eigentlich jetzt schon der Untergang des Reiches da; es war in seiner Auflösung begriffen, die der Fremde nach Kräf-

ten beschleunigte. Die Spaltung, die vor dem Kriege schon da gewesen, ist nicht vermittelt worden; sie wurde festgestellt. Der Kaiser, der die Vermittelung hätte übernehmen sollen, war selbst Partei geworden; alle, große und kleine Stände waren feil. Es war ein Krieg Aller gegen Alle.

Von nun an mischten sich die Franzosen unter dem Vorwande, den westphälischen Frieden aufrecht zu erhalten, in alle wichtigen Reichsgeschäfte ein, namentlich in die Kaiserwahlen. Nach dem Tode Ferdinand's III. (1657) reisten ihre Gesandten bei allen Wahlfürsten herum und trieben ihre Bestechungen so öffentlich, daß man nicht weiß, wer größere Unverschämtheit bewiesen, die Bestechenden oder die Bestochenen. Es galt, den Sohn des verstorbenen Kaisers, den König von Ungarn, Leopold von der Wahl zu verdrängen. Baiern wurde von ihnen gewonnen, und der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz versprach für 90,000 Thlr. Alles zu thun, was Frankreich verlange. Frankreich verlangte aber Anfangs geradezu, daß Ludwig XIV. zum Kaiser gewählt werde; und als Leopold dennoch gewählt wurde, suchte es den neuen Kaiser durch die Wahlkapitulation zu seinen Gunsten so sehr als möglich einzuschränken. Das gelang vollkommen. Er mußte versprechen, kein anderes Bündniß zu schließen, als nach dem Inhalte des westphälischens Friedens und namentlich den Feinden Frankreich's keinen Vorschub zu thun, noch sich in den fortdauernden französisch-spanischen Krieg in den Niederlanden und in Italien zu mischen, obgleich von Seiten Oesterreichs mit Recht eingewendet wurde: man könne doch nicht ruhig zusehen, daß Frankreich so bedeutende Reichslande, wie den burgundischen Kreis und das Herzogthum Mailand, verschlinge; der Fall der Niederlande würde den Verlust des ganzen linken Rheinufers nach sich ziehen. Der Kaiser mußte froh sein, daß die Bedingung, welche die Franzosen noch ausdrücklich beigefügt haben wollten, daß er bei der ersten Uebertretung die Krone verlieren sollte, aus der

Kapitulation wegblieb. So wurde das Reich bevormundet, ärger als früher durch den heiligen Vater.

Merkwürdig als Parallele oder Vorbild eigentlich für den Rheinbund Napoleon's ist die rheinische Allianz jener Zeit.

Wieder unter dem Vorwande, den westphälischen Frieden aufrecht zu erhalten und nebenbei auch die Wahlkapitulation (d. h. die Truppensendungen nach den spanischen Niederlanden zu verhindern), traten die drei geistlichen Kurfürsten zusammen, der Bischof von Münster, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf von Hessen-Kassel, Pfalz-Neuburg wegen Jülich, Schweden wegen Bremen, Verden, Wismar. Der Bund erklärte, daß man ohne Unterschied der Religion zusammen getreten sei, die deutsche Freiheit zu defendiren; er stellte eine bestimmte Zahl geworbener Truppen auf (2,200 zu Pferd, 4,900 Mann zu Fuß). Frankreich trat augenblicklich bei (1658) und versprach im Fall eines Angriffs 1600 Mann zu Fuß und 800 Reiter; dagegen versprechen die Verbündeten ihm gleichfalls Hülfe für seine im westphälischen Frieden erworbenen deutschen Lande. Es war ein Bündniß gegen den Kaiser und gegen das Reich. Der Papst protestirte dagegen, weil katholische geistliche Fürsten die Partei der Protestanten dadurch verstärkten; die Spanier erinnerten die Deutschen, daß ihre gerühmte deutsche Freiheit von Frankreich nur Umsturz zu erwarten hätte; der große Kurfürst von Brandenburg, den man zum Beitritt aufgefordert hatte, erklärte, daß die Allianz solche Dinge in sich begreife, welche mit der Reichsverfassung und noch vielmehr mit dem Kurverein gar nicht überein kämen.

In dem Pyrenäenfrieden (1659) zwischen Frankreich und Spanien trat letzteres von seinen Niederlanden mehrere feste Plätze in Artois, Flandern u. s. w. mit aller Hoheit an Frankreich ab. Das Reich, das bisher

die Oberhoheit über sie gehabt, wurde nicht gefragt und fragte nicht darnach.

Proben waren nun schon genug gemacht, daß das Reich sich nicht mehr regte bei kleineren Verletzungen, und Frankreich griff weiter zu.

Die rheinische Allianz hatte Aufrechthaltung des westphälischen Friedens proklamirt, und trotzdem versuchte Frankreich in den elsässischen Reichsstädten Parlamente nach französischem Muster und unter seinem Präsidium einzuführen. Ihre Klagen bei dem Reichstag blieben ziemlich ohne Erfolg. Der Marquis de Ruze schalt die Stadträthe von Ehenheim, die auf das Reichsconclusum warten wollten, bougres, drohte ihnen mit Hängen und faßte einige am Halse. (1664). Ludwig XIV. versicherte die deutschen Fürsten indeß fortwährend, daß er ihr aufrichtigster Freund sei.

Nun zog er gegen die spanischen Niederlande, nahm 9 starke Festungen weg und besetzte Burgund (1667). Dieses rief den Reichstag um Hülfe an. Man erinnerte nachdrücklich, „wie nöthig es sei, die Augen aufzuthun, wenn Frankreich ein Stück um das andere vom Reiche abreiße, ehe manchem der angenehme Liliengeruch unter dem französischen Joche zu stark würde." Aber die benachbarten Fürsten meinten, man dürfe es doch in keinem Falle mit dem Könige verderben. Die Seemächte England, Holland, Schweden, schlossen gegen diese Gewaltschritte Frankreich's die Tripelallianz und Ludwig gab im Aachner Frieden (1668) Burgund heraus; die niederländischen Grenzfestungen aber behielt er.

Ludwig schritt nun zur Ausführung des Planes, die spanischen und die vereinigten Niederlande zugleich zu unterwerfen. Hierzu aber mußten die deutschen Fürsten wieder gegen den Kaiser gewonnen werden, und er ließ sie durch drei Deutsche bearbeiten, durch die drei Brüder von Fürstenberg (der eine war Bischof von Straßburg, ein zweiter Rath des Kurfürsten von Baiern), und es gelang vortrefflich. Wir sehen hier das Vorspiel zur Napoleon'schen Zeit. Mit dem Kurfürsten

von Köln schloß Frankreich zuerst einen Vertrag, worin es ihm Hülfe gegen jeden Ueberfall verspricht. Die Bischöfe von Münster und Osnabrück folgen; auch mit dem Kurfürsten von der Pfalz stellte man sich freundlich. Nun wird ohne Weiters der erst kurz zuvor wieder hergestellte Herzog von Lothringen überfallen; die Franzosen überschwemmen sein Land und erklären, „daß der allerchristlichste König es in seinen Schutz nehme!" Dem Reichstag erklärte man, es sei geschehen, den Herzog von neuem Kriege gegen Frankreich abzuhalten (allerdings hatte er ein Bündniß gegen Frankreich zu Stande zu bringen versucht); man hoffe, er werde diesen Schritt billigen; ohnedieß sei Lothringen Eigenthum der französischen Krone. Wir wissen, daß es eine alte Liebe Frankreich's war. Eine lateinische Schrift rief dem Reichstage zu: „Erwacht, ihr deutschen Fürsten; schon habt ihr den Franzosen in der Nähe; nachdem er das zwischenliegende Lothringen weggenommen, steht ihm der Weg bis zum Rhein offen. — — Erwählt, ob ihr lieber Adler unter dem Adler oder unter dem Hahne (gallus) Hühner sein wollt!" Der Reichstag rührte sich nicht. Ja der Kaiser sogar, Leopold I., dessen erster Minister, der Fürst von Lobkowitz, von Frankreich bestochen war, schloß einen geheimen Freundschaftsvertrag mit Frankreich und versprach, sich in keinen Krieg außerhalb der Reichskreise einzumischen. Ludwig XIV. versicherte immer noch, den westphälischen Frieden aufrecht erhalten zu wollen. Dennoch wird nun ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Kur-Köln gegen die Niederländer abgeschlossen; der Kurfürst verspricht Truppen gegen sie in's Feld zu stellen (1672), und verkauft für 400,000 Livres Stadt und Festung Nuys an Frankreich. Den katholischen Fürsten wurde weis gemacht, es gelte die Ausbreitung ihrer Religion. Münster, Hannover, Mecklenburg schlossen sich diesem Bündniß an und versprachen Truppen. Mainz und Trier standen erschrocken in der Mitte; Pfalz blieb freundlich. Kur-Sachsen wollte neutral bleiben aus Rücksicht gegen

den Kaiser; Baiern, weil es von Frankreich bezahlt war; Würtemberg aus Furcht, Mömpelgardt zu verlieren. Auch der schwedische Reichsrath wurde erkauft, schloß ein Bündniß auf zehn Jahre und versprach, Kaiser und Reich und Spanien durch Güte oder Gewalt von der Unterstützung der Niederländer abzuhalten; ebenso die Schweizer; sie versprachen, Frankreich's Feinden den Durchzug nach Burgund zu verlegen. Der große Kurfürst von Brandenburg allein hatte sich nicht erkaufen lassen.

Aller dieser Vorkehrungen von Seiten der Franzosen ungeachtet, die Niederländer beistandlos in ihre Hände zu liefern, entspann sich aus der Sache ein Reichskrieg. Denn die Franzosen hatten den Reichsboden vielfältig verletzt. Aber die Reichsarmee kam, wie immer, langsam zu Stande, und das fast schutzlose Reich erlitt die fürchterlichste Verwüstung. Die Pfalz, die ganze Gegend von Philippsburg und das Breisgau wurden zur Wüste. An der Saar sah man auf 14 Meilen weit nur Brandstätten und verödete Felder. Man fand in aufgefangenen Briefen, daß die Franzosen alles Land an der Mosel und am linken Rheinufer wüst legen wollten, um den gegen sie Verbündeten die Mittel des Unterhalts zu nehmen. Und die kaiserlichen Feldherrn in den Niederlanden, wo der Hauptkrieg geführt wurde, waren Franzosen von Geburt, waren mit ihren Landsleuten in geheimem Verständniß, vermieden jede Gelegenheit, ihnen wehe zu thun und freuten sich, wenn es den Protestanten, den ketzerischen Hunden, schlecht ging. Wo war der alte Kriegsruhm der deutschen Nation hingekommen?

In dem Frieden zu Nymwegen (1679), den der Kaiser für sich und das Reich abschloß, ohne dieses jedoch um seine Zustimmung gefragt zu haben, wurde das Reich abermals beraubt. Spanien hatte eine Reihe von festen Plätzen, vom Meere bis zu den Ardennen beinahe, und die Franche-Comté an Frankreich abgetreten; das Reich war der eigentliche Oberherr.

Philippsburg gibt Frankreich als Reichsfestung zurück; dafür aber tritt ihm Oesterreich Freiburg ab und freien Durchzug von Breisach dahin. Lothringen soll seinen Herzog zurückerhalten, aber nur, wenn er Nancy und Longwy an Frankreich abtritt, und dessen Truppen das Durchzugsrecht auf vier, eine halbe lothringische Meile breiten Heerstraßen gestattet. Der Herzog verweigert dies, und das Land bleibt vorerst von Frankreich besetzt.

„Mit Holland,“ sprachen die Franzosen, „haben wir einen schlauen, mit Spanien einen schlauen und vortheilhaften, mit dem Kaiser einen schlauen, vortheilhaften und höchst rühmlichen Frieden geschlossen.“

Aber auch im Frieden suchte Ludwig XIV. den Raub am Reiche fortzusetzen durch die Erfindung der Reunionskammern. Er stellte die Behauptung auf: „Ihm gebühre die volle Souverainetät über die im westphälischen Frieden erworbenen Reichslande, und diese gehe so weit, daß er auch alle und jede Pertinenzen, die irgend einmal mit diesen Städten und Territorien in Verbindung gestanden, zurückzufordern berechtigt sei.“ Er zwang nun die zehn elsässischen Reichsstädte und die Reichsritterschaft im Elsaß zur Huldigung und verbot alle Verbindungen mit dem Kammergericht. Weiter forderte er, daß auch alle, außerhalb der Gebiete der drei lothringischen Bisthümer befindlichen Vasallen ihm huldigten. Um zu untersuchen, wer dies alles zu thun habe, errichtete er drei Gerichtshöfe, zu Metz, Besançon und Breisach, die „Reunionskammern“ genannt. Unter seine Oberhoheit forderte er auf diese Weise zurück nicht allein Städte, sondern auch ganze Grafschaften und Fürstenthümer: Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgardt, Lauterburg, Germersheim u. A. Die Besitzer dieser Länder wurden zur Huldigung vorgeladen, und da sie natürlich nicht erschienen, ihre Güter als verwirkte Lehen besetzt. Den Klagen dagegen hielt man höhnend vor, der König verfahre ja ganz nach Recht. Jeder könne sich an die Kammern in Metz

und Breisach wenden. Ein anderes Gericht werde der König aber nicht anerkennen; übrigens verlange er nichts, als was der westphälische Friede ihm bestimmt habe. Der Reichsrath beschloß (1680): Man dürfe den allerchristlichsten König doch nicht reizen, sondern ihm in einem Schreiben die Eingriffe vorstellen, die sich seine Beamten erlaubten. Das that man auch in einer lateinischen Schrift. Französische Schriftsteller bemerkten dagegen spottend, die Deutschen sollten froh sein, daß es ihrem Könige vorerst noch nicht eingefallen sei, sich auf diese Weise ganz Deutschland's ohne Schwertstreich zu bemächtigen. — Straßburg wurde überfallen (1681) und genommen; man hatte den Bürgern gedroht, sie wie Rebellen zu behandeln, wenn sie Widerstand leisteten. Die in Frankfurt wegen dieses Gegenstandes zusammengetretene Reichsdeputation stritt unterdessen, ob die deutschen Gesandten im Zirkel, Oval oder Quadrat sitzen sollten. Indessen war Ungarn wegen unmenschlicher Behandlung gegen Oesterreich aufgestanden und hatte sich den Türken in die Arme geworfen; auch Ludwig XIV. trat mit den Türken in Verbindung und brachte sie dazu, loszuschlagen.

Die Türken belagern Wien (1683); Ludwig XIV. rückt in die spanischen Niederlande ein. Der aus Wien geflüchtete Kaiser bittet ihn um Stillstand für das Reich; die Franzosen wollen ihn bewilligen, wenn ihnen die bereits reunirten Stücke nebst Straßburg gelassen würden. Auch als die Türken geschlagen waren, wurde mit Frankreich ein 20jähriger Waffenstillstand auf diese Bedingungen hin geschlossen, mit der Beschränkung, daß es keine weiteren Reunionen mehr mache. Der Kaiser hatte sich diese Ruhe mit beträchtlichen Theilen des Reiches erkauft, damit er die Ungarn desto ungehindeter seinem Hause wieder unterwerfen konnte (1684).

Aber Ludwig fuhr gegen den Vertrag mit Reunionen fort, zog die Güter des deutschen Ordens, des Straßburger Domkapitels, der Universität Freiburg ein; er baute bei Hünningen eine Brücke, wozu Baden seinen Theil an einer Rheininsel abtreten mußte.

Nun starb der Kurfürst Karl von der Pfalz (1685), der letzte von der simmernschen Linie; seine Schwester war mit dem Herzog Philipp von Orleans vermählt. Ein erwünschter Grund für Ludwig, Erbschaftserwerbungen zu versuchen. Er machte sogleich im Namen seiner Schwägerin Ansprüche auf die, ihr gebührenden Mobiliarverlassenschaft. Die Originalurkunden aller Hausverträge und Lehenbriefe verlangte man nach Paris geschickt, damit man aus denselben ersehe, wie das Haus Pfalz jedes Stück erworben habe, und was dem neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Neuburger Linie als Mannlehen übrig bleibe, nach Abzug der an die Schwester fallenden Allodien. Einstweilen sollte die Herzogin von Orleans alle hinterlassenen Länder ihres Bruders besitzen und genießen. Kaiser Leopold I., Schwiegersohn des neuen Kurfürsten, wollte die Sache dem Herkommen gemäß entscheiden; Ludwig XIV. berief sich aber auf den Papst.

Bald fand Ludwig noch eine andere günstige Gelegenheit, die schmachvollen Verhältnisse Deutschland's zu weiteren Vortheilen zu benutzen.

Wilhelm von Fürstenberg, der nach dem Tode seines Bruders Bischof von Straßburg geworden, auch zum Cardinal erhoben worden war, und immer in französischem Solde gestanden hatte, war von dem altersschwachen Kurfürsten von Köln zu seinem Koadjutor ernannt worden. Bald darauf starb der Kurfürst, und Wilhelm betrieb die Wahl. Da ließ der Kaiser dem Domkapitel eine Note übergeben, des Inhalts: „der Kardinal von Fürstenberg sei von Nation zwar ein Deutscher, allein notorisch der Krone Frankreich knechtischer und sklavischer Anhänger, auch derselben Minister und in deren Reiche eingebürgert; er sei in verschiedenen Geschäften derselben feindlich gegen das Reich aufgetreten, habe dem allerchristlichsten König den Vasalleneid geleistet, diesen Erzsprengel zum Kriegsschauplatz gemacht, die Stadt Straßburg vom Reiche abgerissen, die Citadelle von Lüttich

einem auswärtigen Potentaten in die Hände geliefert, die festen Plätze mit Garnison besetzt, Bonn mit fremdem Gelde befestigt. Einen solchen Mann könne man unmöglich in's Wahlkollegium lassen." Auch der Papst war gegen ihn. Bei der Wahl wurde Wilhelm mit 13 Stimmen postulirt, der 17jährige Joseph Clemens von Baiern dagegen mit 9 Stimmen gewählt. Der Papst bestätigte diese Wahl des Letzteren (1688). Nun legte Ludwig XIV. als Beschützer des Kardinals Besatzungen in die Städte des Kurfürstenthums; und ehe sein Kriegsmanifest nach Regensburg kam, rückten die Franzosen in die Rheinpfalz ein. Speier, Worms, Mainz und Heilbronn fielen in ihre Hände; in Schwaben und Franken brandschatzten sie und legten Städte und Dörfer in Asche; Trier und der größte Theil des Kurstifts wurde besetzt. Mitten im Winter (im Januar 1689) vollzog Melac Ludwig's Befehl: „de brûler le Palatinat." So verflossen 5 Monate, bis man endlich auf dem Reichstage zu Regensburg die Franzosen für einen Reichsfeind und ihnen den Reichskrieg erklärte. Es gibt in der Geschichte wohl wenig Beispiele von der fast gänzlichen Wehrlosigkeit eines mächtigen Volkes. Ein volles halbes Jahr beinahe läßt man seine schönsten Provinzen ausrauben, ausmorden und brennen, bis sich dessen Fürsten besinnen, daß die Sache doch eigentlich sie angehe! Der einzige Kurfürst von Sachsen hatte diese Erklärung nicht abgewartet, und den französischen Mordbrennern den Eintritt in seine Lande mit gewaffneter Hand gewehrt. Die nun erst beginnenden Rüstungen des Reichs hielten zwar die Franzosen auf, aber sie vollendeten auch das Unglück der von ihnen besetzten Strecken. Denn die Franzosen fingen nun erst an, diese Striche, die sie voraussichtlich doch nicht halten konnten, zur völligen Wüste zu machen. Von Mannheim bis zur elsässischen Grenze sanken alle Ortschaften in Asche. Die Einwohner wurden alle abscheulich mißhandelt; nicht einmal die Flucht gestattete man ihnen, wenn sie nicht auf französischen Boden auswandern wollten. Das herrliche Schloß in Heidel-

berg wurde theilweise in die Luft gesprengt, die Kaisergräber in Speier zerstört; auch die Kammergerichtsakten und die Kassen wurden weggeführt. Der Kaiser hatte in seinem Manifeste den Franzosen einen Feind der ganzen Christenheit, einen wahren Türken geheißen; er beeilte sich, diesem Namen keine Schande zu machen. Der Reichskrieg wurde ohne allen Ruhm geführt und beschränkte sich fast lediglich auf die Bewachung des Rheins, auf dessen rechter Seite sich indeß die Franzosen schon deßwegen nicht halten konnten, weil sie ausgebrannt war.

Als in Ryswick (1697) endlich Friede unterhandelt wurde, schloß Frankreich zuerst mit den anderen Mächten ab, und Kaiser und Reich blieben zuletzt allein übrig. Sie verlangten zwar Herstellung auf den westphälischen Frieden und Zurückgabe aller Reunionen und Straßburg's. Aber Frankreich gab nur die außerhalb Elsaß gemachten zurück und behielt Straßburg, und alle Hoheitsrechte des Reichs in beiden waren geopfert. Dann verrieth es die Protestanten, die ihm so oft schon treulich Beistand geleistet hatten, das Reich zu berauben. Es setzte nämlich die Klausel durch, daß in allen dem Reiche zurückgegebenen Orten die katholische Religion in ihrem jetzigen Zustande bleiben müsse. Die Franzosen hatten aber schon während des 20jährigen Stillstandes an vielen Orten vertragswidrig katholischen Gottesdienst wieder eingeführt. Anfangs hatten sie erklärt, es sei nur von wenigen, auf Kosten ihres Königs erbauten und dotirten Kirchen, 29 an der Zahl, die Rede. Auf einem späteren Reichstage (1699) aber wurden 1922 Orte aufgezählt, in denen durch diese Klausel der Religionszustand verändert worden. Denn wo im Laufe des ganzen Krieges irgend ein katholischer Feldprediger in einer protestantischen Kirche Messe gelesen, da sollte der katholische Gottesdienst bleiben.

In dem spanischen Erbfolgekrieg, den es gar nichts anging, wird das arme Reich wieder durch Ludwig's Listen und durch den Verrath zweier Reichesfürsten verwickelt. Der Kurfürst von Baiern, Max

Emanuel, und sein Bruder Joseph Clemens von Köln, dem der Kaiser gegen Wilhelm von Fürstenberg zu dieser Würde verholfen, schließen einen Bund mit Ludwig XIV.; versprechen: französische Truppen in ihr Land aufzunehmen und mit Frankreich und Spanien gemeinschaftlich zu handeln. Max Emanuel macht sich noch anheischig, zur Aufrechthaltung „der deutschen Freiheit" eine Association der Kreise zu bewirken. Auch Braunschweig-Wolfenbüttel wird für Frankreich gewonnen und nimmt Subsidiengelder. Der Kaiser fordert den Reichstag auf, am Kriege Theil zu nehmen, da es den italienischen Reichslehen und dem burgundischen Kreise gelte; — der Reichstag beschließt nichts.

Gleich im Anfang des Kriegs (1701) besetzten die Franzosen die Städte des Kurfürsten von Köln. Aber erst als Baiern die Reichsstadt Ulm überfiel und Anstalten machte, auch andere Städte in Oberschwaben zu besetzen, beschloß man den Reichskrieg. Baiern und Köln indeß protestirten dagegen, behauptend, ein Angriffskrieg könne nur mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen werden. Es war aber gar kein Angriffskrieg, den das Reich beschloß; sondern Frankreich hatte durch die Besetzung des Kurfürstenthums Köln angegriffen. Das Manifest wirft den Franzosen unter Anderm vor: „mit Beschimpfung und Unterdrückung der deutschen Nation die längst gesuchte Universalmonarchie durchsetzen zu wollen."

Die Franzosen vereinigten sich nun vom Schwarzwald her mit den Baiern, und das unglückliche Deutschland ward für ein, ihm völlig fremdes Interesse das Schlachtfeld fremder Feldherrn, Eugen's, Marlborough's u. s. w. Dafür blieb ihm und seinem Kaiser wiederum überlassen, als sich alle andere Mächte schon im Utrechter Frieden (1713) vertragen hatten, den Krieg allein mit Frankreich auszufechten. Während Eugen und Marlborough ihre unsterblichen Siege mit deutschen Truppen erfochten, hatte das Reich keine, oder nur eine erbärmliche Armee auf den Beinen; denn die Reiches-

fürsten schicken ihre Leute lieber in den Sold fremder Fürsten, als zu den Reichskontingenten. O, für Deutschland gilt mehr, als für alle andere Staaten:

War's fremde Macht, die dich bezwungen,
Die Stärke deinem Volk geraubt?
Die Fessel hast du selbst geschlungen,
Dir selbst den schönen Kranz geraubt.

„Ich stehe am Rhein jetzt Schildwache," schreibt Eugen, als er dort als Reichsfeldmarschall auf die Reichsarmee wartete, die wie immer nur sehr langsam und unvollständig zusammenkam, „betrachte die reizenden Gegenden und denke mir oft, wie glücklich und wie ruhig und ungestört die Deutschen im Genusse der Naturgaben sein könnten, wenn sie nur Muth hätten" (daß sie den haben, hat aber der edle Feldherr hinreichend erfahren, oder er kann nur die Fürsten meinen) „und ihre Stärke zu benutzen verständen."

Endlich schloß auch der Kaiser für sich zu Rastatt (1714) mit den Franzosen ab. Für das Reich sollten die früheren Frieden zur wesentlichen Grundlage dienen. Altbreisach, Freiburg und Kehl sollten indeß zurückgegeben werden; dagegen sollte Frankreich Stadt und Festung Landau erhalten. Dem Reiche eröffnete man nun, es seien ihm besondere Verhandlungen zu Baden (in der Schweiz) vorbehalten worden; günstigere Bedingungen in Betreff seiner habe der Kaiser nicht erlangen können, da die meisten Reichsstände ihre Schuldigkeit nicht geleistet hätten. Auch die Ryswicker Klausel mußten die Protestanten wieder hinnehmen.

Frankreich war erschöpft durch die Bestrebungen seines vierzehnten Ludwig's, ihm Ruhm und Vergrößerung zu verschaffen; aber seine Raubgedanken blieben unverrückt auf Deutschland gerichtet. Und Deutschland? O, Deutschland! Fast hatte dies von den Franzosen die Großsprecherei gelernt, und suchte in Worten seine frühere Größe. Als zwischen Rußland, Oesterreich und Frankreich über die

polnische Königswahl Händel entstanden, da Frankreich dem vertriebenen König Stanislaus Leszinsky, der unterdessen der Schwiegersohn Ludwig's XV. geworden war, die polnische Krone wieder zu gewinnen wünschte, — wurde das deutsche Reich auch hineinverflochten und mußte Frankreich's Anstrengungen für Stanislaus bezahlen. Ludwig XV. erklärt Oesterreich den Krieg und läßt Kehl und ganz Lothringen besetzen, Kontributionen ausschreiben. Trotz dieser Verletzung des Reichbodens erließ er eine Neutralitätserklärung an das Reich (1733), an den Kurfürsten von Mainz gerichtet, der „Direktor des Reichs" titulirt wird. Wohl habe er sich, heißt es darin, einen Paß über den Rhein eröffnet, aber nur um den deutschen Fürsten, welche der Kaiser zwingen wolle, seinen Interessen zu dienen, Hülfe leisten zu können. Er habe gar nicht die Absicht „Conqueten" zu machen, oder Plätze zu behalten. Der Kaiser Karl VI. rief nun natürlich den Reichstag zum Reichskriege auf. Dieser wird auch nach 4 monatlicher Berathung wirklich erklärt und mit mannlichen tapferen Worten: „Spott und Verachtung habe Frankreich der so mächtigen deutschen Nation und so vielen großen, considerablen Reichsständen geboten; mit tapferem, deutschem Muthe wolle man der feindlichen Gewalt begegnen, und die Glorie, Ruhe und Freiheit der deutschen Nation für's Künftige sichern. Auch solle keine Neutralität unter irgend einem Vorwande gestattet sein." Aber Köln, Baiern und Pfalz erklären sich dennoch neutral, da die Kreise, ohne Zweifel, wie bisher, von den kaiserlichen Truppen verlassen werden würden. Dies war, wenn auch nicht im Kriege, beim Friedensschlusse allerdings der Fall. In diesem willigte der Kaiser, da Frankreich seine pragmatische Sanktion anerkannte, in die Abtretung Lothringen's. „Der durchlauchtigste Schwiegervater" von Frankreich, Stanislaus Leszinsky sollte es erhalten, ihn über den Verlust der polnischen Krone zu trösten. Nach dessen Tode sollte es für immer mit der

Krone Frankreich vereinigt werden. Der deutsche Herzog von Lothringen wird als Großherzog nach Toskana übergesiedelt. Der deutsche Reichstag, dem erst 5 Monate nach dem Beginnen der Verhandlungen Nachricht davon gegeben wird, hat gegen diese Bedingungen gar nichts einzuwenden. Er fragt nicht darnach, wie der Kaiser berechtigt gewesen, im Laufe des Kriegs fremde Truppen, 10,000 Mann Russen, an den Rhein zu führen, das erste Mal, daß sich die Fahnen dieser Barbarenhorden in ihm spiegelten: er fragt nicht darnach, daß der Kaiser deutsche Länder vertauscht, ohne Einwilligung der Kurfürsten u. s. w. Er denkt nicht mehr an Frankreich's Gelöbniß, keine Conqueten machen zu wollen; und daß er versprochen, des Reiches Ruhe und Freiheit für die Folge zu sichern. Nein, er dankt dem Kaiser noch für seine „Fürsichtigkeit in diesem so nöthigen als nützlich und heilsamen (?) Friedensgeschäft;" er dankt auch dem Herzog von Lothringen für seine großmüthige Entsagung, einem deutschen Fürsten dafür, daß es ihm einerlei ist, ob seine Besitzungen in Deutschland, Italien, der Türkei oder im Monde liegen!! Das war die Vaterlandsliebe deutscher Fürsten in jener Zeit, und so geht es noch lange fort.

Durch die Einmischung in den österreichischen Erbfolgekrieg zur Vernichtung von Karl's VI. pragmatischer Sanktion, deren Anerkennung von Frankreich's Seite dieser Kaiser durch die Abtretung Lothringen's erkauft hatte, gewann Frankreich nach einem achtjährigen Krieg zum ersten Male von Deutschland Nichts. Das Reich hatte an demselben keinen Theil genommen, aber die Schmach erlebt, daß es von französischen Heeren abermals bis Böhmen hin durchzogen wurde, und daß die Franzosen mit ihrem Gelde einen Kaiser ihrer Wahl, Karl VII. (von Baiern) aufstellten und erhielten.

Im siebenjährigen Kriege wurde das unglückliche Deutschland abermals das Schlachtfeld der europäischen Mächte, auf welchem 900,000 Menschen, über die Hälfte Deutsche, in so kurzer Zeit verbluteten: Frankreich hatte

sich mit seinem alten Erbfeinde, dem Kaiserhause und mit Rußland verbunden, Preußen zu theilen. Oesterreich, Rußland, Sachsen, Baiern, Pfalz, Schweden, die Niederlande sollten Stücke davon erhalten; Frankreich sollte einen Theil der österreichischen Niederlande erhalten.

Die Auflösung des Reichs, die im 30jährigen Kriege begonnen, war eigentlich jetzt schon vollendet, — die Kaiserkrone ohne allen Werth, ein altes Kabinetsstück. Eine Centralgewalt war nicht mehr vorhanden, und so viel Interessen in Deutschland, als Stände; die größeren Staaten entschieden an auswärtige gebunden; Oesterreich und Preußen betrachteten sich kaum mehr als Reichsglieder *) und standen zu einander feindlich; Sachsen war an Polen gebunden, Hannover an England. Das Reich hatte von Seiten Frankreich's schon arge Demüthigungen erduldet, aber die ärgsten standen ihm noch bevor, und seine Oberhäupter gingen ihr in dumpfer Gleichgültigkeit, in unbegreiflicher Verblendung entgegen. Im Volke war das getretene Nationalgefühl im Erwachen begriffen und der Haß gegen den tückischen Reichsfeind im Westen gestaltet; aber seine Fürsten wußten immer noch nichts davon.

„Wir sind," sagt eine 1765 erschienene Schrift „von dem deutschen Nationalgeiste" —: „ein großes und doch verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That aber sehr bedauernswürdiges Volk. — Wir kennen einander selbst nicht mehr; wir sind uns unter einander fremd geworden. Unser Geist ist von uns gewichen. Der Geist des Eigennutzes ist dagegen eingetreten und die politische Freigeisterei. Doch fehlt

---

*) Als im Laufe des siebenjährigen Krieges der kaiserliche Notar April bei dem brandenburgischen Gesandten Plotho zu Regensburg erschien, um ihm eine Citatian in Betreff der Anklage auf die Reichsacht gegen seinen König feierlich zu insinuiren, empfing ihn Plotho mit den Worten: „Was, du Flegel, insinuiren?", schob ihm das Aktenstück zwischen seinen Rock und warf ihn zur Thüre hinaus.

es nicht an Gegenmitteln. Die Gesetze sind noch da; es kommt nur auf den Willen an. Darin steckt die größte Kunst, das noch nicht entdeckte Geheimniß: die Herrn und Häupter unseres deutschen Vaterlandes zu bewegen, das zu wollen, was sie sollen. — — Wir müssen wieder Ein Vaterland glauben, wie wir eine christliche Kirche glauben; dann werden aus diesen hohen, empfindungsreichen Gedanken auch Triebe der Gerechtigkeit, Billigkeit, Begnügsamkeit, Liebe der Gesetze, der Geist der Ordnung und Eintracht in uns wieder erwachen."

Jene Kunst, jenes Geheimniß, — Napoleon, der Revolutions-Kaiser, hatte sie auf eine Zeitlang gefunden. Es war die gemeinsamr Noth Aller! Gewaltiger Zündstoff war jenseits des Rheines in lichten Flammen ausgeschlagen; eine Nation war dort zum Bewußtsein ihrer Macht, ihrer Größe gekommen. Das deutsche Reich lag in gewohnter Sorglosigkeit. Seine größeren Fürsten beschäftigten sich mit Vergrößerungsplänen, mit der Theilung Polen's im Osten; mehre hatten nach dem siebenjährigen Kriege einen einträglichen Menschenhandel mit England zu treiben angefangen in den amerikanischen Krieg hin. Als sie sich in die französischen Angelegenheiten einmischten, brach das Wrack des Reichsschiffleins gänzlich zusammen, und auch die wohlgerüsteten Kriegesschiffe wurden von dem Sturme übel zugerichtet und an den Rand des Abgrundes geschleudert.

Wohl hat Frankreich auch hier eigentlich die Verletzungen von Reichsangehörigen begonnen, aber diesmal nicht leichtsinnig und erwerbungssüchtig, sondern genöthigt durch den allgemeinen Gang seiner Angelegenheiten; auch hat es Entschädigung geboten, und diese Verletzungen sind es nicht gewesen, die den Krieg entzündet haben.

Als das Feudalsystem in Frankreich zusammen sank, büßten viele, in den durch den westphälischen Frieden abgetretenen Ländern angesessene oder begüterte deutsche Reichsstände diese vertragsmäßig vorbehaltenen Rechte ein, ehe von einer Verhandlung darüber mit ihnen die Rede war. Wer sollte diesen nun helfen? Das Reich, der Kai-

ser? Sie selbst konnten unter einander nicht einmal über einen gemeinschaftlich einzuschlagenden Weg einig werden, und als die Nationalversammlung Entschädigung bot, wieder nicht über die Art derselben. Einige wollten von gar keiner Entschädigung hören, sondern in alle Rechte und Güter wieder eingesetzt werden. Das war unmöglich. Unterdessen wurden die deutschen Fürsten von den Emigranten bearbeitet; es bildeten sich bewaffnete Emigrantenbanden am Rhein in dem Gebiete der geistlichen Kurfürsten, namentlich in Trier. Die Franzosen hatten hierüber öfters Beschwerde geführt und erklärten endlich, nachdem Oesterreich und Preußen einen Allianzvertrag unter einander geschlossen, dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg (1792). Die Oesterreicher und Preußen begannen ihre berühmte Promenade nach Paris, die sich in Wasser auflöste; die Franzosen drangen in das Reich ein und nahmen Speier, Worms, Mainz, Frankfurt. Nach 6 Monaten erst erklärte das Reich den Krieg. Aber die Reichsarmee war beschaffen, wie immer, und der Kaiser empfahl jetzt schon allgemeine Volksbewaffnung (1794), was man im kurrheinischen und schwäbischen Kreise auch versuchte; Preußen jedoch erklärte sich dagegen, weil sie den Unterhalt der stehenden Heere erschwere und dem Volke die Waffen in die Hände gebe. Aber Preußen hatte schon längst geheime Verhandlungen mit dem Nationalkonvente angeknüpft und führte den Krieg nur noch zum Scheine, und während der Kaiser den Reichstag, der auch friedenslustig war, beschwor: „eher alle Kräfte aufzubieten, als die Schande Deutschland's und den Umsturz der deutschen Verfassung in einem Friedensschlusse zu unterzeichnen," schloß Preußen mit der französischen Republik einen Separatfrieden zu Basel (1795). Es ließ seine Länder auf dem rechten Rheinufer einstweilen in den Händen der Franzosen.

Preußen war es vorerst mehr um Polen, als seine Reichsländer zu thun. Als es an der zweiten Theilung Polen's Theil nahm, erklärte es, seinen Rücken decken zu

wollen, wegen des erneuerten Feldzugs gegen Frankreich; jetzt gab es diesen auf, die polnische Besitzergreifung zu sichern.

Auch Hessen-Kassel schloß einen Separatfrieden und Kur-Sachsen zog sein Kontingent zurück, um „seine eigenen Gränzen zu sichern".

Von dem Reichstag, der Frieden unterhandelte, verlangte Frankreich die Abtretung des ganzen linken Rheinufers. Kaiser Franz II. äußerte jetzt noch, dies würde dem deutschen Namen zum ewigen Schimpf gereichen; durch Anstrengung der deutschen Gesammtkraft, durch Einigkeit, deutschen Muth, Energie und Ausdauer wäre der Feind, der das Reich zerstückeln wollte, zu einem billigen und gerechten Frieden zu zwingen. Als aber im folgenden Jahre (1796) die Franzosen unter Jourdan und Moreau den Main aufwärts und über den Schwarzwald an die Donau drangen, da bröckelten immer mehr Reichsglieder los.

Sie erkauften den Waffenstillstand mit großen Geldopfern; hätte man früher die Hälfte davon zur Landesvertheidigung verwendet, so wäre die andere und Schande und Schmach erspart gewesen. Würtemberg, Baden, der schwäbische Kreis, die geistlichen Körperschaften zahlten zusammen 25 Million Livres. Der fränkische Kreis zahlte 16, Baiern 10 Mill. Livres. Alle schlossen Waffenstillstand, der obersächsische Kreis einen Neutralitätsvertrag. Preußen traf eine geheime Verabredung mit Frankreich; für reichen Ländererwerb in Westphalen versprach Friedrich Wilhelm II. seine Besitzungen jenseits des Rheins Frankreich zu lassen, in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers zu willigen, und die Säkularisationen zu unterstützen.

Das Reich hatte sich selbst aufgegeben, Preußen (Kur-Brandenburg) es preisgegeben; aber in den Friedenspräliminarien zu Leoben (1797), die Oesterreich abschloß, als Bonaparte von Italien aus bis 9 Posten vor Wien vorgedrungen war, und in dem Frieden von Campo Formio erreichte die Schutzlosigkeit des Reichs den höchsten

Grad. Der Kaiser gab dem Reichstag von dem Abschluß der Präliminarien sogleich Nachricht, mit dem Bemerken, daß er den Waffenstillstand auch für das Reich abgeschlossen. Von den Bedingungen könne er zur Zeit noch keine Mittheilungen machen, soviel aber dem Reiche versichern, daß seine „Integrität" die Grundlage des künftigen Friedens sein werde, der Kaiser keinen eigenen Vortheil dabei suche, und von diesem Grundsatze nie abgehen werde. Die Reichsstände bedankten sich schönstens.

In dem definitiven Frieden zu Campo Formio ward die Bestimmung getroffen, daß zur Herstellung des Friedens mit dem Reiche ein Kongreß zu Rastatt allein aus Bevollmächtigten des deutschen Reichs und der französischen Republik eröffnet werden solle. Der Kaiser veranlaßte also die Stände, den Kongreß zu beschicken, und ermahnte sie, dem großen Erhaltungsgesetze der Einheit und Gesammtheit des Reiches treu zu bleiben und in Verbindung mit dem Reichsoberhaupte den längst gewünschten Frieden auf der Grundlage der Integrität des Reichs und seiner Verfassung zu beschleunigen. Während der Kaiser aber so öffentlich zu dem Reiche sprach, hatte er in den geheimen Artikeln des Friedens zu Campo Formio zugegeben, daß Frankreich das linke Rheinufer nebst Mainz erhalte, und daß er, wenn das Reich nicht einwillige, nichts weiter als sein Kontingent zur Fortsetzung des Kriegs stellen wolle. Dafür war ihm Salzburg und ein Stück von Baiern versprochen. Zwanzig Tage nach Auswechselung der Ratifikationen sollten die Kaiserlichen die besetzten Festungen und das ganze Reichsgebiet bis an die österreichischen Erbstaaten räumen. Auch die Einräumung von Mainz an die Franzosen sollte vom Reich bewilligt werden, widrigen Falls sich diese mit Gewalt in Besitz setzen würden. So that der Kaiser also jetzt, was er früher an Preußen und Hessen mit Recht getadelt hatte: er schloß einen Separatfrieden mit Frankreich auf Kosten des Reichs. Der Kongreß zu Rastatt war eine Spiegelfechterei; das Reich war vorher schon verrathen und

verkauft. Die Reichsstände, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers in Verlust geriethen, mußten natürlich entschädiget werden, und die Franzosen schlugen dazu eine allgemeine Secularisation in Deutschland vor, wodurch eine gänzliche Umgestaltung der innersten Verhältnisse herbeigeführt werden mußte. Auch dazu hatte der Kaiser seine geheime Einwilligung schon gegeben!

Bei dem Wiederausbruch des Krieges forderte der Kaiser das Reich dennoch wieder zur Leistung seiner Obliegenheiten auf. Aber es war getheilt, getheilt durch die beständig widerstreitenden Interessen, getheilt durch das, was man auf dem Rastatter Kongreß erfahren. Die Mehrzahl beschloß zwar Fortsetzung des Kriegs; aber die Minderzahl (Brandenburg, Hannover, Hessen, Baden u. A.) wollte neutral bleiben, weil sie dadurch besser für sich zu sorgen glaubte. Einige wollten nicht einmal an den Berathungen Theil nehmen. Das Volk war damals schon bereit, gegen den alten Peiniger die Waffen zu ergreifen. In Kur-Mainz hatte Albini mit Erfolg einen Landsturm organisirt. Der Kaiser selbst empfahl das allgemeine Aufgebot in den vorderen Reichslanden, und der Erzherzog Karl erbot sich, Offiziere zu schicken zur Bildung des Landsturms; aber es wurde nichts daraus. Durch englische Subsidien kam endlich (Pfalz-Baiern, Würtemberg, der schwäbische Kreis, Kur-Mainz) eine Reichsarmee von 30,000 Mann auf die Füße, welche, auf diese Weise zusammengebracht, mehr den Großmächten, als dem deutschen Interesse dienen mußte.

Hatten die Franzosen im Frieden zu Campo-Formio verlangt, mit dem Reiche besonders abschließen zu wollen, so beharrten sie nun im Frieden zu Lüneville darauf: der Kaiser müsse als Reichsoberhaupt auch für's Reich abschließen. Der Kaiser that es auch jetzt; das Reich war ja auf das ihm bevorstehende Schicksal vorbereitet; man brauchte die Umstände nicht mehr. Man gab dem Reiche erst nach dem Abschlusse Nachricht, und dieses ratifizirte ganz schnell (1801). Das ganze

linke Rheinufer war verloren, der Thalweg des Rheins die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland. Natürlich sei das Reich im Ganzen schuldig, den Verlust der Fürsten auf dem linken Rheinufer zu decken, und es sollte ihnen für ihre durch die Abtretung des linken Rheinufers verlorenen Länder eine im Reichsgebiet genommene Entschädigung werden. Höhnischer und empörender ist von den Römern nicht einem besiegten Feinde mitgespielt worden. Ich nehme dir den Rock und erlaube dir dafür, deinem Bruder den seinigen zu nehmen und ihn für dich zurecht machen zu lassen. Und nun dieses Entschädigungsgeschäft selber, wie entwürdigend für die Stände und Fürsten eines „unabhängigen Staates“, wie der Kaiser Deutschland in den betreffenden Verhandlungen noch nennt. In Paris wurden die Verhandlungen geführt, in Paris von Frankreich und Rußland die Entschädigungspläne entworfen. Dort überbot ein deutscher Fürst den andern, und Preußen sie alle. Oesterreich schob man auf die Seite, und Bonaparte diktirte Alles. Es wurden, ehe man mit dem allgemeinen Entschädigungsplane herausrückte, besondere Verträge geschlossen, zuerst mit Würtemberg und Preußen. Frankreich und Rußland erklärten, die Rollen von Vermittlern übernommen zu haben, „da die entgegengesetzten Interessen und eifersüchtigen Ansprüche jede Anordnung im deutschen Reiche hemmten.“ Während man über den französisch-russischen Entschädigungsplan noch debattirte, griff Preußen in Folge seines mit Frankreich eingegangenen Separatverständnisses zu, und rieth den andern, den Plan anzunehmen. Wer mit Frankreich im geheimen Einverständniß war, folgte Preußen's Beispiele. Zwei Jahre nach dem Friedensschluß war das Geschäft zu Ende. An Frankreich hatte Deutschland fast $^1/_9$ seines ganzen Flächenraums verloren; 3 geistliche Kurfürstenthümer, 9 Hochstifte, 23 kleinere u. s. w. waren secularisirt, 45 freie Städte mediatisirt.

Frankreich hatte eigentlich von Deutschland erlangt, was es gewollt, die Rheingrenze war gewonnen; aber

Bonaparte's Pläne gingen weiter. Das Reich war ein gefesselter Riese; warum ihm nicht auf der Nase herumtanzen?! Die Franzosen besetzen Hannover. Der König von Großbritannien klagt bei dem Reichstage (!!) über diese Wegnahme seiner Erblande. Dieser betrachtet die Geschichte als eine ihm fremde Sache. Der Herzog von Enghien wird auf badenschem Gebiete von französischem Militär aufgehoben und nach Frankreich geschleppt. Das Reich rührt sich nicht. Die Franzosen erheben in Hannover willkürliche Brandschatzungen, schicken eine aus den Einwohnern gebildete Armee von 8000 Mann in das südliche Frankreich, erheben gezwungene Anlehen bei den Hansestädten. Der Reichstag kümmert sich nichts darum. — Der neue Frankenkaiser zog 1805 auf's Neue gegen Oesterreich zu Felde. Vom Reiche, das in der Mitte lag, war keine Rede mehr, nur von den einzelnen Fürsten. Sie wünschten neutral zu bleiben. Preußen konnte das; die schwächeren süddeutschen, Baiern, Würtemberg, Baden, mußten sich an den Stärkeren anschließen. Napoleon erklärte: „er wolle nur die Unabhängigkeit des deutschen Staatskörpers gegen die Angriffe Oesterreich's sichern und herstellen."

Um der österreichischen Armee in die Seite zu fallen, zog Bernadotte von Norden heran und ging ohne Weiteres durch die abgesonderten fränkischen Fürstenthümer Preußen's mit frecher Verletzung von dessen Neutralität, und Preußen wartete, unentschlossen zögernd, bis die Schlacht bei Austerlitz (1805, 2. Dezember) das Schicksal des Kriegs entschieden hatte. Es hatte nach dem Abzuge der Franzosen aus Hannover diesen Kurstaat in offenbar feindlicher Absicht gegen Frankreich und in geheimem Einverständniß mit Rußland besetzt. Jetzt schloß es sein neues Freundschaftsbündniß mit Napoleon auf die Bedingung hin ab: Hannover bis zum allgemeinen Frieden in einstweiliger Administration behalten zu dürfen. Der Preßburger Friede war eine neue, von Napoleon zu Gunsten Frankreich's diktirte Vertheilung Deutschland's. Alle deutschen Besitzungen Oesterreich's

bis zu den Grenzen des Erzherzogthums mit Einschluß Tyrol's erhielten die drei mit Frankreich verbündet gewesenen südlichen Fürsten. Der Kaiser mußte zugleich auf die ober- und lehensherrlichen Rechte über die Länder dieser Herrn verzichten. Baiern und Würtemberg erhielten den Königstitel, Baden den eines Kurfürstenthums mit voller Souverainetät, ohne jedoch aufzuhören, dem deutschen Staatenbunde (der Name des Reichs ist abhanden gekommen) anzugehören. Hatte der Kaiser seine oberlehensherrlichen Rechte aufgeben müssen, so war freilich das Reich auch aufgegeben. Um diese Zeit erschien eine Schrift: „von den höchsten Interessen des deutschen Reichs," welche vorschlug: Es sollten die sieben Häuser, Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Brandenburg, Sachsen, als die einzigen Souveräne, in ein Föderativverhältniß ohne Oberhaupt treten und die übrigen alle mediatisiren. So werde eine kräftigere Vereinigung möglich.

Trotz dem Frieden bleibt im südlichen Deutschland eine beträchtliche französische Armee stehen und Frankfurt wird zu 4 Millionen Francs Contributionen verurtheilt als Stapelplatz englischer Waaren. Murat, Napoleon's Schwager, wird zum erblichen Herzog von Kleve und Berg erklärt „zur Bewachung der Grenzen des Reichs" (?) und Franzosen besetzen diese deutschen Länder zur Bewachung gegen sich selbst. Kaiser und Reich haben gar nichts dagegen einzuwenden. — Der Kurerzkanzler (Dalberg, nachheriger Fürst Primas) ernannte den Kardinal Fesch, einen Onkel Napoleon's, zu seinem Coadjutor und Nachfolger, wie er dem Reichstage anzeigte: damit der Kurstaat „zum Besten des Reichs und seiner Verfassung" durch einen Mann von persönlichem Ansehen und mächtiger Unterstützung erhalten werde. Der deutsche Kaiser protestirte eigentlich dagegen, aber der französische hatte die Ernennung schon bestätigt, und es blieb dabei.

Nun erst erschien „die natürliche Folge und nothwendige Ergänzung" des Preßburger Friedens,

der Rheinbund, wie ihn der französische Minister in der Erklärung an den Reichstag selber nennt. In Paris war der Bund geschlossen, und als die Sache fertig war: erklärte man dem Reichstage durch Frankreich: man habe aufgehört zu den Ständen des Reichs zu gehören, weil das deutsche Reich Niemand mehr Sicherheit gewähre. Der Kaiser der Franzosen erkenne die Existenz der deutschen Constitution nicht mehr an und habe den Titel eines Protektors der rheinischen Konföderation angenommen (1806). Die deutschen Fürsten selber; sie, die selten ein Ohr hatten, wenn das Reich um Hülfe rief; sie, die dem Reichsfeinde fast jedesmal ihren Arm gegen den Kaiser geliehen, erklären nun, daß es ja schon längst klar geworden, wie das Reich Niemand schützen könne, daß man schon längst kein gemeinschaftliches Vaterland und Interesse mehr habe, und daß man diese Erklärung nur abgebe, um offen und frei (?) zu handeln, da man des falschen Scheines müde sei! Diesen Zweck aber erreichen zu können, habe man sich unter einen mächtigen Schutz begeben, unter den Schutz des Monarchen, der stets das wahre Interesse Deutschland's im Auge gehabt, unter den Schutz Napoleon's! Kostbare Ruhe sei der Hauptzweck ihres Bundes. Deßwegen entsagen 16 deutsche Fürsten allem, was an ihr früheres Vaterland erinnert, allen deutschen Reichsgesetzen für sich und ihre Unterthanen u. s. w.; deßwegen nehmen sie allen kleineren, die in ihrem Bereiche liegen, ihre Rechte, d. h. sie mediatisiren sie (den geographischen Theil der Bundesakte soll Napoleon ohne Rücksprache mit den Fürsten selbst entworfen haben); deßwegen (der Ruhe wegen) gehen sie ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ein, vermöge dessen jeder Kontinentalkrieg, den einer von ihnen auszuhalten hat, unmittelbar ein gemeinschaftlicher Krieg für alle wird; deßwegen verbluteten ihre Unterthanen im Kampfe mit ihren Brüdern, von denen sie sich losgesagt hatten; im Kampfe auf den russischen Schneefeldern, im Kampfe unter spanischen Guerillas-

kugeln. — Das war das formelle Ende des deutschen Reichs: Kaiser Franz II. legte die deutsche Kaiserkrone nieder (1806).

Was nun folgt, kann eben so gut als „die nothwendige Ergänzung" des Rheinbundes angesehen werden, wie dieser als die natürliche Folge des Preßburger Friedens dargestellt worden ist; das ehemalige Reich war in politischer und kriegerischer Beziehung — eine Provinz Frankreich's geworden!

Preußen, was vor der Schlacht von Austerlitz zurück gehalten, unternimmt es nun, den Franzosen allein die Spitze zu bieten. Seine vermeintliche Macht, sein alter Kriegsruhm zerstäuben bei Jena. Es wirft sich Rußland in die Arme. Aber auch dieses rettet ihm nur etwa die Hälfte seiner Staaten, die ihm Napoleon im Frieden von Tilsit (1807), „aus Achtung für den Kaiser aller Reussen" zurückgibt. Aus den von ihm abgetretenen Ländern zwischen Rhein und Elbe und anderen, von den Franzosen besetzten Staaten, Kurhessen, Braunschweig, Theilen von Hannover wird das Königreich Westphalen gebildet, und der jüngste Bruder Napoleon's, Hieronymus, wird König. Dieß Königreich erhielt auch französische Gesetze. — Dem Rheinbunde mußten jetzt auch die norddeutschen Fürsten beitreten, Sachsen, Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reuß, Waldeck, Oldenburg, Schwerin. Vieles von den eroberten deutschen Landstrichen behielt Napoleon einstweilen unter unmittelbarer Verwaltung. Selbst den Namen Deutschland suchte der Protektor des Rheinbundes außer Gebrauch zu bringen. Sein Wille war von nun an Gesetz.

Was Ludwig XIV. in Betreff Deutschland's gewollt und begonnen, hatte Napoleon vollendet. Jener hat Kaiser von Deutschland werden wollen; dieser war es ohne den Namen; oder es war das alte Franken-Kaiserreich Karl's des Großen wieder erstanden.

Nach dem Wiener Frieden (1809) und nachdem Holland mit Frankreich vereinigt worden, wurden auch die Hansestädte, Oldenburg, das Lauenburgische und alle Länder, die nördlich einer von der Lippemündung und bis zur Werramündung in die Weser und zur Steckenitzmündung in die Elbe gezogenen Linie lagen, mit dem großen Kaiserreiche förmlich vereinigt; Hamburg sollte der Sitz eines Generalgouvernements sein. Kehl und Kastel bei Mainz waren früher schon dazu geschlagen worden. — Und während der „Moniteur" nach dem Frieden zu Preßburg erklärte: „die Denkfreiheit ist die erste Eroberung des Jahrhunderts, in Frankreich existirt keine Censur mehr," — wird ein deutscher Buchhändler in demselben Jahre, als der Rheinbund errichtet wurde, wegen Verbreitung von Flugschriften, von einem französischen Militärgericht zum Tode verurtheilt und erschossen (Palm aus Nürnberg). Mit dem Rückzug der preußischen Armee an die russische Grenze mußten alle freimüthigen Schriftsteller das deutsche Land verlassen, das unter französischer Censur lag, die mit Pulver und Blei censirte. — Hier kehren wir zu unserer Lebensbeschreibung zurück, deren Gegenstand ein ähnliches Schicksal gehabt hätte, wenn er den neuen Protektoren deutscher Kraft und Einheit in die Hände gefallen wäre. Denn kräftig hatte Arndt seine Stimme für das erschallen lassen, was die Fürsten aufgegeben hatten, für das gemeinschaftliche Vaterland und das gemeinsame Interesse. Und wenn sie auch noch lange in dem allgemeinen Jammer verhallt schien, — der fremde Beschützer hatte sie vernommen. Aber auch das Volk hatte sie vernommen, und die öffentliche Stimmung bildete sich, wie immer in Deutschland, langsam, aber sicher zur That aus. Deutsches Volk, ob es aber unnöthig gewesen ist, dir den Spiegel deiner entschwundenen Größe und der französischen Freundschaft vorzuhalten? — Das wird die Geschichte lehren. Der Franzose hat die deutsche Freundschaft noch lange nicht vergessen, und hat auch nicht Ursache dazu. Die Rheingrenze ist immer noch sein gelobtes Land, und besitzt er nicht

immer noch Theile des heiligen Landes, wo unsere Sprache tönt?

Als der Krieg mit Preußen (1806) ausbrach, schrieb Arndt den ersten Theil seines „Geistes der Zeit," und flüchtete nach der Schlacht bei Jena nach Schweden. Er hatte schon vorher in den Jahren 1803—4 eine Reise dorthin gemacht. Er blieb dort einige Jahre und fand Beschäftigung und Anstellung.

1809 ging er unter angenommenem Namen wieder nach Deutschland zurück, verbarg sich eine Zeitlang bei den Seinigen und reiste dann nach Berlin. Auch hier, obgleich Preußen nicht im Rheinbunde war, mußte er sich bei Freunden verborgen halten; denn über ganz Deutschland hatte Frankreich ein Spionir- und Verräthersystem organisirt, und Deutsche waren es zum Theil, die sich dem Fremden zu Judasdiensten verkauft hatten. Aber er sah hier auch den unter der Asche glimmenden Funken der Vaterlandsliebe im Volke gewahrt; die rüstige Jugend übte sich im Büchsen- und Pistolenschießen, in glühender Hoffnung, dem alten Reichsfeinde die Kugel bald in's falsche Herz zu senden.

Pommern war wieder an Schweden zurückgegeben, und Arndt kehrte (1810) in seine alte Stellung nach Greifswald zurück, und nahm seine Entlassung. Als 1812 der Sturm gegen Rußland heranzog, barg er, wie viele andere, seine Frühlingshoffnung in dem russischen Eise. Die Großen hatten keine mehr, oder bedurften meist keiner, denn sie hatten, was sie wollten, größeren Rang, größeres Gebiet, größere Macht über ihre Unterthanen, s. g. Souveränetät; — die Gelehrten hatten sie wegdemonstrirt. Ein Johannes von Müller hatte ausgerufen: „Ich habe Napoleon gesehen, ich sah den Finger Gottes, und Alles soll sich beugen." Den Herrn von Goethe hörte Arndt, noch nach der Vernichtung der großen Armee in Rußland, zu des edlen Körner's Vater fast erzürnt sagen: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen." Aber im

Volke lebte der Glaube, daß der Wendepunkt seiner Schmach gekommen sei. Er hat es nicht betrogen.

Arndt ging nach Petersburg. Er wurde hier vom Minister Freiherrn von Stein angestellt oder zu allerlei Schreibgeschäften verwendet, zur Abfassung kleiner Flugschriften; zu Geschäften, die Errichtung der s. g. deutschen Legion betreffend. Die Besoldung floß aus russischen Kassen, bis die Centralverwaltung für das sich befreiende Deuschland gebildet war.

Anfangs des Jahres 1813 reiste Arndt mit dem Freiherrn nach Deutschland zurück, die Straße, die das unglückliche Heer mit seinen Leichen bezeichnet hatte, und so viele Deutsche unter ihnen! Wie oft hat der Deutsche für fremdes Interesse sein Blut verspritzt! O, mehr, als irgend ein anderes Volk! In Wilna sah Arndt ein ganzes ausgestorbenes Lazaret, 1000 Leichen in einem alten Kloster aufeinander gehäuft, daß sie an einigen Stellen bis an die Fenster des zweiten Stockwerks reichten. „Welch' ein Anblick! Hierher Volksgebieter!" In Preußen, in Königsberg — Jubel über den Sonnenblick aus Osten, neben dem Jammer des Kriegs, Lazareten und Seuchen! York hatte mit den Russen auf eigene Hand einen Vertrag abgeschlossen und wurde mit Festen empfangen. Der Volksaufstand begann. Freiwillige und Landsturm waffneten sich; die preußische Kriegserklärung wurde geschleudert. Der Centnerstein war von der Brust gewälzt; das Herz schlug wieder; und schlug es auch dem Tode entgegen, — die Brust hatte den Balsamduft der Freiheit eingeathmet! Es ging vorwärts, vorwärts in Sieg oder Tod!

Arndt schrieb sein Buch: „über Landwehr und Landsturm." Was Preußen nicht gewollt hatte, als das Reichsoberhaupt, der Kaiser es angerathen; als das Reich dadurch gerettet werden sollte, — zu diesem Mittel griff es jetzt zuerst unter allen, als es endlich eingesehen, daß seine Buhlschaft mit dem Fremden giftige Frucht getragen. Von Königsberg ging Arndt über Bres-

lau nach Dresden, wo der Minister Stein thätig war, die Volksbewaffnung gegen die Hyder allgemein zu machen, die den in dem russischen Eise steckengelassenen Kopf zu ersetzen versucht hatte und auf's Neue drohte. Hier arbeitete Arndt seinen „Soldatenkatechismus“ aus und setzte den „Geist der Zeit“ fort. Richtig und klar erkannte und sprach er aus, was die Ehre Deutschland's, seine und die Ruhe Europa's gebieterisch forderten: die alten Grenzen Deutschland's. „Diese uralte germanische Grenze,“ sagt er, „steht an dem Vogesus, dem Jura, und den Ardennen, durch Art und Sprache des Volkes unverkennlich und unverrücklich fest, und nichts Französisches, welches sie nur verderben würde, soll von den Deutschen je begehrt, noch genommen werden.“ — Dresden mußte verlassen werden, und Arndt ging nach Berlin und Reichenbach in Schlesien, wo Stein lebte, und wo während des Dresdener Waffenstillstandes über die Fortsetzung des Kriegs berathen wurde. Die Vaterlandsfreunde bangten vor der List des Gegners, vor „den angenehmen Friedenshoffnungen der Zeitungen,“ vor den bekannten Separatfriedensschlüssen. Diese Gefahr ging diesmal glücklich vorüber; die Franzosen wurden über den Rhein gejagt. Arndt folgte dem Minister Stein nach Frankfurt. Unter anderen kleinen Flugschriften erschien sein: „Der Rhein, Deutschland's Strom, aber nicht Deutschland's Gränze.“

„Die Hauptstadt der gesitteten Welt“ wurde erobert, die Bourbons wieder hergestellt; der Wiener Kongreß trat zusammen, aber der Friede konnte erst geschlossen werden, nachdem nochmals Blut in nicht kargem Maße geflossen und Paris zum andern Male genommen war. Die Hoffnungen Vieler sind durch ihn getäuscht worden. Arndt's bittere Klage ist: daß Länder deutscher Zunge in französischer Hand blieben, daß man über Napoleon's Schöpfungen im südwestlichen Deutschlande, die größeren Rheinbundsstaaten, mit ängstlicher Sorgfalt wachte, und daß man dadurch diese gefährliche Uebergangsgegend in schwachen Händen ließ, anstatt einen

mächtigen, achtunggebietenden Staat vorzulagern. Aber auf dem Congresse standen wieder, wie immer, größere Einheiten (Rußland, England, Frankreich, Spanien) einer zersplitterten, uneinigen Vielheit (Deutschland) gegenüber; Frankreich hatte mit Sitz und Stimme, und Talleyrand, der alle Schwächen Deutschland's kannte, vertrat es.

Seine Ansichten über Deutschland's dermalige politische Stellung und politische Bedürfnisse inmitten der andern Staaten hat Arndt am Ende seiner „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" zusammengestellt. Sie lauten:

1) Unsere ganze Westküste ist in fremder Gewalt: Holland und Belgien sperren uns den Rhein. Die Nordwestküste: Elbe, Weser, Ems sperren England. Auf Helgoland hat es schon Einen Fuß.

2) Die lange Nordküste ist ohne Schutz: wir haben keine Kriegsschiffe, und doch haben wir so viel Küste als Frankreich. Die Ostseestädte und die Städte der Nordküste waren früher Herren ihrer Meere.

Daraus folgt:

3) Bei dem Ausbruche eines Krieges sind unsere Küsten und unser Handel Freund und Feind preisgegeben; führen wir selber Krieg, bedürfen wir die Hülfe der Seemächte und müssen diese beim Frieden theuer bezahlen. Siehe Ryswik, Utrecht, Lüneville, Paris.

4) Holland, Belgien, Helgoland gehören uns und müssen uns wieder werden. Dann haben wir Flotten und Sicherheit.

5) Es muß durch Gesetze dafür gesorgt werden, daß kein deutscher Staat durch Heirathen der Fürsten von fremden Staaten und Interessen abhängig wird.

6) Wir sind ein Bundesstaat (und das hatte und hat sein Gutes: Kunst, Wissenschaft u. s. w. sind dadurch belebt worden; eine große Mannigfaltigkeit der Entwicklung hat sich dadurch gestaltet) und somit ein Friedensstaat; aber ein Friedensstaat hat nur Frieden, wenn er sich wehren kann.

7) In einem Bundesstaat müssen die Gebrechen der

Vielherrschaft, durch welche die politische Schwäche entsteht, die fehlende Einheit des Befehls, die mangelnde Geschwindigkeit und Beweglichkeit der Macht durch die innigste gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit zwischen Fürst und Volk ersetzt werden: unsere Fürsten müssen alle Melchisedeke sein.

8) Das wird auch ein Blitzableiter sein für die, sich wieder zu erheben suchende Pfaffenherrschaft und für die Zwietracht, welche diese überall zu säen sucht.

9) Drei große Staaten umlagern uns, Frankreich, Rußland, England, den Fremden gegenüber immer Eins im Wollen und in der That, und zu gleichem Zwecke eben so oft unter einander verbunden. Rußland ist unser natürlicher Feind im Osten; es ist mächtig, aber nicht geschickt zur See. Das vereinigte Skandinavien, ein altes ächtes Seemannsvolk, in Verbindung mit Preußen, könnte den Russen, die von einer slavischen Weltherrschaft träumen, die Lust, im Westen Siegeskränze zu ernten, verleiden.

England's Hülfe gegen diesen Feind ist zweifelhaft und kostspielig. England hat, wie Frankreich, immer nur für die Theilung und Schwächung Deutschland's gearbeitet.

10) Der Franzose schielt mit dem linken Auge immer noch nach dem Rheine; mit dem rechten braucht er es nicht mehr, denn da hat er ihn leider. Die kleinen deutschen Fürsten sind seiner Meinung nach immer noch seine natürlichen Bundesgenossen gegen Oesterreich und Preußen; die Schweiz und Belgien Frankreich's Brückenköpfe gegen Deutschland. Das Land kann seine Proletarier morgen wieder, Bienenschwärmen vergleichbar, gegen uns ausschütten. „Freiheit und Gleichheit" können noch einmal die Losungsworte werden, uns allen gleiche Erniedrigung zu bringen. Darum Achtung, deutsches Volk, Achtung! Sie wollen den Rhein haben, wir Elsaß und Lothringen. Mit Frankreich stehen wir auf beständigem Kriegesfuße, am Schwerte die Hand, das Gewehr im Anschlage!!

Das ist des alten Arndt's politisches Glaubensbekenntniß, sein politisches Testament an sein Volk.

Auch nach dem Kriege, als die Ruhe in die Staaten und Familien zurückkehrte, fand **Arndt** noch eine geraume Zeit keine bleibende Stätte. Sein Verhältniß war nicht festgestellt; seine alte Reiselust trieb ihn umher. Er bereiste den Rhein bis **Straßburg** aufwärts, trat im Oktober 1814 eine Fußreise nach **Berlin** an, wo er sich bis zum Frühjahre 1815 aufhielt, und kehrte dann wieder an den Rhein zurück, in der Hoffnung, an der hier neu zu gründenden preußischen Universität eine Anstellung zu erhalten. Er hielt sich in **Aachen** und **Köln** auf und gab die Zeitschrift „der Wächter" heraus. Hier schon ward er von der, damals beginnenden Demagogenspürerei verdächtiget. Frühling und Sommer des Jahres 1816 sahen ihn wieder in **Berlin**, seiner Heimath Pommern und in Dänemark. Im Herbste 1817 siedelte er sich endlich in **Bonn** an und verheirathete sich hier in schon vorgerücktem Alter zum zweiten Male, mit einer Schwester des Professors **Schleiermacher** in **Berlin**, ward 1818 an der Universität als Professor der neueren Geschichte angestellt, aber im Sommer 1819 schon in demagogische Untersuchungen verflochten und im Herbste 1820 vom Amte suspendirt. Die Anklage lautete auf Theilnahme an geheimen Gesellschaften und Umtrieben, welche das Wohl des Vaterlandes gefährdeten. Er vertheidigte sich gegen diese Anklagen in einem eigenen Schriftchen: „Abgenöthigtes Wort aus meiner Sache, Altenburg 1821," und noch in seinen „Erinnerungen." Er ist auch **freigesprochen** worden, blieb aber 20 Jahre lang vom Amte suspendirt. Dem 70jährigen Greise erst hat man 1840 die Erlaubniß zu lesen zurückgegeben. Er hat die kleinlichen Kränkungen der Untersuchung und deren Folgen als Mann ertragen, nichts destoweniger aber den Schmerz, einer kaum begonnenen, seinen Studien und seiner Neigung entsprechenden Thätigkeit wieder entsagen zu müssen, tief gefühlt. „Wenn ich auch," sagt er selbst hierüber, „nach dem Urtheile meiner Freunde, mich mit leidlicher Gemüthlichkeit und Besonnenheit dabei benommen habe, so habe ich doch die

langsame Zerreibung und Zermürsung meiner besten Kräfte bis in's innerste Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man sieht dem Thurme, so lange er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmälig gelockert und gelöst haben."

„Wem vom Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt,
Den nimmt ein sel'ger Tod im frischen Muth der Stunden;
Doch auf wem Lilliput mit tausend Nadeln sitzt,
Stirbt Millionentod mit Millionen Wunden."

Aber trotz dieses, wie er meint, Gebrochenseins, hat der alte Arndt sich einen gesunden, meist richtigen Blick in alles das bewahrt, was die Gegenwart bewegt, und was sich in ihr zu bilden beginnt. Er steht ungebrocheneren Geistes da, als mancher junge, hoffnungsvolle Kandidat der Theologie, der in der „guten alten frommen Zeit" das Oel für den gewaltigen Wellenschlag der Gegenwart suchet. Diese seine Ansichten über die neuere Zeit finden sich niedergelegt in einer Zugabe von ihm zu „Diderot's Grundgesetz der Natur, Leipzig, Weidmann, 1846." Hier bezeichnet er jene Zeit, „der christlichen Frömmigkeit" vor der verschrieenen französischen Revolution als den Culminationspunkt des Eigennutzes und der Ungerechtigkeit, wo $\frac{2}{3}$ der Menschen, Bauern und Bürger, von dem anderen Drittheile, Adel, Offiziere (die Geistlichkeit muß man in geistiger Beziehung auch noch dazu rechnen) wie Paria's behandelt und mißhandelt worden sind. Diese Revolution selber nennt er, ob sie gleich von den ihm verhaßten Franzosen ausging, keine Mißgeburt der Irreligiösität, keine Missethat, sondern eine „natürliche Geburt langsamer Entwicklung, die ein volles Jahrtausend zu ihrer Reife gebraucht hat; eine Geburt des Christenthumes." Denn das Christenthum ist ihm „die Lehre von der würdigen Freiheit und Gleichheit auf der Erde, nicht bloß im Himmel und vor dem Altare, wo der fromme Priester den Haushalt und das Gesetz des

Himmels offenbart und den Königen, wie den Bettlern die gleichen Ansprüche und Anrechte der Menschen verkündigt." Durch Nacht zum Licht! Das ist ein Grundgesetz alles Irdischen. Und das Christenthum hat überall die Schwärze der Nacht gemildert und wird sie als Sonne zum Tage verklären. Die Revolution aber hat das ganze Feudalwesen mit seinen Klassen-, Rang- und Zunftunterschieden und mit seiner Leibeigenschaft zu Trümmern geschlagen; und die einzig ächte Moral, die Moral des Christenthums, die Lehre von der Liebe, der Bruderliebe aller Menschen unter einander, wird Alle die neue Freiheit auch richtig zu gebrauchen lehren. Ist das nicht in der That der Anfang „einer besseren, einer „christlicheren Zeit," wie der alte Arndt behauptet? „Das Geschlecht kann frischer, freier, kühner in den neuen Zustand, in die neue Zeit hineinschreiten." Das thut es auch, und davor erschrecken Alle, welche von diesem neuen Zustande nichts wissen wollen, und sie suchen den alten zu restituiren. „Wandle frei und edel, edler und freier Mensch! läutet die große Tagesglocke." Aber ein gewisses Geschlecht hört nichts; ein gewisses Geschlecht sieht nichts; es weiß und lernt nichts. Vergebens schreibt die Hand der Geschichte deutliche Charaktere vor ihm an die Wand; es versteht sie nicht. Es sieht, da ihm unrechtmäßig erworbener Besitz entrissen worden ist, weßwegen es sich in die Zeit der ägyptischen Finsterniß, nach den zerschlagenen Fleischtöpfen zurücksehnt, in den Forderungen der Neuzeit überall „Wildheit, Uebermuth, Verruchtheit!" O, Verruchtheit, Uebermuth und Wildheit waren vor der Revolution, wo man arme Wildfrevler an Bäume nagelte oder auf Hirsche festschmiedete; wo man Gotteslästerern die Zunge ausriß, viel gewaltiger, gräßlicher; aber sie waren anderswo, ganz anderswo, als wo man sie heut zu Tage zu sehen beliebt.

Wohl gähren gegenwärtig scheinbar chaotische Massen, aber das Licht des Verstandes wird durchdringen. Wie sollte man verzweifeln an der welterlösenden Kraft des Christenthums? Beginnt es uns denn nicht eben zu erlö-

sen von Priestertrug und Aberglauben, die seine „schöne einfältige Lehre verdunkelt und mißbraucht" haben? Die Zeit ist nicht schlecht; nur wer sie nicht versteht, nicht verstehen will, findet sie schlecht und klaget über sie. Beim Lichte besehen, ist aber er nur selber schlecht, und tauget nicht für sie. „Die Fürsten und Herren, wie die Einzelnen sollen nicht vergessen, daß sie auf einem ganz anderen Boden stehen, als das letztvergangene Jahrtausend: denn es sind jetzt lauter freie Mensch.en da."

Wohl ist aber auch diesen zuzurufen: Gedenket daran, daß die Freiheit keine Metze ist, die sich von jedem nach Gelüste mißbrauchen läßt! Wollt ihr eine solche Freiheit, so kehret zurück in eure Wälder und lebt mit den wilden Thieren derselben und verzichtet auf den Umgang mit eures Gleichen. Dann seid ihr aber keine Menschen mehr; „denn der Mensch, er soll sich an den Menschen reihen; nur allein durch seine Sitte kann er frei und glücklich sein." Aber dieser wilde Kampf der Kräfte; der, ihrer neuen Stellung und Verhältnisse ungewohnten alten, und der entfesselten, des richtigen Gebrauchs vielleicht noch ungewohnten neuen, dieser Kampf kann, wie Arndt in seiner oben schon angeführten „Zugabe zu Diderot's Grundgesetz der Natur" unter Anderm sagt, nicht beschworen werden durch die längst unbrauchbar gewordenen Bannformeln durch die Redensarten „von Gottes Gnaden und vom leidenden Gehorsam," durch das s. g. „historische Recht", durch die Lehre von der „Entwicklung der Völker durch, von Gott besonders bevorzugte und bevorrechtete Geschlechter," durch deren Führung allein die Völker das geworden seien, was sie sind, und unter deren Schirm sie auch allein auf heilbringender Straße fortgeführt werden könnten, und endlich durch das alte Jammerlied „daß sich das schlimme und aufrührische Zeitalter" gegen diese von Gott selbst verordnete Heilsordnung empöre! Wenn wir auch nicht gerade wissen, wie die Staaten entstanden sind, so wissen wir doch bestimmt, daß die Fürsten nicht vor den Völkern da waren, sondern umgekehrt, daß aber auf der Herrschaft, die tapfer und

gerecht ist, ruhet eine göttliche Weihe. — Wenn das s. g. „historische Recht“ — Recht hätte, dann müßten wir alle noch Zöpfe tragen. Die ultramontane Hohenpriesterpartei erwartet diese Rückkehr zum Zopfe und noch weiter rückwärts auch wirklich in festester Zuversicht, — wo nicht — doch das Ende aller Dinge. „Aber,“ sagt Arndt, „sollte die Welt durch Gottes Schickung untergehen, oder wie viele verzweifelnde Frömmler wehklagen, zum Teufel fahren, so gehe sie lieber nach der heutigen Weise der Menschen unter, als daß sie nach der alten Weise auferstehe.“

Treffend zeichnet Arndt auch diejenigen, die den Hoffnungen, Wünschen und Bedürfnissen der Zeit zwar nicht offen entgegenzutreten und sie zu negiren wagen, aber beständig warnend dastehen und ausrufen: „nur jetzt nicht!“ Sie sind es, welche den natürlichen Fortschritt nicht aus Ueberzeugung hemmen, sondern aus Schwäche, oder eigenen und Anderer Vortheils wegen. Sie sind es wohl auch, die, wenn man sie nach Gründen für ihre Befürchtungen fragt, solche Gründe zu schaffen wissen und die Hoffnungen und Träume ihrer Zeitgenossen mittelst demagogischer Untersuchungen verfolgen und von gefährlichen Jünglings- und Männerbündnissen fabeln, und denen thörichte Handlungen einzelner Schwärmer zu sehr gelegener Zeit kommen. Sie sind schuld daran, wenn ein spätererer Durchbruch mit Gefahren verbunden ist. Diese Gefahren, die hinter den Bewegungen der neuesten Zeit verborgen liegen, erkennt Arndt wohl an; aber er setzt Vertrauen auf den gesunden, kräftigen Sinn unseres Volkes, der sie zu umgehen wissen wird.

Aus den kirchlichen Zerwürfnissen hofft er das Ewige im Christenthume reiner hervorgehen zu sehen, wiederum von einigen „hohenpriesterlichen dogmatischen und hierarchischen Arabesken und falschen und künstlichen Zierrathen“ befreiter. Er spricht aus Erfahrung und hat durch ein Paar Menschenalter hindurch die Zeit an sittlichem und christlichem Gehalte wachsen sehen. Der Kommunismus, der Vielen als eine Schreckgestalt vor der Seele

steht, ist ihm ein Phantom nur, das nie und nimmer, am allerwenigsten in Deutschland, Gestaltung gewinnen kann. Und wahrlich, das ist er auch. Man braucht ihn nicht für hochverrätherisch zu erklären und Zuchthäuser für ihn zu erbauen; er gehört in's Narrenhaus. — Einen ernsten Blick wendet aber auch Arndt der, nicht wegzuläugnenden größeren Verarmung der unteren Volksklassen zu, sucht die Quellen des Elends auf und nach Mitteln, ihm zu steuern. Das ist allerdings die Aufgabe unserer Zeit, und sie geht ernstlich zu Rathe, sie zu lösen. Der edlere Socialismus, wie er im Christenthume liegt, wird auch diese Aufgabe erfüllen. Einer für Alle und Alle für Einen, das ist der Grundsatz dieses naturgemäßen (nicht wie der Kommunismus unnatürlichen) ausführbaren Socialismus. Du arbeitest für uns, so lange du kannst, und wir sorgen dafür, daß du Arbeit hast, und, wenn du nicht mehr arbeiten kannst, dafür, daß du in deinen letzten Jahren ohne Mangel und Noth ausruhen kannst. Aber auch die Arbeit muß so bezahlt werden, daß der Arbeiter seines Lebens froh wird. Der wahre menschliche Genuß ist allerdings ein geistiger und steht jedem zu Gebot; wer aber, die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu erlangen, unter thierischer Bürde erlieget und nie zu einem körperlichen Genusse gelangt, erhebt sich nicht zu jenem. „Wir brauchen keine Klöster mehr," sagt Arndt, „für junge arbeitsfähige Mönche und Nonnen; wir brauchen Klöster für Alte, Häuser für die, welche für uns gearbeitet haben, wohleingerichtete, reichlich versehene Klöster, in denen Schmalhans nicht Koch, und Schmutz nicht Pförtner ist." Und wenn die Reichen auch hierzu größere Opfer bringen müssen, als bisher geschehen ist, — sie werden es thun; denn unser Christenthum ist kein leerer Schall mehr; es will sich überall zur That, zur freien Liebesthat gestalten.

Ich habe mich bemüht, Arndt in allen Beziehungen zu seinem Volke und sein Volk in ihm darzustellen. Eine ist noch zurück, die aber weniger geschildert, nur genannt zu werden braucht. Es ist: Arndt als Dichter, als Volks-

dichter. Mag der ästhetische Kritiker Dieses oder Jenes an seinen Dichtungen auszusetzen haben; seine Volkslieder sind im rechten Augenblicke empfangen und geboren, und das Volk hat sie aufgenommen und anerkannt mit Fug und Recht. Sie sind die Kinder ihrer Zeit. In ihnen glüht und blüht, was sie bewegte. Und diese Erscheinungen, — wir sind noch lange nicht so weit, sie als veraltete betrachten zu dürfen. Daher werden uns auch seine Lieder noch lange jung bleiben. In ihnen knirscht die Scham über Druck und Schmach; in ihnen jauchzet die Lust, wenn die Hand den alten Freiheitsbringer, das Eisen, gefaßt hat, wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saust; in ihnen fließet die Thräne, es klaget so bang, es ist der Gefallenen Todesgesang. Ihr Kern ist der des Mannes selbst, die alte deutsche Freiheitslust, wie sie in unseren Strömen rauscht, wie sie in unseren Eichen braust, wie sie in unseren Bergen hallt, wie sie durch unsere Lüfte schallt, wie sie die Woge klingt, wie sie der Vogel singt! Dieser Geist war Arndt's Lebensluft von Kindesbeinen an; er schlug in seinen Liedern die hellsten Funken auf, und diese haben viel mit dazu beigetragen, den Brand anzufachen und zu unterhalten, der den Franzosen über den Rhein heimleuchtete. Sollte ihr Klang auch dem wieder eingeschlafenen Geschlechte in seinen Paradieses-Träumen für wilden Donnerhall vorübergezogener Gewitter gegolten haben, — das erwachende wird ihn jedesmal freudig begrüßen. Es sind Trompetenklänge, die zur Schlacht rufen. Die Nachtigallen des Friedens haben uns genug vorgeflötet, was weder Saft noch Kraft hat. Unsere Zeit, die einem gewaltigen Wendepunkte entgegen eilt, darf den Zephyrhauch dieser ewigen Frühlingskandidaten wohl an sich vorübergehen lassen, um sich unter den Hammerschlägen des alten Nordlandssängers für den Augenblick zu stählen, wo der Boden unter ihren Füßen wanken, und der Himmel über ihr in Flammen stehen wird, die alles verzehren, was für eine Läuterung zu schlecht ist. Lasset eure Kinder früh genug nicht allein singen:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

sondern laßt sie dies Einheitsgefühl mit der Muttermilch saugen, und sie werden in ihren alten Tagen nicht nöthig haben, aus sicherer Ferne das silberbebecherte Niklas Becker'sche Wasser- und Wein-Lied zu intoniren.

Lasset euren Männern in das Herz gegraben sein:

„Brauset Winde, schäume Meer!
Mir im Herzen braust es mehr;
Schlage Unglückswetter ein,
Muth will trotzig oben sein."

„Schwillt die Fluth in's Himmelshaus,
Keine Anker wirft er aus;
Schmettern Blitze höllentief,
Blickt sein freies Aug' nicht schief."

Dann wird seine Muse euch nicht mehr mahnen müssen:

„Und hörst du nicht, und siehst du nicht?
Und willst den Schimpf nicht fühlen?
Und lässest jeden feilen Wicht
Und Affen mit dir spielen,
Den Ehrendieb, den Freiheitsdieb?
Hast du so sehr die Schande lieb?
Der helle Klang der Schwerter
War deinen Vätern werther."

Denn dasteht in allen Gauen eure Jugend immerdar gerüstet:

„Das Schwert ist gefeget,
Der Säbel ist blank;
Der Speer ist umleget
Mit Stahl breit und lang;
Der Muth ist gewetzet;
Das Herz ist erletzet
Bei Trommeln und Pfeifen
Am krieg'rischen Klang."

Und bei dem ersten Ruf eilet sie auf Sturmesflügeln in's Feld:

„O, du Deutschland, ich muß marschiren;
O, du Deutschland, du machst mir Muth:
Meinen Säbel will ich schwingen;
Meine Kugel, die soll klingen:
Gelten soll's Tyrannenblut!"

Und entgegensprühen wird sie jedem Dränger, er mag kommen, woher er will, das „Lied von den Feuermusikanten":

„Auf! Bombardier und Kanonier!
Laßt die Musik erklingen!
Die Tänzer sind schon alle hier
Und sehnen sich zu springen:
Auf, zieht den vollen Glockenstrang,
Im Donner- und Karthaunenklang!
Spielt auf mit allen Geigen
Zum blutig frohen Reigen."

„Und wißt ihr Spieler, wer Hochzeit giebt
Und prüft der Tänzer Sohlen?
Das liebe Deutschland ist verliebt
Und will die Braut sich holen,
Die stolze Braut, die Freiheit heißt;
Sie reizt der tapfern Kämpfer Geist:
Sie woll'n in ihrem Reigen
Sich als die Besten zeigen."

„Und wißt ihr Spieler, wer jene sind,
Die für sie tanzen wollen,
Und sich im schnellen Wirbelwind
Des blut'gen Reigen's rollen?
Das sind die Herzen hochgemuth,
Die weder sparen Gut noch Blut,
Bis sie in schönem Tanze
Sie kränzen mit dem Kranze."

Leuchtende Bilder in einfach schönem Rahmen führen uns die Helden des letzten Freiheitskampfes vor die Augen:

Das Lied vom Schill.

„Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus;
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus."

„Eine Kugel durchbohrte das redlichste Herz,
Und Buben, sie trieben mit Helden Scherz."

„Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein!"

Das Lied vom alten Gneisenau.

„Bei Kolberg auf der grünen Au,
Bei Kolberg auf der Au."

Das Lied vom Dörnberg.

„Der war ein Freiherr fromm und gut,
Vom Kattenland und Kattenblut,
Vom tapf'ren Land der Hessen;
Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergessen."

Das Lied vom Blücher.

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus."

„O, schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O, schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!"

An diese angeführten Lieder reihen sich viele desselben Geistes an, unter denen wir noch folgende besonders herausheben:

Das Vaterlandslied.

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestünde bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde."

Deutscher Trost.

„Deutsches Herz, verzage nicht;
Thu, was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte nichts."

Das Feuerlied.

„Aus Feuer ward der Geist geschaffen;
Drum schenkt mir süßes Feuer ein:
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut."

Das Trinklied.

„Bringt mir Blut der edlen Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel schweben
In den Lüften soll mein Leben
Durch den Wein!"

Das runde Lied.

„Eins noch! es gilt unser heiligstes Rund!
Rund sei die That uns, und rund sei die Rede!
Rund sei die Freundschaft, und rund sei die Fehde
Klinget zusammen und haltet den Bund!"

Ja, so sei es: und diese Lieder sollen unserm Volke nicht verloren gehen. Es hat sie gesungen und wird sie singen, so lange der Geist in ihm lebendig ist, dessen Ausdruck sie sind, der Geist der Kraft und der Freiheit, der nach Einheit und Einigkeit ringet, und der nach so vielen schrecklichen Erfahrungen hoffentlich wach genug in uns bleiben wird, auf daß uns nichts mehr begegne, worüber der alte Reichsfeind, und auch kein anderer, lache und frohlocke.

„Wenn die letzten Sterne bleichen an des deutschen Himmels Rand,
O, so decken unsere Leichen das verlor'ne Vaterland!“

(v. Platen.)

Zschokke.

Von

A. Rodnagel.

Der Kampf ist groß. Auf Schlachtfeldern wird nicht so viel entschieden, als jetzt mit Feder und Dinte. Ist Dinte genug verspritzt, könnte die Reihe wieder an's Blut kommen.

Zschokke an Ittner.

Johann Heinrich Daniel Zschokke.

Geboren den 22. März 1771 in Magdeburg.

Die Schweiz muß es als ein Glück betrachten, daß sie im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert einzelne um Volk, um Leben und Wissenschaft hochverdiente Deutsche in ihrem Schoos aufnahm, die dem neuen Vaterlande ihre besten Kräfte opferten. Unter den noch Lebenden sind es besonders der Naturphilosoph Oken, der Mediziner Vogt, der Theolog de Wette, denen die Jahrbücher der Wissenschaft den ehrenvollsten Platz sichern. Von Männern des Volkes steht in diesem Betrachte Heinrich **Zschokke** Allen voran, den ich, wiewohl nur im Vorübergehen, neben Pestalozzi erwähnte — ein Mensch, „mit dem das Schicksal spielte, wie auch er zuweilen mit ihm zu spielen glaubte;" einer der Glücklichen, denen vergönnt ward, ein langes, thatenvolles Leben zu einem erhebenden Abschluß zu bringen und im Rückblick zu sagen: „Ueberzeugungen liegen außer dem Machtkreis aller Willkür. Die Ueberzeugungen des Mannes sind noch die des Greises geblieben. In ihnen werd' ich einst freudig sterben, und werd' ich freudig gehen, wohin irgend im herrlichen Vaterhause mich unser göttlicher Vater rufen wird;" ein ächter Mann des Volkes, für den nicht blos Thaten zeugen, auch Schriften, aus denen Leidende viel Trost und Beruhigung schöpften, ehe noch die Welt ihn als Verfasser kannte und nannte.

Heinrich Zschokke ist am 22. März 1771 zu Magdeburg geboren. Der Vater war ein wohlbemittelter Bürger, Tuchmacher seines Handwerks. Die Mutter starb etwa sieben Wochen nach der Geburt des Knaben. Er erzählt selbst, sie sei schön gewesen, habe noch sterbend ihn in den Arm geschlossen und mit Heftigkeit gesagt: „Armer Junge, warum bist du nicht ein Kirschkern, den ich hinabschlingen und mit mir in das Grab nehmen könnte?" — Der Vater, durch ansehnliche Tuchlieferungen im 7jährigen Krieg zu bedeutendem Vermögen gelangt, genoß zugleich durch Biedersinn das Wohlwollen und die Achtung seiner Mitbürger. Heinrich, sein Schooskind, mußte vom sechsten Jahre an die Bürgerschule besuchen und allsonntäglich den Vater zur Kirche begleiten. Schule und Kirche blieben dem Knaben nur Plage- und Zwanganstalten. Ein lebenslustiger Springinsfeld wuchs er frisch unter seines Gleichen auf, sprang und kletterte, daß es eine Lust war.

Doch die Tage kindischen Jubels waren von kurzer Dauer. Dem achtjährigen Knaben dunkelte des guten Vaters Todesnacht als die erste Schreckensnacht, sein Leichnam war der erste Todte, den er sah, und er fürchtete, diese Nacht werde von da an ewig herrschen, das Licht der Sonne mit dem Leben des Vaters erlöschen. Ein älterer Bruder leitete nun Heinrich's Erziehung. Die veränderte Wohnung, die vermißte Zärtlichkeit des Vaters, die Trennung von den ehemaligen Spielgefährten erregte bald einen stillen Groll in ihm und ließ ihn grübeln, wer denn Gewalt habe, seinen Vater sterben, und ihn selbst, wie eine Puppe, ohne Widerrede da- und dorthin schleudern zu lassen. Der Bruder wollte ihn in einen höhern Bildungskreis emporziehen; die angerühmte feine Lebensart widerte ihn an. Er trieb tolle Streiche oder saß, wenn er es geheißen wurde, träumerisch vor einem Buche, während das gesellige Leben der Enten und Hühner, die Schliche der Katzen, die Irrfahrten einer Stubenfliege der kindlichen Beachtung willkommeneren Stoff boten. Ganz verhaßt dünkten ihm die schönen neuen Kleider, die daher

selten einen Tag vor Rissen und Schmutzflecken geborgen blieben. „Seidenrock und Zwillichkittel," sagte er selbst, „Bauernhaus und Palast, schienen mir so ziemlich gleiche Dienste zu leisten; und Stallknecht und Prinz, Einer so viel als der Andere zu sein, trotz Allem, was der Schneider aus beiden gemacht hatte." Keineswegs blieb er aber ohne Gefühl. Die Gewalt der Musik berauschte ihn oft bis zur Selbstvergessung, er konnte sich dabei satt weinen, nur zeigte er sich selbst vor dem Klavier so wenig anstellig, daß der Bruder den Versuch aufgab, ihn mit dem Zauber der Tonkunst völlig zu bändigen. Die Schule des Klosters Unserer lieben Frauen, welche Heinrich besuchte, stand unter Leitung des bekannten Pädagogen Rötger. Hier träumte sich der Knabe in die Märchenwelt der Tausend und Einen Nacht, die aus dem Französischen übersetzt wurden, lernte aber sonst so wenig, daß er bei der Jahresprüfung hinausgewiesen wurde, der Anstalt die Unehre zu ersparen. Er trat in die reformirte Schule, wo er allenfalls so viel lernen konnte, um Krämer oder Handwerker zu werden. Zwar verdroß ihn wieder, daß man über seine Person verfügte, wie über eine herrnlose Sache und ihm kam fast vor, als „wäre er unter'm Monde also ein unnützes Wesen;" dafür entschädigte ihn jedoch die größere Freiheit im Hause seiner ältesten Schwester, wohin man ihn gebracht. Nun lernte er die Anfangsgründe des Lateinischen. Die Erzählungen eines alten Taglöhners schlossen die Wunder des Meeres, die Robinsonaden vor ihm auf, worin er sich lange versenkte. Zugleich erwachte der erste Thatendurst, der ihn antrieb, schon im zwölften Jahre ein Tagebuch anzufangen, das er nachher fortsetzte und als Leitfaden für seine Selbstschau benützte. In der Kirche machte es Heinrich wie so viele Knaben, die den Werth öffentlicher Andacht nicht begreifen; daher sagte er später: „Der erste Tempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag sein." Ein schöner Gedanke, wenn nur die Familie ihm würdigen Ersatz durch christliches Beispiel gäbe! — Heinrich mußte

Katechismus, Bibelstellen und Gebete in Fülle hersagen; Niemand erklärte sie ihm, wie todter Wörterkram lagen sie im Gedächtniß aufgespeichert. Dennoch sann er nach, „warum und woher denn Alles so wäre, wie es wäre, und Alles ohne Zuthun und Willen der Leute in beständiger Regelmäßigkeit komme und gehe, wie Tag und Nacht, Schnee- und Blumenzeit, Kirchen- und Schulstunde, Leichenzug und Wachtparade?“ Sein Grübeln ließ eine seltsame Vorstellung von Gott und wie Er die Menschen erziehe, in der jungen Seele auftauchen. Wer verstand ihn auch? „Man hielt mich für einen Querkopf, mit dem wenig anzufangen sei, für einen ungezogenen Buben, nachlässig und unordentlich im Aeußern, zur unschicklichen Zeit lachlustig, am unrechten Ort weinerlich, bald zum eigenen Schaden mißtrauisch, bald bis zur Albernheit leichtgläubig, bald halsstarrig, bald willenlos nachgiebig.“ So schildert er sich und setzt sehr wahr hinzu: „Die Leute mochten nicht ganz unrecht haben; aber ich blieb, der ich war, weil sich Keiner die Mühe gab, mich zu verstehen.“ Allmälich gewöhnte er sich an seine Verlassenheit und suchte seinen besten Genuß in Spielen der gefälligen Einbildungskraft. „Es ward mir in diesen Zuständen nun erst deutlich, daß ich ein verwaisteter Knabe sei, den man blos aus den Zinsen des ererbten väterlichen Vermögens unterhalte, übrigens ein sehr entbehrliches Geschöpf für die Welt. Das machte mir die Welt fremd und mich ihr“ Jetzt ward ihm der Tod des Vaters erst zum unendlichen Verlust; er verließ oft Nachts das Bett und flehte weinend auf den Knieen, der Verstorbene sollte ihm, wenigstens nur einmal noch, wieder erscheinen. Er schrieb ihm seine Klagen nieder, und so entstanden seine ersten poetischen Versuche. Damals hatten die Anverwandten ihm ein enges Schlafkämmerlein im Erdgeschoß des Hinterhauses eingeräumt. Da stand kein Ofen und auch an den langen Winterabenden erhielt Heinrich kein Licht. Als er sich wie der fleißige Hölty eine Rübe in eine Lampe umwandelte, entlud sich ein Zorngewitter des ganzen Hauses über ihn. Er aber begab sich nun zu dem Obervormund

und setzte es durch, daß er in ein anderes Haus und in ein anderes Gymnasium kam. Hier regte sich sein religiöses Leben; er schreibt: „Christus ward fortan mein Gedanke, mein Vorbild, meine Liebe, mein Leben.“ So nahte der Tag, wo man ihn zum Tische des Herrn zuließ; aber die Umgebungen hinderten eine tiefere Auffassung dieses Augenblicks. Bald entriß er sich der Trunkenheit frommer Schwärmerei. Der alte Rektor, bei dem er jetzt wohnte, brauchte ihn zum gelehrten Handlangerdienst und Heinrich sammelte sich dazwischen manche Kenntnisse, nur ohne Wahl und Ordnung.

Mit wahrem Schrecken bemerkte er endlich diese Unselbstständigkeit seines Geistes, der „wie ein todter Spiegel nur fähig schien, das Vorgehaltene in sich aufzunehmen.“ Er gerieth in mancherlei Zweifel, er büßte den Frieden eines harmlosen Glaubens ein und verlor die erste Gemüthsseligkeit. Die positive Religion sagte sich von ihm los. „Die Liebe ward fortan meine innere, geheime Religion, die allen Geistern ohne Schule und Kunst geworden ist.“ Sein Zustand gestaltete sich zum „trostlosen, hoffnungsarmen Still-Leiden,“ wozu denn nebst viel Anderm auch sitzende Lebensart, häufiges Durchwachen der Nächte, in dem Alter körperlicher Entwickelung nicht wenig beitrug. — Ein alberner Schülerstreich gab ihm zuletzt Anlaß, aus den bisherigen Verhältnissen sich durch Flucht zu befreien. Dies war im Januar 1788. Um Schauspieler zu werden, begab er sich nach Schwerin, nahm aber hier eine Hauslehrerstelle an. Bald siegte jedoch die Wanderlust, er schloß sich als Theaterdichter und Correspondent an eine umziehende Schauspielertruppe. Die tolle Wirthschaft dieser Leutchen gefiel ihm erst nicht übel, dann zog er sich mehr von ihrem Umgang zurück. Diese zweijährige Irrfahrt hatte indeß eine edle Frucht gebracht; er gewann jenen „Leichtmuth,“ welcher dem jugendlichen Alter natürlich, dem Abenteurer unentbehrlich ist, sich in allem Wechsel der Zustände bald einheimisch zu fühlen — in widerwärtigen Stürmen zu scherzen, in Stunden der Glücksgunst vorsichtig zu bleiben.“ Als die Bande im nächsten

Frühjahr sich auflöste, beschloß Zschokke, die Universität zu beziehen. Es war Frankfurt a. d. O., wo er abwechselnd mit Theologie, Philosophie, Geschichte und Dichtkunst sich beschäftigte, dazwischen auch Jurisprudenz hörte. Damals schrieb er sein Schauspiel: „Abellino, der große Bandit", welches bald darauf gedruckt, mit Geräusch über die meisten Bühnen Deutschland's ging. Man zeichnete den jugendlichen Dichter aus. Allein auch zu Frankfurt erwachten seine alten Zweifel wieder und er fing an, sich immer entschiedener von jeder positiven Religion loszusagen, indem er von der Lehre Jesu nur das beibehielt, was auch im ewigen Vernunftgesetz göttliches Gepräge trug. Offenbar ging er hierin zu weit, wie er denn auch in anderer Beziehung wieder zu viel an den Menschengeist verlangte, wenn er mit bloßem Glauben Gottes sich nicht begnügend, ein Wissen Gottes suchte, das ihn „zufrieden stelle mit der räthselhaften Vorhandenheit der Welt." Nicht lange, so gab er auf den Rath eines Freundes die philosophischen Vorlesungen auf, um sich vorerst mit der Geschichte der Philosophie zu befreunden. Mit der Rechts- nnd Gesetzeswissenschaft ging es ihm nicht besser; sie schien ihm eine Sammlung von Satzungen, die am Ende blos geschaffen seien, den Entwicklungsgang der Menschen, je nach derselben Stand und Würden einzuhägen, oder zu sperren."

Mittlerweile besuchte er auf ein halbes Jahr die Vaterstadt und bestieg dort einigemal mit Beifall die Kanzel. Von den drei Jahren, die er überhaupt als akademischer Privatdocent in Frankfurt verlebte, läßt sich wenig berichten. Die Revolution war indessen ausgebrochen. Zschokke folgte mit größter Spannung den Berichten öffentlicher Blätter, hielt aber häufig das Gegentheil von dem, was sie meldeten, für das Wahrscheinlichste; dazu machte er sich die Bemerkung: „Es gibt kein untrüglicheres Mittel, Regierungen um Glauben und Vertrauen eines Volkes, wenn das Volk lesen kann, zu betrügen, als Preßzwang." Zschokke, „als Erbfeind aller moralischen Marktschreierei und Erbfreund jedes Unterdrückten, sah in

sämmtlichen Gräueln Frankreich's nur verzweiflungsvolle Nothwehr einer von hohen Adligen und hohen Priestern zertretenen Nation." Gegen das bekannte Edict des preußischen Staatsministers von Wöllner, der die Religion und Kirche der Polizeigewalt unterordnete, hatte Zschokke geschrieben, und wie natürlich unterließ er auch, als dies Haupt des Kirchen- und Schulwesens zu jener Zeit nach Frankfurt kam, ihm seine unterthänige Aufwartung zu machen. Beides zusammen zerschlug seine letzte Hoffnung, je in Preußen Amt und Besoldung zu erhalten, und als die Maisonne des Jahres 1795 seinen Katheder beschien, sagte er dem gelehrten Berufe Valet und machte sich auf, die Welt zu sehen. Er betrat da eine andere, als die gewöhnliche Hochschule und vermuthete bald, hier sei der Ort oder nirgends, wo er fähig gemacht werden könne, den Zwist seiner Innenwelt mit der Außenwelt zu schlichten, die ihm nun noch fremder dastand, als er geglaubt hatte. Nachdem er einen Theil Deutschland's durchzogen, von Sachsen bis an den Bodensee gelangt, stieg das Land der Alpen vor ihm auf; der Anblick der Naturpracht entzückte ihn, er hegte nur Einen Gedanken: hat denn diese Felsenburg der Freiheit keinen Winkel für mich? — Bald sah er sich enttäuscht und mußte gestehen, ein freieres und gebildeteres Volk im Allgemeinen schon in den preußischen Staaten verlassen zu haben. Am meisten empörte ihn rohe Unwissenheit, Arbeitsscheu und Bettelei, neben zahlreichen Festen, Kirchenbesuchen und Prozessionen. Er schrieb in sein Tagebuch: „Ein geistig unfreies Volk der reinsten Demokratie ist doch ein blindgebornes im Paradiese." So in den katholischen Kantonen; in reformirten, z. B. in Zürich bemerkte er, wie die städtischen Familien einen schweren Druck auf das ärmere Landvolk übten und dieß in schmählicher Abhängigkeit zu halten bestrebten.

Sein schönes Bild von republikanischer Glückseligkeit, welches er so frisch mit in die Schweiz gebracht hatte, wich, durch solche Erfahrungen ziemlich verwischt; indeß machte ihm dieß noch keine böse Laune, er war schon gewohnt,

enttäuscht zu werden. Ein abgegebener Wechselbrief brachte ihn unerwartet in Bekanntschaften, die für seine ganze Zukunft von Bedeutung wurden. Ich darf nur Paul Usteri, Heinrich Pestalozzi, Georg Nägeli nennen; diese und ältere Männer zogen ihn in ihre Kreise. Auch den Verfasser der „Briefe aus Paris," Oelsner, lernte er kennen und beschloß, mit ihm in die Hauptstadt der großen Republik zu gehen. Zuerst verweilten sie noch einige Zeit in Bern, wo Zschokke etliche interessante Bekanntschaften anknüpfte, aber sich nicht heimisch fühlte. Noch vor Ende des Winters trafen sie in Paris ein. Oelsner führte ihn seinen Bekanntschaften vor, und das flüchtige, bunte, gesellige Getändel des Pariser Lebens behagte ihm. Mit den Heroen der Revolution bot sich selten nähere Berührung, dagegen besuchte er am liebsten und häufigsten einen Deutschen, den Graf Schlaberndorf aus Schlesien, der als philosophischer Zuschauer der Revolution in Paris lebend, wenig sein Zimmer verließ, und doch mächtig auf Bekannte und Landsleute einwirkte, die der „Diogenes von Paris" beinahe fabelhaft an sein unordentliches Studierzimmer zu fesseln wußte. Zschokke wählte ihn sogar zum Vorbild, wenigstens vernichteten Schlaberndorf und Paris alle seine Träume von republikanischem Leben. Bald sehnte er sich von Herzen hinweg aus der Stadt voll glänzenden Elends und elenden Glanzes. Um Künstler zu werden, machte er sich auf den Weg nach Rom, nur wollte er zuvor noch einige demokratische Hirtenländer der Schweiz durchmustern. Dies unterbrach für immer seinen Wanderplan. Zu Bern verweilend, schloß er innige Freundschaft mit Aloys Reding, ohne zu ahnen, daß ihr beider Schicksal dereinst noch so seltsam in einander verflochten werden sollte. Die nächsten Streifzüge brachten ihm ein lästiges Wechselfieber, das ihn vor einem Vierteljahre nicht verließ. Herrliche Tage verlebte er dann bei Reding's biederer Familie zu Bern, wo er auch mit Buesinger (nachher Geschichtschreiber seines Kantons) in freundschaftlichste Verbindung trat. Dann pilgerte er nach Chur. Während er dort sein Gepäck von

Bern erwartete, besuchte er den Dichter Salis und den Direktor Nesemann. Letzterer hatte im Schlosse der Herrschaft Reichenau eine Lehranstalt, jenes Seminar, wohin 1793 der Herzog von Chartres (jetzt Louis Philipp, König von Frankreich) ermüdet und hülflos gekommen, wo er so freundlich empfangen und verborgen gehalten war. Nesemann brachte Zschokke'n zu dem Präsidenten Tscharner, der ihn gleich so lieb gewann, daß er ihn bald bewog, seinen Reiseplan fahren zu lassen, um sich an der Reichenauer Anstalt zu betheiligen. Behutsamkeit war hier räthlich, weil er einen guten Theil seines Vermögens auf das ungewissеste Spiel setzen mußte und das Seminar sehr herabgekommen fand. Doch unterzeichnete er 1796 mit aller Vorsicht den Vertrag, und hatte die Freude zu sehen, wie in Kurzem Zöglinge aus allen Gegenden Graubündens und der übrigen Schweiz herbeiströmten. Man muß freilich wissen, wie Zschokke seinen neuen Beruf betrachtete, wie ihm vorstand. Er sagt in der Selbstschau: „Mit wahrer Begeisterung betrat ich die glanzlose Dornenbahn des Schulmannes, die mir von jeher ehrwürdige, auf welcher bessere Zeitalter der Menschheit vorbereitet werden. Wer zum Beruf der Jugendbildung die Weihe aus den Händen der Natur empfing, und diesen Beruf, bei Undank und Verachtung, mit Selbstaufopferung und Inbrunst lieben kann: dem wird auch der Schulstaub zum Heiligenschimmer."

Noch deutlicher gibt sich seine Ansicht und zugleich sein ganzes Streben in folgender Stelle kund: „Auch die vorzüglichsten Pensions-, Erziehungs- und Waisenanstalten blieben immerdar nur sogenannte nothwendige Uebel, mangelhafte Ersatzmittel des Vaterhauses; unnatürliche Zustände für Kinder, welche den Traulichkeiten und Theilnahmen an Lust und Leid und allen Reizen des Familienlebens entzogen stehen. Eben deßwegen ging ich mit wehmüthiger Liebe an die Pflegesöhne. Ich bemitleidete in ihnen meine eigene Kindheit; ward willig ihr Vertrauter, ihr Spielgenoß, Erfinder ihrer Belustigungen und Leibesübungen; ihr Begleiter auf allen Wegen; ihr Schutzgeist,

der sie warnte, tröstete, ermunterte. Alljährlich machte ich ziemlich weite Ausflüge mit den Erwachsenen durch die Bündnerthäler, in die Ebenen der Lombardie und in schweizerischen Landschaften." Man sieht, es regte sich in ihm schon jetzt Etwas vom Geiste Pestalozzi's. Und was er als Jüngling von 26 Jahren an der Spitze dieser Anstalt gewann, blieb für das ganze Leben, für die Erziehung seiner eigenen Kinder, die er stets selbst besorgte, Leitfaden. Ich mußte — sagt er — wiederum Schüler werden mit meinen Schülern, und überall war für uns Schule. Nebenbei auch macht' ich die Erfahrung, daß ein Erzieher, im Umgang mit Kindern, mehr von ihnen lernt, als sie von ihm. Meine damalige Ansicht vom Erziehungswesen ist bis heut ziemlich dieselbe geblieben. Ich verstand kindliches Leben und Weben, Fühlen und Urtheilen, aus Erinnerungen an die eigene Knabenzeit. Menschenkenntniß gewinnt man nicht vom Sehen der Menschen, sondern vom Sehen seines Selbstes. Mich hatte niemand erzogen; aber das Schicksal hatte Hand angelegt." — Grundsätze seiner Erziehung waren, zum freiwilligen Entbehren und zur Selbstabhärtung zu leiten; die Zöglinge sollten sich üben, unabhängig von dem zu werden, wovon der große Haufen abhängig zu seyn pflegt. Eigenthümlich, aber sehr zu beherzigen ist der Satz, den Zschokke in dem Seminar aufstellte: „Weder Fleiß noch sittsames Betragen wurden belohnt oder beehrt. Es ist Versündigung an der kindlichen Natur, statt in ihr Sinn des Rechten und Wahren, den Ehrgeiz des Thiers aufzuwecken." Und von Pestalozzi scheidet ihn diese Behauptung: „Charlatanerie feierlicher Schulprüfungen ward verbannt. Man lernt in ihnen nur den Werth des Lehrers, nicht des Schülers kennen." Nachahmung in jeder ähnlichen Anstalt verdient endlich die treffliche Einrichtung: „In der geräumigen Schloßkapelle ward Sonntags die jugendliche Gemeinde zur Gottesverehrung versammelt. Ich betrat die Kanzel, und stellte die kleinen Ergebnisse der Woche dem Licht der Religion gegenüber, daß sich das Erfahrene zum Heiligungsmittel der jugendlichen Gemüther verwandle."

Wöchentliche Sittengerichte wurden von den Schülern selbst gehalten, Lüge und Heuchelei waren dort am schwersten verpönt. Dieß Tribunal gewährte dem Erzieher selbst den größten Gewinn. Zu Reichenau entwarf schon Zschokke, anfangs zu eigener Belehrung, dann zum Gebrauch im Seminar die Grundzüge seiner „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien," welches Buch nicht nur sehr günstig aufgenommen, mehrere Auflagen erlebte, sondern auch in das Italienische und Französische übersetzt wurde. Nun nahm er sich vor, für das unglaublich verwahrlosete, verwilderte Volksschulwesen des Landes bessere Zustände anzubahnen. Schweres Unterfangen für den Privatmann, für den Fremdling! — Er hielt es für das Gerathenste, ein Schulbuch vorerst „einzuschmuggeln," welches wenig oder gar nichts koste, und Katechismus, Moral, eine Art Weltbeschreibung enthielt und mit der vaterländischen Geschichte schloß.

Auch dies Buch fand günstige Aufnahme und Uebersetzer in das Romanische und Französische. Die drei Bünde ertheilten ihm hierauf am Vorabend seines achtundzwanzigsten Geburtstages das Staatsbürgerrecht, eine seltene Gabe, die im Lauf des Jahrhunderts nur einem Einzigen vor ihm gewährt und sonst weder erbittlich noch erkäuflich war. Bald darauf bot ihm auch Chur das Bürgerrecht, unter der Bedingung, sein Seminar in die Hauptstadt zu verlegen. Er lehnte es ab, ebenso den Ruf zu einer Professorstelle nach Frankfurt a. d. Oder. Doch in seine friedlichen Verhältnisse sollte bald der Sturm der Zeit hineintosen. Als die Franzosen heranrückten, wähnte jeder Schweizerkanton, in unglaublicher Verblendung, sich ganz allein mit zusammengeraffter Mannschaft wehren zu können. Kanton um Kanton fiel. Zschokke mußte befürchten, auch die Bündner würden in den Abgrund des großen Verderbens niedergerissen werden; diese hatten ja das Schicksal der übrigen Schweiz wie das jeden fremden Landes ruhig angesehen, ohne weder Hülfe für jene, noch Schutz für sich selber nöthig zu finden. Als aber nun die Oesterreicher anzogen und der Gesandte erklärte, sein Hof

werde in Bünden keine gewaltthätige Staatsveränderung dulden, da erkannte man mit Entsetzen die allgemeine, nahe Gefahr. Furcht und Schrecken, wohin man sah; die Eltern nahmen ihre Söhne von Reichenau zurück, Zschokke entließ seine Lehrer und löste die Haushaltung auf, die täglich für ungefähr hundert Personen geschäftig war.

In dem Parteikampf, welcher nun die Bundesthäler nach allen Richtungen durchtobte, stand er mit Schrift und Wort auf Seiten der gemäßigten Patrioten; aber die Aristokraten, auf Oesterreich rechnend, gewannen vorerst die Oberhand und hetzten das unwissende Landvolk auf. Nur zufällig, durch einen botanischen Ausflug entging Zschokke eines Tages der Lebensgefahr. Er mußte im August 1798 in die Verbannung wandern, ein Loos, das zugleich seinen Freund Tscharner und den Dichter Salis traf, der mit seiner jungen, reizenden Gattin sogar von bewaffneten Bauern bis über die Gränze verfolgt ward. Unterwegs begegnete Zschokke andern Verwiesenen; man beschloß, Abgeordnete nach Aarau, dem damaligen Sitz der helvetischen Regierung, zu senden, um bei dieser und den französischen Behörden Schutz für die Gemeinden oder Familien zu erwirken, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die Schweiz das Opfer aristokratischer Rache geworden waren. Tscharner und Zschokke übernahmen die Sendung. Letzterer, durchaus nicht gebeugt, sah in der neuen Wendung seines Schicksals nur die Vorbereitung zu wichtigern Tagen, in der umgekehrten Weltordnung aber eine ernste Lehre für die Völker der Erde. So konnte er sich äußern: „Es muß wohl zuweilen, — die göttliche Weltordnung gebeut es! — ein furchtbares Verhängniß mit eiserner Ruthe einschreiten, und die Völker der Erde, aus ihrem Brüten über materiellen Interessen und Sinnlichkeitslüsten aufjagen, daß sie nicht gänzlich verthiert in eingeübten Formen ersteifen, oder bloße Maschinenbeweglichkeit behalten. Auch Völkerwanderungen, Kreuzzüge und Glaubenskriege haben ja zuletzt größern Segen hinterlassen, als sie anfangs vernichtet hatten. Es müssen wohl Tage des Todes und Untergangs erscheinen, um für ein neues

Leben Raum zu schaffen. Die vielgefräßige Eigensucht der Gewaltigen würde endlich den Schwächern das Menschenthum selbst abläugnen; würde mit Polizeischeeren den Flügel des Geistes verstümmeln; Laster und Tugend in Modedinge verwandeln, und sich zur Selbstvergötterung aufblähn, wenn nicht von Zeit zu Zeit das Donnerwort des Schicksals, wie einst aus den Wetterwolken von Sinai Jehova's Stimme riefe: Du sollst keine andere Götter haben neben mir!" —

Die Flüchtlinge hatten sich bei dem Direktorium der Republik wohlwollender Aufnahme zu erfreuen. Weil es aber einstweilen nur bei tröstlichen Hoffnungen blieb, legte Tscharner nach kaum 14 Tagen seine Vollmachten, um zurückreisen zu können, in Zschokke's Hand und dieser beginnt nun seine diplomatische Laufbahn. Die Aufgabe war schwer. Allein eine gleich anfangs von ihm abgefaßte Vorstellung an das Vollziehungsdirektorium drang durch und verschaffte ihm die „Ehre der Sitzung." Man holte ihn von der Gallerie der Zuschauer und der Präsident gab ihm den Bruderkuß. Da wurde im September 1798 der Sitz der helvetischen Behörden nach Luzern verlegt. Zschokke folgte; er fand einige seiner vorigen Freunde daselbst in bedeutender Stellung wieder und der Kreis seiner Welt- und Lebensanschauung erweiterte sich mächtig und von Tage zu Tage. Indessen stieg die Noth der Ausgewanderten und die Verwirrung in den drei Bünden immer höher. Viele wandten sich an ihn, er verkaufte Manuscripte, die sonst vielleicht nie zum Druck gekommen wären, und behalf sich ganz ärmlich. Auch die Bundesregierung gewährte auf seine Bitten Unterstützung. Salis sollte im Namen der Geflüchteten die Dankrede halten, hatte aber am bestimmten Tage alles Eingelernte urplötzlich vergessen. Zschokke hielt die Rede aus dem Stegreif und aus dem Herzen; von Neuem wurde ihm „Ehre der Sitzung" und Bruderkuß zu Theil. Bünden grollte ihm dafür und erkannte ihn des Bürgerrechts für verlustig; er ward sogar, wie Münch angibt, für vogelfrei erklärt und ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt. Jetzt mußte

er seine diplomatische Laufbahn einstweilen für beendet ansehen und wollte mit den übrigen Ausgewanderten an den Ufern des Zürichersees die Entscheidung dieser Begebenheiten abwarten. Da zog ihn der Minister Stapfer als Gehülfen in seinen Wirkungskreis. Nun bildete er zuerst einen „Verein" zur Förderung des Gemeinsinns und entwarf die Statuten; überall in der Schweiz ahmte man diese Gesellschaft nach; aber man hielt sich von politischer Einmischung frei. Zugleich begründete er den „aufrichtigen Schweizerboten," ein ächtes Volksblatt, welches nach allen Seiten hin anschlug und so einflußreich wurde, daß die Gegner in ähnlichen Blättern es zu bekämpfen suchten. Schon nach einigen Monaten wurde er in der Herausgabe desselben unterbrochen, doch nicht für immer, wie ich später erzählen werde. Im Wechsel des Kriegs wurde Zschokke hierauf zum Regierungskommissär ernannt, um in Unterwalden die äußern Verhältnisse zu ordnen. Die Sendung kam ihm ganz recht, sie brachte ihn in eine andere Laufbahn. Gräuel der Verwüstung, Ketten und Schrecknisse zeigten sich überall.

In Stanz angekommen, berief er sogleich Richter und Statthalter ein, sich über die Verhältnisse und besonders die Stellung und das Ansehen der Beamten das nöthige Licht zu verschaffen. Was er sah und hörte, führte ihm die Schwierigkeit seiner Sendung noch mehr vor Augen. Das Volk lag sehr tief gesunken. Das Verfahren der bisherigen Beamten in ihrer Parteiwuth erregte bei Zschokke größern Unwillen, als die leidenschaftliche Aufregung der unwissenden und verblendeten Menge. Er wollte nicht neue Leiden bringen, sondern helfen und im Lande der Mann des Vertrauens werden. Die Geistlichkeit wußte er gleichfalls zu gewinnen und hierzu trug sein Freund Buesinger nicht wenig bei, den er jetzt als Pfarrer in dessen Heimatsgemeinde Stanz wieder sah. Binnen wenigen Wochen schaffte er Ordnung, Sicherheit und Ruhe, selbst als die anrückenden Oesterreicher neu die Gemüther entflammten. Zschokke traf damals in Stanz auch mit Pestalozzi zusammen, den er schon kannte, mit dem er

Arm in Arm herumspazierte, um die Spießbürger aufmerksam zu machen, daß sie diesen Mann des Volkes, einen ungeschliffenen Edelstein, nicht nach seinem verwahrloseten Aeußern beurtheilen dürften. Plötzlich verbreitete sich die Sage, die Oesterreicher rückten siegreich heran; Zschokke widersprach nach einer amtlichen Mittheilung, doch erhielt er jetzt Befehl des Direktoriums, das weitere Eindringen der Feinde zu verhindern. Nun kamen Abtheilungen französischer Krieger, es gab neue Unordnung und Verwirrung.

Zschokke setzte sich mit Energie der Zügellosigkeit der Soldaten entgegen und stand gleichwohl auf gutem Fuß mit dem französischen General. Als später Unterwalden von fremdem Militär befreit war, richtete er eine Landwehr ein und da er die Sehnsucht des Volkes nach Ruhe kannte, täuschte er sich auch hierbei nicht. — Eigenmächtig eilte er von da nach Schwyz, um Ruhe zu schaffen. Das Direktorium, statt zu zürnen, ernannte ihn zum vollmächtigen Regierungskommissär des Kantons Waldstätten. Ohne Säumen bereiste er die Gebirgsländer, die gesetzliche Ordnung wieder aufzurichten. Sein Eifer bei all dieser Thätigkeit ist zu bewundern. „Indessen tägliches Schaffen," — sagt er in der Selbstschau — „Einstürzen und Wiederaufrichten des Gewesenen, tägliches Anstreben und Ringen nach allen Richtungen, müdete mich zum Glück nicht ab. Leben ist Wirken; und das menschenfreundlichste Wirken, das seligste Leben. Unter allen Widerwärtigkeiten tummelt' ich mich so unverdrossen und munter umher, wie irgend ein junger Mann es kann, dem ein Alter von 28 Jahren das Gefühl unerschöpfbarer Kraft, ein gutes Gewissen guten Muth gibt; oder den eine schöne That, eine schöne Gegend, ein schönes Gesicht gleich lebhaft begeistern kann." Schon glaubte er am Ziel zu sein, da brach alles wieder in heilloser Verwirrung zusammen. Suwarow kam mit Russen vom Gotthard herab; er überschwemmte das Urnerland. Bei der ersten Nachricht vom Eindringen der Russen besetzte die von Zschokke organisirte Landwehr aus freiem Antrieb die Höhen und Alpenpässe gegen Uri. Dies

überraschte ihn angenehm. Ja er kam dem Kriegsgetümmel ganz nahe, als sich Suwarow und Massena unfern von Schwyz begegneten. Nun hatte er von Neuem die Wunden zu heilen, welche dies Treffen und seine Folgen der Umgegend schlugen. Neben besserer Jugendbildung suchte er dort zugleich Sinn für Gewerbfleiß zu wecken und zu nähren. Umsonst. Des Unterrichts nahm er sich mit besserm Erfolge, besonders auf den Dörfern in den Urkantonen an. Nicht lange, so erfuhr er den Aufenthalt seines Freundes Reding, den er nun zu sich kommen ließ und in das eigene Haus gleichsam einführte. Im nächsten Winter vergrößerte sich die Noth, die helvetische Regierung erklärte ihr Unvermögen abzuhelfen. Da wandte sich Zschokke in einem dringenden Aufruf an die ganze Nation, alle Zeitungen wiederholten seine Bitte. Sie fand in den Herzen der Schweizer in Deutschland, England und Italien ein Echo und die kräftigste Abhülfe durch Geld und andere Lebensbedürfnisse krönte sein Bemühen. Zumeist der Jugend erbarmte sich sein edles Herz wieder; welche schreckliche Zeit aber damals gewesen sein mag, ergibt sich vielleicht schon daraus, daß der einzige Kanton Solothurn ihm antrug, 1012 der beklagenswerthen Kleinen zu versorgen. Leider vergalten diese Pfleglinge in den nächsten Jahren seine Bemühungen zum Theil eben so wenig als die Erwachsenen, für welche er so rastlos gearbeitet hatte. Im Lenz 1800 hatte er den Zweck seiner Sendung in den Waldstätten endlich erfüllt. Er erwartete die verlangte Entlassung, während er im Kreise seiner Lieben zu Schwyz lebte. Inzwischen war Napoleon wie durch Wunder aus Aegypten zurückgekehrt und rüstete zur Wiedereroberung des verlorenen Italien's. Zschokke, 1800 zum Regierungskommissär von Wallis ernannt, sollte zugleich den ersten Konsul über den St. Bernhard begleiten. Er lehnte die Ernennung ab, weil er bei der Familie Reding den Sommer zubringen wollte. Bald aber forderte der General Moncey, der mit seinen Truppen die italienische Schweiz durchzog, daß Zschokke als Regierungskommissär ihm zur Seite bleiben sollte, und

dieser schlug es aus Rücksichten für die Schweiz nicht aus. Nie vor und nachher erlebte er so viel persönliche Anstrengung, wie hier; unaufhörlich wurde er theils vom Heere aus, theils von den Gemeinden bestürmt und verbrachte Tag und Nacht unter Bitten und Drohungen. Erst dann athmete er freier, als er die Armee über die Gränzen in die Lombardie geschoben sah. — Noch gerieth er in den Verdacht, der aristokratischen Partei anzugehören. Auch von anderer Seite war seine Stellung mißlich, weil seine Vollmacht nicht so ausgedehnt war, als der stürmische Augenblick oft erheischte. Sofort verlangte er Entlassung oder ausgedehnte Vollmacht; wenn dem Vaterlande Unglück drohe, müsse er das Nothwendige verfügen können, ohne die oft langsäumenden Verhaltungsbefehle erwarten zu müssen. Die Vollmacht kam nicht und er griff willkürlich ein. Neben sich gewahrte er bald den Einfluß des Klerus; er sagt in der „Selbstschau" davon sehr treffend: „Der Stützpunkt ihrer Größe ist, wie in vielen katholischen Staaten Europens, so auch in der Schweiz, von jeher die Geistesbefangenheit der Regenten und Unterthanen gewesen. Jahrhunderte haben ihr diesen Stützpunkt befestigt; es erfordert Arbeit wenigstens eines Jahrhunderts, ihn mit einem edlern zu ersetzen. Wo der Staat innerhalb der Kirche, der Altar über dem weltlichen Thron steht, gehört der Staat dem Priesterthum an, dessen Löse- und Bindeschlüssel, voll magischen Schreckens über den Köpfen des Volks und über den gekrönten Häuptern, wie des Damokles Schwert, hängt. Wo Staat und Kirche in Rechtsgleichheit und scheinbarer Friedfertigkeit, neben einander bestehn, ist der weltliche Arm allerdings schon zur Hälfte seines Landes und Volks Meister geworden. Doch bezeugt das fortdauernde Suchen nach den Gränzen zwischen Staat und Kirche, wie sehr diese in einander verschwommen sind; und daß der absoluteste Monarch nicht Alleinherrscher in seinem Reiche sei, so lange er darin einen Mitherrscher habe. Die Freiheit des Regenten, neben der seines Volkes beginnt, wo statt der Kirchenmacht Glaubensfreiheit ohne Gefährdung öf-

fentlicher Ordnung wohnt.“ Diese Worte sind so ganz wieder durch bedenkliche Ereignisse der Gegenwart in mehren Ländern bestätigt worden, und halten der Verblendung mancher Regierungen so scharfe Spiegelbilder vor, daß ich sie nicht weglassen wollte, obschon sie Zschokke eigentlich nur als gelegentliche Bemerkung gibt. — Er selbst sah jetzt sogar einen Bund mit der Hierarchie nicht „als das übelste Mittel“ an.

Anfangs bemühte er sich umsonst, ihre Gunst zu erwerben, bis er es endlich über sich nahm, die strenge Vollziehung des Gesetzes einzuhalten, durch welches die neuen Gesetzgeber der Schweiz Zehnten und Bodenzins aufgehoben und so Weltgeistliche und fromme Stiftungen der Dürftigkeit Preis gegeben hatten. Jetzt war er in der Gunst der Geistlichen befestigt. Die Parteien kämpften inzwischen noch immer, als die Schlacht bei Marengo geschlagen war. Da trat Zschokke fester gegen den ewigen Hader der Parteien auf, nicht Versöhnung konnte er gebieten, allein Unverletzbarkeit öffentlicher Ruhe. Dafür haßten und verdächtigten ihn Beide. Er proklamirte Amnestie für alle politischen Vergehen. Während der ganzen Zeit hatten sich die Franzosen in den unglücklichen Kantonen Erpressungen jeder Art erlaubt, mit ihnen die Zufuhr gehindert. Zschokke eilte nach Mailand, wo er seinen Freund, General Moncey, antraf, der die Sache bei dem ersten Consul Bonaparte ausfechten sollte. Dieser Consul gab eine ausweichende Antwort. Anfangs gelang es zwar, die Einfuhr von Getreide und Salz aus Italien herzustellen. Kaum aber war Bonaparte nach Paris zurückgegangen, so hinderte Massena wieder den Verkehr. Er gab endlich nur gegen Erlegung einer Abgabe nach. Doch „genug von diesen Blutsaugereien der damals gefeierten Völkervampyre!“ — Endlich war die Reorganisation der Landesbehörde vollendet, Zschokke erhielt die erbetene Entlassung.

Noch galt es, den Erpressungen Massena's Einhalt zu thun, indem man den ersten Consul davon in Kenntniß setzte. Indeß Zschokke, dies zu bewerkstelligen, in

Bern verweilte, wurde er vom Vollziehungsrath zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel ernannt. Hier drohte Volksaufstand wegen Bodenzins, Zehnten und anderer Klagen. Vergebens sträubte er sich. Kaum 14 Tage nach seiner Ernennung traf er schon ein. Den Aufstand hielt er nicht zurück. Mit persönlicher Gefahr warf er sich zu Pferde in mondheller Mitternacht der wilden Meute entgegen. Die Gefahr wuchs, er sah sich von seinen Begleitern verlassen. Doch er entging dem Tode. Die Rebellen unterwarfen sich, er schonte sie. In der Stadt Basel empfing man ihn als einen Fremden kalt. Ein französischer General versuchte hier wieder die aus Frankreich kommenden Getreidefuhren aufzuhalten; Zschokke wurde leicht mit ihm fertig. — Tage der Ruhe folgten, gewürzt durch die Genüsse der Kunst, der Wissenschaft und gemüthlicher Beziehungen, die er um so tiefer empfand, je länger er sie bisher entbehren mußte. Damals lernte er Ulrich Hegner, Matthison, Friedrike Brun u. A. kennen. Hier übersah er prüfend den Zustand seines Vermögens, das sich zur Neige senkte, weil er dem Staat bedeutende Vorschüsse gemacht hatte. Er sandte daher dem Minister des Innern seine Rechnung zu und empfing die vollständigste Entschädigung. Seine Mußestunden widmete er zu Basel den neuesten Erzeugnissen der deutschen und französischen Literatur. Zugleich ordnete er eigene und fremde Aufsätze zur Geschichte der jüngsten Schicksale der Schweiz, zum Behuf künftiger Herausgabe, doch erst 1803—5 kamen diese „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" heraus, ein Werk, das ihm entschiedenen Beifall schaffte, schon im folgenden Jahr und später noch einmal in das Französische, in das Italienische und Englische übersetzt wurde und viele der hier mitgetheilten Thatsachen ausführlicher darstellt. Indeß war zu Lüneville Friede geschlossen, Zschokke hatte ihn mit Kanonendonner von den Stadtwällen verkündigen lassen. Als die neue Verfassung in's Leben getreten, verlangte er seine Entlassung, eilte in den Privatstand zurück und wählte für den Winter Bern zu seinem Aufent-

halt. Einen der ersten Besuche machte er hier bei seinem Aloys Reding. Dieser wünschte ihn zum Congreß nach Amiens zu schicken und da Zschokke dies bestimmt verweigerte, ward der Freund zurückhaltender gegen ihn. Den Umgang dieses Winters 1802 verschönten ihm zwei liebe Freunde, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, und Heinrich v. Kleist. Durch Beide wurde er mit der romantischen Schule, deren Vorfechter damals Goethen zu ihrem Abgott wählten, mit den Schlegel'n und Tieck bekannt. Die drei Freunde stellten bisweilen poetische Wettkämpfe an; Einem derselben verdanken wir eines der herrlichsten deutschen Lustspiele: „Der zerbrochene Krug" von Kleist. Ein Kupferstich Zschokke's hatte dazu angeregt, jeder sollte die komische Szene desselben in seiner Weise ausbeuten, Kleist trug den Sieg davon. Dieser unglückliche Dichter lebte damals munter, gesellig, doch wie es scheint, nicht immer frei von Schwermuth und der Verzweiflung, in welcher er 1811 sich bei Potsdam erschoß. Zschokke schrieb darüber an einen Freund: „In seinem Wesen schien mir, selbst während der fröhlichsten Stimmung seines Gemüthes, ein heimliches, inneres Leiden zu wohnen. — Es verlieh seinem Umgang die eigenthümliche Anmuth." Die Einsamkeit liebte Kleist schwärmerisch, und so verlebte er den nächsten Sommer nach seiner Bekanntschaft mit Zschokke an den Ufern des Thunersee's, wo er ein kleines Landhaus gemiethet hatte, bis er im Herbst mit seiner Schwester die Schweiz verließ. — Zschokke, der in diesem Winter seine Wünsche und Lebenspläne durchmusterte, fand, daß er sich treu geblieben sei in seinen Grundsätzen; der Widerspruch der Ideale mit der Wirklichkeit war wohl noch nicht gelöst, allein dies beunruhigte ihn immer weniger. Ueber seine Lebensansicht in jener Zeit sagt die „Selbstschau": „Mir immer bewußt, daß ich Zeitgenoß einer civilisirten Barbarei *) sei,

---

*) Noch im September 1821 schreibt er einem Freund: „Mir ist oft zu Muthe, als lebe ich mitten unter Bar-

sah ich ein, daß die moralischen Uebel und daher alle Leiden der Familien und Nationen, nicht aus reiner, natürlicher Bosheit der Menschen, sondern aus ihren Irrthümern, Verwöhnungen und schiefen Verstandesrichtungen quellen; daß der Edelste nicht sündenlos, der Sündigste aber auch nicht ganz adellos sei; daß in der Welt das Sittlichgerechte dennoch im Allgemeinen gegen das Sittlichböse Uebergewicht behaupte, weil sich das Menschengeschlecht außerdem schon vom Erdboden vertilgt haben würde, daß die meisten Vergehen und Verbrechen offenbar Unheilsfrüchte der Volksverbildung inner den Schranken verderblicher Gesetze, Einrichtungen, Glaubenssatzungen und Herkömmlichkeiten sind." Im neuen Drang der Zweifel erkannte Zschokke klar, wie völlig sein Gottesglaube sich geändert habe, er war Pantheist geworden; d. h. er hatte den Glauben von Gott und der Welt, den er selbst näher so erklärt: „Wie das uferlose Weltall nur gleichsam der sichtbare Schleier der in ihm wesenden Natur ist, so erschien mir die Natur als der Schleier Gottes, in welchem er sich uns offenbart. Und darf ich das Tiefste mit dem Höchsten zu vergleichen wagen: er erschien mir im Verhältniß zum Sein und Wesen des allgegenwärtigen Weltalls, wie der Menschengeist zu seinem beseelten und belebten Menschenleib, den er in allen Theilen, ohne sie selbst zu sein, durchherrscht." Mit solchen Gedanken und Grübeleien beschäftigt, gab ihm ein Traum Stoff und Anlaß zu seinem Roman: „Alamontade, der Galeerensklave", worin er den Heldengeist wahrer Tugend, selbst im hoffnungslosesten Elend schildern, sich selbst und vielleicht auch Andere dafür stärken wollte. Es gelang, Alamontade's Schicksal begeisterte die Jugend, der Roman wurde ebenfalls in fremde Sprachen übersetzt. Mit diesem Buche hatte er eigentlich erst die Jünglingskämpfe abgeschlossen. — Im Frühling

---

baren, denen ich nicht einmal sagen darf, wie tief sie sich in's Schlechte verlieren, und die mir auch wahrlich nicht glauben würden."

1802, nach Ruhe sehnsüchtig, pilgerte er eben nicht auf dem nächsten Wege mit seinen Freunden Wieland und Kleist nach Aarau. Hier lebte sein alter Freund Rudolph Meyer, auf dessen Rath er das unbewohnte und reizend gelegene Schloß Biberstein, bei dem Dorfe gleiches Namens, kaum eine Stunde von Aarau entfernt, einstweilen miethete. Dort gedachte er in tiefster Eingezogenheit das Ende der politischen Umtriebe zu erwarten.

Er schwelgte in den Schätzen der Wissenschaft und im Genuß einer reizenden Natur. Sein Glück wuchs durch Liebe. Etwa eine Viertelstunde von Biberstein lag ein einsamer Hügel mit einer Kirche und dem Pfarrhaus. Der würdige Pfarrer Nüsperli von Kilchberg wohnte hier mit seiner liebenswürdigen Familie. Nanny (Anna), seine Tochter von sechszehn Frühlingen, fesselte Zschokke's Herz; aber wie sollte er sie zur Genossin von Schicksalen machen, die ihn noch in fortdauernden Stürmen der Staatsumwälzungen erwarten mochten? Es stand zwar fest in seinem Herzen: Diese, oder nie eine, zur Gefährtin des Lebens! allein er hütete sich, in Wort und Miene das Geringste zu verrathen. Der Sturm brach von Neuem los, Bonaparte ließ die Bethörten gewähren, um ihre Verwirrung gemächlich für sich ausbeuten zu können. Endlich lösete sich 1803 die bisherige Einheit der helvetischen Republik und mit ihr die Centralregierung auf; jeder der neunzehn kleinen Freistaaten richtete sich nach Vorschrift des Gewaltherrn ein. Zschokke'n schien man nicht vergessen zu haben, obwohl ein volles Jahr verstrich. Er empfing das Staatsbürgerrecht und zugleich die Ernennung zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamts, in welcher Eigenschaft ihm zuletzt die Leitung des gesammten Forst- und Bergwesens anvertraut wurde. „Der politischen Laufbahn übersatt“ — bemerkt er selbst: „trat ich willig in die administrative ein, dem jungen Freistaat nützlich zu werden.“ Längst hatte er aus besonderer Liebhaberei die Bewirthschaftung der Alpenforste studirt und sich durch gründliche Untersuchungen, Reisen, botanische Excursionen

die Hülfskenntnisse gesammelt. Er stand im Rufe eines erfahrenen Forstmannes, ehe er sich noch überhaupt für einen Forstmann geben wollte; denn er sagt: „So kam es, daß mich auch die Regierung von Aargau zum Oberforst= und Bergrath ernannte, ein Ehrentitel, den ich unter allen Titeln am letzten erwarten konnte.“ Es gelang ihm, nach und nach diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu ordnen, wozu sein Lehrbuch „der Gebirgsförster“ viel beitrug, das er den Ortsvorstehern unentgeldlich vertheilte. Damals besuchte ihn Karl von Bonstetten auf Schloß Biberstein, wollte ihn aus seiner Einsamkeit aufstören und nach Genf in den Kreis geistreicher Männer und Frauen schleppen. Er vermuthlich war es, der die berühmte Frau von Staël auf Zschokke'n aufmerksam machte, welche diesem bald nachher die Stelle eines Begleiters auf ihren Reisen unter Bedingungen, wie er sie selber stellen könne, anbot. Bestimmt lehnte er das Anerbieten ab, „vielleicht etwas zu schnöde;“ Aug. Wilh. von Schlegel trat dafür an seine Stelle. Um die Pflanzen= und Mineralwelt der Alpen mit jener der Pyrenäen zu vergleichen, beschloß Zschokke nun, die Letzteren zu bereisen. Er kam durch die Zauber seiner Nachbarschaft von dem gelehrten Plan zurück. Ein Blitzstrahl, der nach heißem Sommertage in sein Schlafgemach fuhr, ohne den mit Studien beschäftigten Bewohner nur im Mindesten zu verletzen, sollte zugleich das Geheimniß im Busen Nanny's enthüllen, die unverholen kund gab, daß ihr Leben unzertrennlich am seinigen hange. Sofort richtete er den von ihm bewohnten Theil des Schlosses bequemer für die künftige Haushaltung ein und feierte am 25. Februar 1805 seine Vermählung „auf einfachste, patriarchalische Weise.“ Er sagt: „Außer der auch mir lieben Jugendgespielin der jungen Braut erschien dabei kein fremder Zeuge. Kein Zurschaustellen eiteln Gepränges störte Andacht und Lust des schönen Tages. Die Braut, wie ich, blieben im alltäglichen Gewande. Der im Silberhaar ehrwürdige Pfarrer Nüsperli traute mich, mit Worten herzlicher Rührung, seiner Erstgeborenen, neben demselben Taufstein an,

über welchem er ihr einst die erste christliche Weihe gegeben hatte. So hatt' ich's mir gewünscht." — Doch war der Festtag nicht so ganz Geheimniß geblieben, der Bote brachte einen Brief vom fernen Karlsruhe her; Hebel gratulirte „dem aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten" zu seinem Hochzeitstag. Nun lös'te sich ihm das Einförmige der Tage in ein magisches, mildes Farbenspiel auf. Er schloß in den ersten Stunden des alleinigen Beisammenseins mit der jungen Gattin einen Ehevertrag eigener Art, aber „bessern Werthes, als jeder gewöhnliche, in welchen man sich gegenseitig um Geldsummen und Aussteuern oder Wittwengehalte vergleicht." In der Selbstschau fügt er bei: „Was für uns damals nur noch gute Grundsätze sein konnten, erhärtete mit den Jahren zu guten Grundgewohnheiten. Wir beide lebten in diesen allein nur uns selbst; täglich einander klar und durchsichtig, selbst ohne Verhüllung des Fehlers; nur uns vertrauend und Gott, niemandem sonst, selbst Blutsverwandten und Freunden, und Vater und Mutter nicht. Einfach und schlicht in äußeren Umgebungen, hüteten wir häuslichen Wohlstand, der uns Unabhängigkeit von Menschen, aber auch Mittel bewahrte, ihnen zu helfen. Ohne geselligen Vergnügungen zu entsagen, leisteten wir doch Verzicht auf jene, welche von Convenienz, Etikette oder langer Weile geschaffen, in üppigen Gastmahlen, zierlichen Abendzirkeln, am Spieltisch, oder in höfischer Medisance, gewöhnlich Geld- und Zeitverschwendung, oft Frieden in und außer dem Hause, zum Opfer verlangen; mittlerweile man für Leidende, oder für gemeinnützige Werke, weder Sinn, noch Zeit, noch den Thaler erübrigen mag. Eine so dicht um uns abgeschlossene Lebensweise, die wir auch dann fortsetzten, als ich, 1807, das romantische Biberstein mancher Bequemlichkeit willen mit dem eigenen Hause in Aarau vertauscht hatte, konnte wohl Manchen sonderlingshaft dünken; doch wir Beide ließen uns nicht irre machen." —

Von jetzt ab ward Zschokke's Leben, wie er selbst sagt, „ein stiller, leiser Strom, der sonst von seiner Quelle

hinweg, so stürmisch über Felsklippen im Zickzack fortgebraus't war; es gab keinen Reichthum von Schicksalswechseln mehr und bunten Abenteuern." Aber gerade für unseren Zweck, ihn als Mann des Volkes zu schildern, beginnt nun seine Bedeutsamkeit erst recht hervorzutreten, die wir im Charakter, in der Richtung und Form seiner schriftstellerischen Leistungen am meisten zu erkennen glauben. Es mag daher hier sein schriftstellerisches Streben zunächst überhaupt gewürdigt werden, dann sollen die bedeutenden Werke, zum Theil wenigstens, besonders hervortreten, ehe wir zum Schluß auf seinen „Lebenssabbath" zu reden kommen. In seiner Selbstschau sagt er: „Ich hätte für das gesammte Helvetien, für das ganze Zeitalter thätig sein mögen! Wie viele Wünsche, Ideen und Entwürfe gährten in mir! Nicht ein langer Lebenslauf, sondern ein thatenvoller ist ein großer, und ein dem allgemeinen Besten geopferter, ein seliger. Mir gab der Genius des Lebens kein Mittel dafür, als die Feder. Aber das Pult des Schriftstellers ist eine Lehrkanzel, um welche sich die unsichtbare Gemeinde von Tausenden horchend sammelt, und eine unbekannte Jüngerschaar pflanzt sein Wort in's Leben über." Man hat also die langjährige gesegnete und folgenreiche Wirksamkeit Zschokke's unter einem zweifachen Gesichtspunkte zu betrachten, unter dem schweizerischen und deutschen, oder was im Grunde dasselbe sagen will: unter dem politischen und literarischen. Die Hauptzüge seines öffentlichen Charakters als Staatsmann in der Schweiz, deren politische Umgestaltung er vor Allen mit erschuf, in welcher er als Träger einer neuen Culturepoche unbestritten eine der ersten Stellen behauptet, sind in den vorliegenden Zügen geschildert. Seine literarische Wirksamkeit beginnt anfangs ebenfalls von der Schweiz aus, um sich von da in weitere Kreise Bahn zu brechen. Das konnte sein Abellino nicht allein, selbst Alamontade wäre wohl nicht so tief und in alle Kreise des Volkslebens eingedrungen, wie zunächst sein „Schweizerbote," von dem ich schon erzählte. In diesem Muster eines ächten Volksblattes, zu dessen Wiederaufnahme ihn sein würdiger

Freund Rudolph Meyer von Aarau bewog, entfaltete sich zuerst seine Kraft als Volksschriftsteller. „Treten Sie noch einmal als Schweizerbote hervor, wie vor 5 Jahren in Luzern!“ so hatte der alte Freund zu ihm gesagt: „Warum legen Sie nun müßig die Hände in den Schooß und schweigen? Belehren Sie die Leute von dem Schatze der Freiheit, den man ihnen erkämpft hat; die Leute kennen ihn noch nicht. Wenn sie ihn aber kennen gelernt haben, lassen sie ihn nicht wieder von herrschsüchtigen Schlauköpfen sich aus den Händen locken. Sie werden ihn festzuhalten und zu vermehren wissen!“ — Und Zschokke befolgte des Freundes Rath; denn dieser hatte ihm den angemessensten Beruf gegeben. Es fand sich bald in H. R. Sauerländer zu Aarau ein geeigneter Buchhändler. Der Bote erstand 1804 auf's Neue und trat noch dreißig Jahre seine Wanderungen an trotz aller Ränke und Verbote, die sich ihm in den Weg warfen; ja er wuchs allgemach mit seinen Lesern auf, urtheilte männlicher und sprach unterrichteter und unterrichtender, „so daß er zuletzt einem schlichten, derben, erfahrenen Landmann voll gesunden Menschenverstandes glich, der im Gefühle seiner republikanischen Rechtsgleichheit mit Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niederen ein anständiges Wort wechseln darf.“ Vergebens erhob sich Klerisei und Patriziat; der Schweizerbote gelangte in die niedrigsten Hütten und wie man auch über den „Wolf im Schaafspelz“ schrie, er war überall gelitten und wohl aufgenommen.

Selbst die Volkskalender verbesserte er, er zog die übrigen Schweizerkalender mit sich in die Höhe. Und warum auch dies? „Wenn auch meiner Wißbegier eine Beschäftigung in den höheren Gebieten der Wissenschaften angenehmer zugesagt hätte: hier gebot eine höhere Pflicht! Für die gebildeten, reichen, wohllebenden Stände sind in allen Staaten hundert Federn dienstfertig; aber wie selten erbarmt sich ein Benjamin Franklin, ein Heinrich Pestalozzi, ein Zacharias Becker, oder Hebel u. A. der unteren, vielversäumten Volksklassen?“ Das sind goldene Worte aus seiner großen Seele gesprochen,

die schon allein ihm seinen Platz unter den würdigsten Männern des Volkes sichern. Fürwahr, durch seinen Schweizerboten und nachher durch des „Schweizerland's Geschichte für das Schweizervolk" hat Zschokke zunächst am kräftigsten und offenbar auch am nachhaltigsten auf die politische und sittliche Neugestaltung seiner zweiten Heimath gewirkt, mögen auch noch jetzt viele engherzige Schweizer anders urtheilen. In diesen beiden Werken erscheint er recht in der Vollendung des wahren Volksschriftstellers. Ueber die Grenzen der Schweiz hinaus, durch das ganze Deutschland, ja „soweit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt," drang eine andere, eben damals unternommene Erbauungsschrift: die Stunden der Andacht. Der Titel darf nur genannt werden, um Tausende zum Danke für religiöse Erbauung, Tröstung und Läuterung in Zweifeln zu bewegen, was sie Alles in diesen Stunden gewonnen haben! — Der Plan dazu wurde im Jahr 1807 plötzlich entworfen, wenn er gleich längst, wie ich glauben muß, in Zschokke's Seele schlummerte. Die Zeitungen hatten ihn eines Abends verstimmt. „Es war noch die große Leidenszeit Europa's; den mißhandelten Völkern bang um Trost; in Kirchen und Kapellen, bei Predigt, Abendmahl und Messe, Prozessionen, Wallfahrten, innigere Andacht. Nie schien mir die zahllose Menge der Duldenden so sehnsüchtig nach jenem Starkmuth der Seele verlangt zu haben, den nur Religion gewähren kann, und nie empfänglicher für Belehrung und Heimkehr in das Innere und Heilige des Jesussinnes gewesen zu sein. Warum erhebt sich aber für das, was jetzt Tausenden wohlthätig sein würde, keine Stimme, keine weittönende eines Geweihten? fragt' ich in gedanklichem Selbstgespräch, und antwortete mit der Gegenfrage: Warum wagst du es selber nicht, wenn Andere schweigen? — Die wie von einem andern Munde gekommene, unvorbedachte Frage überraschte mich. Daß ich wohl nicht der Geweihte sei, fühlt' ich; aber doch lag hier eine ganz neue Bahn großartigen Wirkens vor mir. Kannt' ich nicht längst das Volk und wessen es bedürftig war? Verstand es nicht seit

vier Jahren die Sprache, welche ich zu ihm redete, von Dingen seines bürgerlichen Lebens, und war sie erfolglos geblieben? Hier war es um Erweckung religiösen Lebens, um Ermuthigung zu dem zu thun, was der Mensch, der ächte, nicht der Scheinchrist, unter schweren Verhängnissen sein soll. Ich konnte ja den Hochsinn, die Einfalt, die Gottergebenheit des Urchristenthums in manches Herz zurückführen! Hatte nicht schon mein Alamontade mehr denn einem Heimlichkranken wohlgethan? Die Unruhen unzähliger Familien unter den Schrecken des Zeitalters würden vielleicht meinen Worten eine Macht verleihn, die ich aus mir nicht schaffen konnte." So entstanden die Stunden der Andacht. Von der positiven Religion hatte Zschokke jetzt eine andere Ansicht, eine bessere Meinung gewonnen; er war Rationalist, vernunftgläubig im höhern Sinne des Wortes, ein Rationalist, welcher die Grundlehren des Christenthums unangetastet beibehält, sie zugleich durch bündige Beweise aus der Naturoffenbarung, dem Menschengeiste und der Völkergeschichte stützt, dabei aber Poesie genug behält, um nicht das gläubige Gemüth durch Hinwegnahme alles dessen zu durchfrösteln und zu beängstigen, was der grübelnde Verstand doch nun einmal nicht ermißt. Dieser Rationalismus war nicht allein damals herrschende Ansicht der Zeit, er ist es noch heute; ist ein Kern der evangelischen Kirche. Wohl verstand Zschokke das Volk, dies aber auch ihn. Daher die entschiedene Aufnahme, welche die Stunden der Andacht fanden. Er hatte sich entschlossen, die religiösen Ideen, welche das Ergebniß seines Forschens, seiner eigenen innern Kämpfe von früher Kindheit an gewesen, allwöchentlich in einem Sonntagsblatt den Familien der Schweiz mitzutheilen. Das Blatt sollte im niedrigsten Preis hingegeben werden, damit es selbst den unbemittelten Haushaltungen zukäme; des Verfassers Namen müßte die tiefste Verschwiegenheit decken.

Sauerländer übernahm den Verlag und gelobte solche Verschwiegenheit. Mit Anfang des Jahres 1808 erschien wöchentlich ein Bogen und zwar acht Jahre lang ohne Unterbrechung, bald verbreitete sich der Ruf über

die Schweiz hinaus, zumal durch ganz Süddeutschland. Ich habe im älterlichen Hause die einzelnen Bogen dieser ersten Auflage gelesen und schon als Knabe sorgfältig einen Jahrgang für mich gesammelt — ein Beweis, daß sich nicht selten einmal ein Exemplar über die Gränzen der Schweiz hinauswagte, wie Zschokke annimmt. Als aber mit dem Schluß des letzten Jahrgangs Sauerländer das Ganze zusammendrucken ließ, griffen diese Blätter „zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung" mit Schnelligkeit durch ganz Deutschland. Wiederholte Auflagen, Nachdrücke, Auszüge und Uebersetzungen wiesen auf den steigenden Beifall hin; Weiler in München bearbeitete eine Ausgabe — für Katholiken! Allein mit der wachsenden Theilnahme erhoben sich auch Gegner in allen Confessionen. Manchen Protestanten war und ist noch der Rationalismus darin Anstoß, sie eiferten dagegen und ein gelehrter Theolog, Tholuck in Berlin, gab neue Stunden der Andacht für solche Christen, denen die rationalistische Auffassung des Christenthums nicht genügt. Katholiken verdächtigten es von der Kanzel, oder erklärten, durch dasselbe müsse die christliche Religion und bürgerliche Ordnung in Verfall gerathen; Einer selbst behauptete, darin ein Werk des Satans zu erblicken; so daß der gelehrte Probst Tzschirner zu Leipzig öffentlich die Vertheidigung der Stunden der Andacht übernahm. Noch immer wußte die Welt den Namen des Verfassers nicht. Man erschöpfte sich in Vermuthungen aller Art und dies steigerte mit der Neugier die Theilnahme. Bald sollte der bekannte Wessenberg, katholischer Generalvikar zu Konstanz und geschätzter Dichter, Verfasser sein, bald Schwarz in Heidelberg. Am längsten hielt die öffentliche Meinung bei dem katholischen Pfarrer Keller in Aarau, der aber keineswegs Schüler von Zschokke war, und 1827 starb, ohne selbst den Namen des Verfassers jenes Buches zu wissen, das ihm einigemal Anfechtung bereitet hatte. Vermuthlich stützte sich die weitverbreitete Annahme, als ob Keller der Verfasser, darauf, daß dieser eine kleine Satyre gegen die Kritiker der Stunden der Andacht

schrieb. Sauerländer beobachtete tiefste Verschwiegenheit und Zschokke selbst verrieth sich ebenfalls nicht. Als er gleich nach Keller's Tod auf einer Reise nach Darmstadt kam und der Hofprediger Zimmermann, Begründer der allgemeinen Kirchenzeitung, die schon Vieles für und wider die Stunden der Andacht enthalten hatte, ihn darum befragte, gab er eine ausweichende Antwort: „Wär' ich der Verfasser, würd' ich's, wie er, nicht sagen: wär' ich's nicht, dürft' ich's nicht." Und so blieb denn das Räthsel ungelöst, bis Zschokke endlich in der Selbstschau den Schleier lüftete. Er schließt seine Erzählung davon: „Das thörichte Geschrei ist nun vorüber; die Neugier verflogen. Es liegt ein volles Menschenalter zwischen dem damaligen Beginnen und heut; und noch heute kann ich das damalige Streben nicht bereuen. Es ist für den Zweck desselben nun auch nicht nur gefahrlos, sondern — ich fühl' es — Pflicht ist's, am Abend meines Lebens, in der Nachbarschaft meines Grabes, über einen langen Irrthum zu enttäuschen, der dem Rufe jener ehrwürdigen Männer irgend nachtheilig werden könnte." Bei der gegenwärtigen Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete wird man natürlich die Stunden der Andacht anders betrachten, als zur Zeit ihrer Erscheinung während der Befreiungskriege und gleich nach denselben. Heute ist das confessionelle Leben von entschiedener, tieferer Bedeutung, die Rückkehr zur urchristlichen Kirche noch mehr ein frommer Wunsch, den schwerlich unser in Extremen sich überbietendes Jahrhundert erfüllt sehen wird. Die Stunden der Andacht werden vielleicht nach und nach vergessen werden; sie haben aber ihre Mission erfüllt. Diese Mission lautete: in jenen stürmischen Zeiten der häuslichen Gottesverehrung, die am Erlöschen war, Halt zu geben und durch sie Ersatz für die Oede des kirchlichen Lebens. Wie sehr wir also auch auf dem Glaubensgebiet anderer Meinung sein mögen als Zschokke, den segensvollen Einfluß der Stunden der Andacht läugnen wir nicht. Durch sie ist Zschokke nicht minder ein Mann des Volkes geworden. — Inmitten des Friedens, den die Schweiz nun genoß, regte sich von Kanton zu Kan-

ton ein junges, frisches Leben und Streben zum Bessern. Der „Talisman der Freiheit that Wunder; das Volk lernte ihn in dieser Zeit kennen und lieben.“ Das gewerbliche Leben hob sich rasch; was nur zur Beförderung von Wissenschaft, Industrie und Volksbildung beizutragen geeignet sein konnte, fand seine edeln Pfleger. Auf Zschokke's Anregung entstand 1810 die „Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau.“ Anfangs gering und unscheinbar wurde sie bald zahlreicher an Mitgliedern, die sich endlich in fünf Klassen für Gewerb und Wohlstand, Geschichte des Vaterlandes, Naturkunde, Pädagogik und Landwirthschaft vertheilten. Töchtergesellschaften bildeten sich in andern Bezirken des Landes, blieben aber ihren Zusammenhang mit der Muttergesellschaft Noch heute blüht der Verein und bestätigt durch seine Wirksamkeit Zschokke's Wort: „Das Beste für ein Volk muß allezeit aus dem Volke selber hervorgehen. Denn es fühlt und kennt am besten, wessen es bedarf; wenn auch nicht immer die rechte Weise, dem Bedürfniß zu genügen. Regierungen sind Ruhmes werth, wenn sie das Löbliche begünstigen oder es nur nicht hindern. Sie haben Geschäftes genug, das Räderwerk der Staatsmaschine im geregelten Gang für das Gesammtwohl zu erhalten oder auszubessern. Greifen sie aber in das Einzelne und Besondere des volkischen Strebens und Schaffens ein, dann wirken sie störend gegen das Leben zahlloser Haushaltungen, und gründen, ohne es zu wollen, verderbliche Tyranneien des Gesetzes.“ — In der letzten Zeit der Napoleonischen Herrschaft genas die Schweiz von langen Leiden. Der Weltherrscher trat vom Schauplatz ab, die Restauration begann auch in der Schweiz eine Umwälzung der bisherigen Ordnung; man wollte — Patriziat und Clerus schienen sich die Hand gegeben zu haben — das Gewesene zur Gegenwart, die Gegenwart zum Gewesenen machen. Ueberall dort wie bei uns aristokratisches Getreibe; „Alles ward vorbereitet, das Volk von seiner Theilnahme an Vaterlandsangelegenheiten zu entwöhnen, und wenigen Familien der Beamteten Rang und Einfluß zu sichern.“

Zschokke ward 1814 im Aargau in den großen Rath der Gesetzgeber gewählt. Er tröstete sich damit, „daß die erwachte Menschheit keine Rückschritte mache, als nur, damit sie einen stärkern Anlauf nehme, um vorwärts zu fliegen.“ Zugleich beruhigte ihn das vieljährige und umständliche Forschen in der Geschichte des baierischen Volkes, womit er sich damals befaßte. Johannes v. Müller hatte ihn wiederholt aufgefordert, „ein Werk bleibenden Werthes zu liefern, das seinen Namen zur Nachwelt tragen könne.“ Aber für die Nachwelt arbeitet der ächte Mann des Volkes nicht zunächst; deßhalb schreibt Zschokke: „Die Begierde nach Namensunsterblichkeit verräth, wie Sehnsucht, so auch Zweifel am ewigen Sein des Geistes. Der Achtung achtungswürdiger Zeitgenossen würdig zu sein, war mir aber nicht gleichgültig.“ Von Schlichtegroll angegangen, für die Denkschriften der Münchner Akademie einen Abschnitt der baierischen Geschichte zu verfassen, unternahm er bald eine geschichtliche Untersuchung vom ganzen Lebenslauf des alten Volkes. Er that drei Reisen in das Land, um die Bühne von Begebenheiten zu kennen, deren Drama er zu schreiben versuchte. Die erste Reise geschah 1813. In Baiern bot man Alles auf, ihn zu gewinnen, die Stelle eines residirenden Mitgliedes der Münchener Akademie, Adelsdiplom, Orden u. s. w., nichts vermochte, ihn aus seiner republikanischen Ruhe zu reißen. Zu gleicher Zeit ward von Baiern aus sein Werk in vielen Flugschriften verdächtigt und geschmäht, die er aber sammelte, und der Staatsbibliothek des Kantons Aargau übergab, um sie der gänzlichen Vergessenheit zu entreißen. Traurig genug waren es hauptsächlich Geistliche und Baiern, z. B. Kelteger, Günthner, Zenger u. A., die sich in serviler Wuth so vergaßen, daß sie Zschokke'n als „auswärtiges und zweideutiges Subjekt“, als Menschen, „an seines Körpers ganzer Oberfläche von ausgetretener Galle gelb gefärbt,“ als „Hund, dem man in Menschenliebe die Nase auf eigenen Koth stoßen müsse,“ anschnaubten und dem Historiker gegenüber sich selbst eine

Schandsäule setzten, der ihrem Volk eine Ehrensäule aufrichten wollte.

Die dritte Reise unternahm er 1817, ehe er das Geschichtswerk vollendete. Damals lernte er durch Utzschneider's Vermittelung auch den Naturforscher Fraunhofer kennen, von welchem die gelehrte Welt eigentlich noch nichts erfahren hatte. Während jener Streifzüge im südlichen Deutschland erfüllte sich ihm zugleich ein sehnlicher Wunsch: für immer des Landlebens genießen zu können. Einige verloren gegebene Summen liefen damals ein; Zschokke führte 1817 und 1818 am linken Ufer des Aarstroms, auf sonniger Höhe am Fuße des Jura, der Stadt gegenüber, nach eigenem Bauplan, sein anspruchloses Landhaus „die Blumenhalde," auf, die von allen Reisenden im Aargau gekannt ist. Nach und nach sprachen mitunter die bedeutendsten Männer dort bei ihm ein; ohne die Grenzen des kleinen Landguts zu überschreiten und ohne sein Zuthun mußten sich seine Ansichten von Leben und Welt erweitern. Außer edelen Männern der Wissenschaft und des Volkes, die wir hier nicht anführen, stellte sich wiederholt der entthronte Gustav Adolph IV., der seit 1821 als Oberst Gustavson zu Aarau lebte, bei ihm ein und suchte Zschokke's Verwendung, um als Offizier in das Argauer Militär zu treten, wie sehr ihm Zschokke auch abrieth. Auch Hortense, einst Königin von Holland und ihr Sohn Louis Napoleon, suchten seine Einsiedelei auf; Letzterer noch im bedeutungsvollen Jahr 1836.

Eine wissenschaftliche Zeitschrift: „Miszellen für die neueste Weltkunde" unternahm er 1807 bis 1813, dann als Fortsetzung derselben die „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" 1817—1823. Diese ward für ihn selbst bedeutend, denn er sagt: „Ihr besonders dankt' ich ausgebreitete Verbindung mit angesehenen Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes, deren Briefwechsel meine eigene Ausbildung, deren Beiträge den Werth erhöhten, den man der Zeitschrift vielleicht zugestehen möchte." Eine Herausgabe dieses Briefwechsels müßte

bedeutende Streiflichter auf unsere neuere literarische Zustände werfen!

Nach Uebermüdung von ernsteren Arbeiten flüchtete er in das heitere Reich der Ideale. Er dichtete Lieder, kleine Märchen, größere Erzählungen. „Jene ganze Gemüthsseligkeit zog wieder zu mir ein, die mich in freudearmen Jugendtagen mit der abstoßenden Wirklichkeit zu versöhnen pflegte. Die Muse erschien dann ungerufen, und verschwand unverabschiedet, wie es ihrer eigensinnigen Laune gefiel. Mir fehlte die Zauberformel, sie herbei zu beschwören oder zu bannen. Was ich in solchen Stunden, Tagen und Wochen dichtend vollbrachte, hatte für mich keinen Werth, als das Vergnügen seines Entstehens. Nachher lag es vergessen.“ So spricht er sich über seine schriftstellerischen Arbeiten in jener Zeit selbst aus. Die meisten der kleinen Gebilde erschienen nach und nach in der Zeitschrift „Erheiterungen,“ die mit 1811 anfing und unter vielen andern damals beliebten Erzählern auch seine Freunde Ittner und K. Graß, sowie die in Deutschland angesehenen Novellisten Kotzebue, Haug u. A. zu Mitarbeitern hatte. Sie wurde viel gelesen und in fremde Sprachen übertragen. Dabei vergaß er den gemeinen Mann nicht. Zwei Erzählungen „das Goldmacherdorf“ und die „Branntweinpest“ wurden für die Vergessenen im Volke entworfen; Ersteres nennt Münch der Tendenz nach ein würdiges Gegenstück zu Pestalozzi's Lienhard und Gertrud, zu Becker's Dörflein Mildheim, Schlez's Traubenheim u. s. w., an Kunstwerth aber vielleicht höher, als Alle, zum Mindesten dem Ersteren allein ebenbürtig. Es ging in das Französische, Italienische und selbst in's Russische über; in Deutschland und der Schweiz fanden über 50,000 Exemplare ihre Käufer. Im ähnlichen Geiste verfaßte er schon früher die bereits erwähnte „Geschichte des Schweizerlandes für's Schweizervolk.“ Diese ließ er Kapitel um Kapitel in den Blättern des Schweizerboten folgen, „damit sie von Woche zu Woche in allen Gauen vertragen, mit Aufmerksamkeit gelesen und durchdacht, oder daß von Geschichtskundigen manche Verbesserung vor Vol-

lendung des Ganzen ihm mitgetheilt werden könnte, wie denn wirklich auch geschehen ist. Nach den ersten Kapiteln wollte er den Plan aufgeben, allein P. Usteri, Ulrich Hegner u. A. munterten ihn auf, besonders damit nicht die neuere Geschichte und die Gegenwart über dem ewigen Lobpreisen, „dem so unmündigen Geschrei," wie es Hegner nennt, ihr geheiligtes Recht verliere. Zschokke's Zweck war — dieß sind seine eigenen Worte: „das Schicksalsgemälde der Schweiz, in einem engen Rahmen so klar, so leicht übersehbar, aufzustellen, daß sich das besondere Leben der vielen kleinen, lose verknüpften Staaten darin zu einem einzigen Leben aufzulösen scheine; und zugleich anziehend genug, daß sowohl das Auge des erfahrungslosen Aelplers am Spiel der Farben und Gestalten mit Vergnügen hange, als der denkende Staatsmann, im hellen Durchblick der Begebenheiten, von deren höhern Bedeutsamkeit ergriffen werde." Der erhabenste Zweck für eine Volksgeschichte! Diese Geschichte blieb auch nicht ohne Wirkung; der Verfasser erhielt verschiedene briefliche Anfragen in Betreff einzelner Ortschaften und deren Rechte, ja es stellte sich heraus, daß selbst Landesobrigkeiten mit den alten Zuständen und Vorgängen nur wenig und kaum obenhin bekannt waren. Uebrigens ward auch dieses Werk — 1822 herausgekommen — in Städten und Dörfern, Rathsstuben und Schulen verbreitet, in das Französische, Englische, Holländische und Italiänische übersetzt; — vom deutschen Original wurden 5000 Exemplare in ein paar Monaten abgesetzt. Statt nun für eine so glänzende Wirksamkeit den Mann des Volkes mit allem Ruhm zu krönen, schlich Haß und Verläumdung allenthalben im Finstern gegen ihn umher. Zwar überhäufte ihn sein neues Vaterland mit Aemtern aller Art, es klingt fast komisch, wenn er selbst berichtet, wie er zu derselben Zeit: Mitglied des gesetzgebenden großen Raths, des evangelischen Kirchenraths, der Kantons-Schuldirection, des Bezirkschulraths, der Stadtschulpflege, Inspektor einiger Landschulen, Mitglied der Kommission der Staatsbibliothek, Suppleant des Kantonsobergerichts, Präsident in der Direction der Gewerbschule der Stadt Aarau

dabei Oberforst- und Berginspektor gewesen sei. Dennoch hörte bei all dem der Meinungshaß nicht auf; man sah in Zschokke nur den Mann der Revolution, Feind der Religion und bürgerlichen Ordnung; man predigte wider ihn von Kanzeln, verdächtigte ihn in Flugschriften und öffentlichen Blättern und schämte sich zuletzt keiner Lügen mehr.

Von mehrern Seiten warnten seine Freunde, es zeige sich offenkundig, man halte ihn, voraus in Deutschland, für einen Chef geheimer demagogischer Gesellschaften. (Zur Schande Deutschland's muß man gestehen, diese Ansicht findet noch heute Vertheidiger!) Für sein Theil lag ihm nun daran nichts. Mein öffentliches und häusliches Leben — dacht er — ist Antwort genug. Nur war es ihm ein herzbeklemmender Gedanke, zu wissen, „daß oft unschuldigen Personen ihre Freundschaft für ihn zur Sünde gerechnet, ja zum Unglück verwandelt wurde."

In seiner Selbstschau erzählte er einige Beispiele, die darthun, daß sein Demagogenruf sogar bis nach Spanien gedrungen war. Ein Oberst Voitel von Solothurn, der die pestalozzische Lehrweise nach Spanien verpflanzt hatte, wurde später eingekerkert und laut eines Richterspruchs zu zehnjähriger Galeerenstrafe verdammt, „weil er, der Vertraute des Heinrich Zschokke, mit diesem und andern Revolutionären der Schweiz in gefährlichem Verkehr stehe." Freilich ist es wahrscheinlich, daß persönlicher Neid seines Gegners, des Grafen d'Espagna, eigentlich im Hintergrunde stand, aber den nächsten Anlaß gab denn doch ein bei der Verhaftung des Obersten vorgefundenes Bild Zschokke's, das Voitel über seinem Schreibtisch hängen hatte. Etwa nach sechs Wochen ward der Oberst durch die Königin Christina entlassen, für unschuldig erklärt und in seinen vorigen Rang eingesetzt; er konnte schon nach zwei Jahren den Freund auf der Blumenhalde von Neuem an das Herz drücken, dem dies Ereigniß eines der bittersten des Lebens war.

Nach dem bisher Erzählten könnte man folgern, eigentliches Unglück oder sonst schweres Uebel habe Zschokke nie empfunden? Man irrt, denn welcher Sterbliche ist da-

von frei? Wiewohl, was ist Uebel? Wir müssen ihn selbst darüber hören: „Es gibt, des war und bin ich vollkommen überzeugt, kein Uebel in der Welt, als die Sünde. Nur Bewußtsein eigener Schuld spinnt einen schwarzen Faden, der durch das bunte Gewebe der Tage bis an's Grab reicht. Nicht Gott ist Schöpfer des Unglücks, sondern der Mensch ist's in seiner Selbstverweichlichung, in seiner Ueberschätzung pomphafter Nichtigkeiten, in eigensinniger Pflege seiner Begehrlichkeiten. Er weint wie das Kind, dem man nicht nach Willen thut, und ist nach 70 Jahren noch nicht Mann geworden. Er weint und klagt und verzweifelt, weil ihm Gott nicht — gehorcht! Aber jedes äußere Unglück ist wahrlich eine so werthe Gottesgabe, als jedes äußere Glück." Zu dem äußern Unglück zählt er schnöden Undank vieler Menschen, Täuschung durch Freunde, Verkennung und Verfolgung, große Verluste eines mühevoll erworbenen, mäßigen Vermögens. Er war glücklicher Vater von glücklichen Kindern, zählte zwölf Söhne und eine Tochter. „Und mit zerrissenem Herzen mußte er am Sterbebette von 4 dieser Söhne sitzen; er fühlte bei ihrem letzten Athemzug eine göttliche Traurigkeit, die das Innere verklärt." So schrieb er damals an einen treuen Freund: „Gott will es. Ich soll auf Erden an nichts hangen. Ich ergebe mich schweigend und anbetend in den Willen des Vaters. Ich weine; es bluten alle meine süßen Gewohnheiten; — doch bin ich im Innersten still. Mein Geist hängt am Vater des Weltalls. Mir ist wohl. Meine Verstorbenen sind von mir noch ungetrennt. Der Tod ist etwas Festliches, Großes, wie Alles, was von Gott her erscheint. — Der Tod meiner Kinder heiliget mich; reißt mich immer mehr vom Gaukelspiel des Irdischen ab, dem Göttlichen zu; läutert meine Gefühle, meine Gedanken." Auch eigene schwere Krankheit — 1826 — sollte ihn Wochenlang prüfen. Damals ging in der Umgegend die Sage von seinem Tode und unter den Landleuten das Gerücht, er sei durch einen Brief vergiftet worden. Ein Besuch im Schlangenbad kräftigte seine gesunde Natur. Ueberall in Deutsch-

land, wo er weilte, hochgefeiert, kehrte er heim; er konnte sogleich wieder scherzend sagen, auf seiner Blumenhalde sei es doch schöner als in Deutschland, trotzdem daß man ihn da beweihrauchte, indeß die Schweiz ihn beteufelsdreckte. Noch im Jahr 1840 wandelte vom Frühling bis Herbst das bösartigste Nervenfieber sein Haus, wie er selbst sagt, in ein Lazaret um: fünf der Söhne erkrankten nebst der Mutter, nur der Vater und die Tochter blieben verschont. Aber der Todesengel forderte diesmal kein Opfer auf der Blumenhalde. — Schon im Jahr 1830 hatte er seine silberne Hochzeit im Kreise blühender Kinder, und vier Wochen später den Eintritt in das sechzigste Jahr gefeiert, zu welch' Letzterm ihm seine Vaterstadt Magdeburg das Ehrenbürgerrecht sandte, der er tief gerührt durch die Widmung seiner „Selbstschau" dankte. Andere Städte waren der Vaterstadt zuvorgekommen, viele gelehrten Gesellschaften hatten ihn als Ehrenmitglied begrüßt. Wenden wir einen Blick auf Zschokke in seinem häuslichen Leben! Zumeist als Erzieher seiner Kinder. Was von so vielen in der Erziehungskunst trefflich bewährten Männern gesagt wird: sie könnten ihre eigene Kinder nicht erziehen — das darf wahrlich von ihm am wenigsten behauptet werden. Woher kommt das? Bei jenen Pädagogen nahm die ganze Erziehung zu sehr den Charakter der Wissenschaft, des oft drückenden Lebensberufes an, so wurde aber das Leben selbst nicht mehr Erziehung. Anders bei Zschokke. Ich muß ihn wieder aus seiner „Selbstschau" sich darüber äußern lassen: „Man hat über Erziehungskunst ganze Bibliotheken geschrieben, und keine Kunst in der Welt ist doch einfacher. Wie jede Pflanze, jedes Thier entfaltet sich auch der Mensch von selbst zu dem, was er nach eigenthümlichen Anlagen und Gaben werden kann. Wer mehr oder weniger oder Anders aus ihm bilden will, als wozu die Natur Form und Stoff gab, wird nicht Bildung, sondern Verbildung und Verkrüppelung bewirken. Das wesentliche Geschäft des Erziehenden besteht allein in der Sorge, das zu entfernen, was freie Selbstentfaltung eines jugendlichen Geschöpfs hemmt oder irrt. Nachahmungstrieb,

Gedächtniß, dann Einbildungskraft werden im Kinde am ersten thätig. Darum neigt es sich gern hin, das zu sein, was die Umgebungen beispielsweis lehren. Verdorbene Kinder sind durch Verdorbenheit, oder Verkehrtheit oder Fahrlässigkeit der Aeltern oder Erzieher zuerst verderbt worden. Kinder sind ohne Sünde, ohne Tugend. Man nennt sie mit Recht unschuldig. Die sogenannte Erbsünde der Theologen ist nichts anders, als die Thiernatur des menschlichen Leibes. Diese muß, wie bei allen zähmbaren Geschöpfen, zuerst gezähmt werden. Dann erst wendet sich das Auge des Erziehers dem geistigen Wesen der Unmündigen zu. Dies fort und fort klar zu durchschauen, sind Unwahrheit und Verstellung, als die schwersten Vergehen der ersten Kindheit, zu rügen. Niemandem erlaubt' ich in meinem Hause, den Kindern auch nur im Scherz Lügen zu sagen; mithin auch kein abergläubiges Geschwätz. Unwahrhaftes Gesinde ward sogleich entfernt; eben so Umgang mit jugendlichen Altersgenossen, deren sittliche Reinheit im mindesten zweideutig schien. — Den Knaben vor allen Dingen Selbstständigkeit im Wechsel künftiger Schicksale zu geben, wurden sie früh abgehärtet; an Arbeit und Entbehrung gewöhnt, zwar reinlich, aber fast ärmlich gekleidet, und Nachts auf Spreukissen gelagert, bis sie das Vaterhaus verließen. Vom zehnten Jahr an schickt' ich sie auf sommerliche Fußreisen, erst paarweis, dann einzeln; den Habersack auf den Rücken mit kärglichem Reisegeld, erst in benachbarte Städte zu Freunden, dann in größere Fernen; zuletzt in die Alpen und Gletscher, ihre botanischen und übrigen Sammlungen zu bereichern. Das übte sie frühe, wochenlang sich selbst überlassen, unter Fremden für sich zu handeln und zu sorgen, wo Niemand für sie handelte und sorgte." Dies sind etwa die allgemeinen Grundsätze und Zschokke stimmt darin mit vielen andern Vätern überein. Doch hatte seine Erziehung auch ihr Eigenthümliches. So durfte zwar jeder Sohn sich selbst einen Lebensberuf wählen, mußte aber, wenn dieser Beruf wissenschaftliche Studien und den Besuch der Universität forderte, zugleich ein Handwerk lernen und durfte

erst dann die Hochschule beziehen, wenn er als Gesell eingeschrieben war. Manchen Erzieher wird folgende Stelle aus einem Briefe Zschokke's befremden: „Theodor und Emil, die schon die leichtern Klassiker mit mir kursorisch lesen und kleine lateinische Aufsätze machen, sind jetzt in Thierschen's griechischer Grammatik verloren. Bis Weihnachten sollen sie kleine griechische Aufsätze schreiben und Herodot und Homer lesen können, hoffe ich. Künftiges Jahr sind sie in beiden Sprachen sattelfest und eingeübt; dann geht Theodor in die Lehre zu einem Handwerker. Er wird Spengler. Emil hat sich noch nicht entschieden.“ Oder später: „Emil, Zinngießer-Lehrjunge, bei seinem Meister wohnhaft, treibt sich noch mit Aeschylus, Demosthenes, Horaz u. A. herum.“ Dadurch aber bewahrte der Vater sie nicht allein vor dem Dünkel, mit welchem oft Studierende auf den Handwerker und Gewerbsmann sehen, er erleichterte ihnen auch die Reisen, die sie nach Beendigung ihrer Studienzeit in fremde Länder unternahmen und machte ihnen manche Orte und ihre Merkwürdigkeiten wichtiger, als sie dem sind, der nur ein Fachstudium betreibt. Der erste Unterricht war ein häuslicher, vom Vater selbst ertheilt; Thätigkeit sollte seinen Knaben zuerst Bedürfniß, dann Lust werden. Als höchstes Ziel alles Unterrichtes galt, daß sie das Menschlich-Edle vom Gemeinen, Wesen vom Schein, Ewiges vom Vergänglichen unterscheiden lernten. Dies wurde zugleich Weihe zum Religiösen; man hielt sie — sagt er — „nicht eher zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes an, bis sie in einem Alter von sechszehn bis achtzehn Jahren Verstandesreife genug besaßen, um in den besondern Wahrheiten des Christenthums Unterweisung zu erhalten und zur Theilnahme am Gedächtnißmahl Jesu vorbereitet zu werden; bis sie aus der Geschichte der Menschheit Ursprung, Werth und Loos aller Religionen im Allgemeinen erfahren hatten.“ Dieser letztere Versuch ist freilich sehr gewagt; kein Lehrer, der das tiefere religiöse Bedürfniß unserer glaubensarmen Zeit kennt, wird Aeltern zur Nachahmung rathen. Zschokke behauptet allerdings:

„Nichts trägt in der christlichen Welt so sehr zum Verfalle des Christenthums bei, als das herrschende Herkommen, Kindern schon höhere Religionsideen in einem Alter mittheilen zu wollen, in welchem nur ihr Gedächtniß, nicht ihr Verstand Fähigkeit hat, sie aufzunehmen; und in welchem ihnen eine feierliche, rührende Handlung zur bloßen bürgerlichen Sitte und Uebung herabgewürdigt wird, die man, Anstandes und Brauches willen, mechanisch mitzumachen hat." Allein braucht man denn Religionsideen ihnen mitzutheilen? Genügt nicht die religiöse That, das Beispiel, aus den Büchern göttlicher Offenbarung vorleuchtend? Sagt nicht Christus selbst: Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, (mit frommem Kindersinn) der wird nicht hineinkommen? Und wird nicht mechanische Uebung religiöser Gebräuche noch im Alter des Jünglings und der Jungfrau ebenso gefährlich? Wenn das Christenthum wirklich in Verfall ist — was ich freilich noch bezweifeln muß — so liegen andere Gründe vor, als das löbliche Herkommen, die Kinder bei dem ersten Erwachen des Verstands dem zu weihen, der ihnen mit der heiligen Taufe alle Wohlthaten und Segnungen seiner geistigen Gemeinschaft in Fülle zusichert.

Wir kehren zu den übrigen Ereignissen in Zschokke's äußerm Leben zurück. Im Jahre 1830 machte er einen Ausflug in die Normandie, einen jungen Amerikaner zu begleiten, der ihm von dessen Vater empfohlen war, und im Begriff stand, sich nach der Heimath einzuschiffen. Der Garten der Tuillerien zu Paris erweckte alte Erinnerungen und Bilder aus frühern Tagen. Wie anders waren die Vorsätze, mit denen er zuerst die Weltstadt verließ, wie anders die Lebenswege, die ihn eine höhere Hand führte! Der Anblick des Meers setzte ihn in Staunen, in Bewunderung. „Sei es — schreibt er — daß ich im Hafen die Matrosen am dünnen Seilwerk der Schiffe durch die Luft wandeln sah, wie Spinnen an Fäden; oder in der Ferne Segel sah, die wie Geister des Oceans, über die uferlosen Einöden des Gewässers schleichen; oder, wie geregeltes Uhrwerk, den Gang der Ebbe

und wieder heranbrüllenden Flut; oder im abendlichen Dunkel den sich selbst phosphorisch beleuchtenden Wellentanz; oder in der Nacht unter Geißeln der Blitze das aufflammende Meer, wenn es sich heulend himmelan bäumte, als wollt' es die Wolken-Vulkane verlöschen; — ich war ganz Begeisterung, Entzücken, Gebet!" — „Nur die lautlose Einsamkeit der Hochalpen mit ihren Blumenfluren neben bleichen, von Gewölken umschwommenen Eisbergen, Felstrümmern oder Abgründen kann mit der Majestät jener Erscheinungen verglichen werden. Und der Mensch vor diesem erhabenen Schauspiel, dort, wie hier? der Hirt des Gebirges und der Schiffer des Ozeans beachten es kaum, gehen gleichgültig inmitten der Wunder nur ihrem Futter nach, wie Seemöve und Gemsthier." Auch die neusten Weltereignisse, soweit sie die Schweiz angingen, sollten Zschokke's friedliche Wohnung berühren. Selbst in dem kleinen Aargau hatte „der über Europa gegangene trübe Strom einer restaurirenden Politik vielen Schlamm abgesetzt." Zschokke kämpfte gegen Gönnerschaftswesen und Nepotismus, Titel- und Ordenssucht, ungleiche Vertheilung öffentlicher Lasten, gegen ungemessene Forderungen der römischen Curie — kurz gegen jene Uebelstände, deren Folgen noch heute in den Eingeweiden der Schweiz wühlen. Und den Ernst dieser so unseligen Kämpfe begriff vielleicht Niemand so schnell, wie er. So schrieb er an seinen Ittner: „Der Kampf ist groß; auf Schlachtfeldern wird jetzt nicht so viel entschieden, als mit Feder und Dinte. Ist aber Dinte genug verspritzt, könnte die Reihe wieder an's Blut kommen." Von allen Seiten wurde ihm der Krieg erklärt, auch der Bürgermeister und kleine Rath des Standes Aargau äußerten ihm bemerklich ihre Ungnade. Der Schweizerbote ward einer strengen Censur unterworfen, da ließ er die Lücken offen. Endlich sollte er einmal den Namen des Verfassers eines freisinnigen Aufsatzes im Boten nennen, oder sich scharfer Maaßregeln gewärtigen. Er that es, legte aber im Sommer 1829 sämmtliche Stellen nieder, die ihm von der Regieung anvertraut waren. „Ich schämte mich — schreibt er

— einer ihrer Beamten zu sein.“ So ging sein Vorsatz, mit dem sechszigsten Jahr sich ämterfrei zu machen, noch vorher in Erfüllung.

Die Julirevolution Frankreich's ließ auch in den gewerbs- und bildungsreichern Kantone der Eidgenossenschaft den Ruf: Verfassungsreform! erschallen. Im Aargau ward es unruhig. Zschokke erklärte sich für den Fortschritt und regte neuen Zorn seiner Gegner auf. Es kam zum Aufstand, man glaubte, er habe Alles voraus gewußt; er ward in Schmähschriften, auf der Kanzel u. s. w. zur Schau gestellt. Allein er erhob keine Klage, fest vertrauend, „die, Zeit deren aufgewühlter Strom ihn mit Unflat besudelte, werde, wenn er einst klarer flöße, ihn wiederum rein waschen.“ Auch von Basel her wurde er Zielscheibe des Parteifluchs, weil er achtbaren Männern der Landschaft die Spalten des „Schweizerboten“ zur Vertheidigung öffnete. Als Gesandter des Standes Aargau mußte er 1833 bei der Tagessatzung zu Zürich in dem harten, doch nothwendigen Beschluß mitwirken, daß der Kanton in zwei ungleiche Hälften sich schied. Im Verfassungsrath des Aargau's war 1831 beschlossen worden, daß jeder nicht geborene Schweizer von Staatsämtern ausgeschlossen sein solle. Zschokke trat aus; er wurde aber bei einer Umgestaltung der Dinge nochmals als Mitglied des großen Raths berufen. Mehr und mehr zog er sich zurück, wenn gleich es anfangs ihm eigen zu Muth ward. Er sagt: „So mag ungefähr dem sein, der nach widerwärtiger Seefahrt unter den Füßen wiederum festen Boden des Hafens fühlt, noch nicht an sein Glück glaubt, sich sammeln und besinnen muß, um sich in die neuen Umgebungen zu gewöhnen, denen er entwöhnt ist.“ Noch lag für die Zeit des beginnenden Alters eine Arbeit vor, nach welcher er sich seit zwanzig und dreißig Jahren gesehnt, aber nie daran gewagt hatte. Er hatte schon 1814 an einen Freund geschrieben: „Längst schlepp' ich mich mit dem Vorhaben, meine Ansicht der Natur und Welt mir selber deutlicher darzustellen, und dabei vielleicht den Schleier der Isis ein wenig zu lüften.“ Er kehrte also zu den Fragen zurück,

die schon die Wißbegier des Knaben gereizt, den Jüngling bald in Schwärmerei, bald zu Zweifeln getrieben und selbst den thatenreichen Mann im Gedränge des so bewegten Lebens nicht ganz verlassen hatten. „Ich ordnete nach und nach, und sichtete die Menge vieljähriger Forschungen, Beobachtungen und Erfahrungen, um das Ergebniß derselben zusammen zu rechnen; um über das Räthsel des Daseins und Soseins in's Reine zu kommen; um meinen Kindern die innere Welt ihres Vaters, ihnen und meinen Freunden die esotherische Religion des Greises zur Schau zu bieten." So begann er seine „Welt- und Gottanschauung, den zweiten Theil der Selbstschau, seine Lieblingsbeschäftigung vom sechzigsten bis zum siebenzigsten Jahr. Indessen blieben seine zehn Sabbathsjahre, wie er sie nennt, nicht allein behaglicher Beschauung gewidmet. Früher schon hatte er den unglücklichen Kretinen Aufmerksamkeit geschenkt, an welchen es auch im Aargau nicht fehlt. Da der älteste seiner Söhne als Naturforscher darüber schrieb, so nahm auch der Vater den Gegenstand wieder auf. Er rief seit 1836 eine Taubstummenanstalt in das Leben, ward ihr Präsident und seine Nanny übernahm freiwillig die Oberaufsicht des Haushaltes. Die ultramontanen Zerwürfnisse wühlten inzwischen, wie noch heute, damals schon in der Schweiz; Zschokke erhielt Auftrag, die Klostergüter im Aargau verzeichnen zu lassen. Umsonst sträubte er sich. Der Aufenthalt in den Klöstern dauerte mehrere Monate. Zschokke überzeugte sich, daß hier für höhere Zwecke wenig oder gar nichts auszurichten sei. Es erfolgte die Aufhebung der Klöster im Aargau, die man ihm auch zur Last legen wollte. Ein frommer Aufruhr zu Bern und im Aargau ward bald gedämpft. Dies war 1835. Nun rüstete man heimlich und wartete bessere Zeit ab. Neuere Ereignisse sind bekannt und dürfen hier unberührt bleiben. Zschokke, nun ein Greis, fühlte doch nur die Anmuth dieses oft geschmähten Alters, denn sagte er: „Je mehr sich die Welt vor mir verdunkelt und verliert, um so weniger fühl' ich ihren Verlust, um so heller tagt mir der beginnende Morgen einer andern Welt." Sein letztes grö-

ßeres Werk eine „Selbstschau" war seit Jahr und Tag vollendet, lag unter Schloß und Riegel und sollte, wenn er todt wäre, von den Ueberlebenden seine Bestimmung empfangen. Ein eigener Umstand führte eine Nöthigung herbei, daß der Verfasser der „Stunden der Andacht" einem lieben Jugendfreunde den so lang verschwiegenen Namen nannte. Von Magdeburg aus wurde der Name öffentlich genannt. Jetzt beschloß Zschokke, auch die Selbstschau folgen zu lassen. „Das Bild ist wirklich vollendet" — schrieb er einem Freunde. „Ich versuchte es, mich so treu, wie möglich zu konterfeien; weiß aber nun doch nicht, ob ich damit zufrieden sein soll? Die Stimmungen ändern. Auch ist's ein gar zu langweiliges Ding, den Pinsel in der Hand, sich immer und immer in dem Spiegel zu beschauen. Man sieht sich zuletzt selber nicht mehr deutlich. Oefters war ich auf dem Sprung, die ganze Arbeit zu zerreißen. Es kostete Ueberwindung, sie fortzusetzen. Doch mußte sie gethan sein." Dies eröffnet uns einen eigenthümlichen Blick in das Gemälde seines innern Lebens. Noch mehr überrascht die Versicherung: „Während ich mit der Selbstschau beschäftigt war, gerieth ich über zweierlei Dinge manchmal in nicht geringe Verwunderung. Es kam mir nämlich zuweilen vor, als wäre das Vergangene und Erzählte gar nicht geschehen. In die freundlichen, stillen Verhältnisse der Gegenwart hineingewöhnt fand ich's beinahe selbst unglaublich, einen so bunten, unruhigen Traum des Lebens durchgelebt zu haben. Und doch sprechen Tagebücher, Briefe und noch lebende Zeugen!" — Unsere Erzählung des so bewegten Lebens von Zschokke stützt sich hauptsächlich auf die Selbstschau. Darin gibt sich der offene, durchaus wahrheitsliebende und biedere Charakter kund. Hätte er gar nichts sonst geschrieben als diese Entwicklungsgeschichte eines äußern und innern Lebens, wir müßten ihm unter den bedeutenden Volksschriftstellern im höhern Styl dennoch einen Platz anweisen. Dies Buch gehört zu den wenigen in der neuesten Literatur, in welchen uns eine ganze geistige Persönlichkeit entgegentritt, die mit den reinsten und schärfsten Zügen von sicherer Hand gezeichnet wird. Ueberall Adel

der Seele, überall Tiefe des Gemüthes, mit liebenswürdiger Bescheidenheit gepaart, überall heiliger Eifer für die höchsten Interessen der Menschheit und Menschenbildung. Der zweite Theil dieser Selbstschau enthält die Welt- und Gottanschauung, eine höchst eigenthümliche Darstellung seiner Gedanken über Kenntniß und Erkenntniß, Natur und Welt, über Geist, Gemüth und Gott. Für unsern Zweck, nämlich in Zschokke den Mann des Volkes zu erkennen und zu schildern, liegt das System seiner Lebensweisheit ganz abseits. Auch durch die gründlichste und tiefste Philosophie wird Niemand zum Mann des Volkes, wenn anders er nicht, was er denkt und glaubt, im reichen Leben abspiegelt. Dies that nun Zschokke; es war daher unsere schwere Aufgabe, um nicht die eigenthümlichen Ansichten seiner Welt- und Gottanschauung noch einmal besonders anführen zu müssen, in die Geschichte seines Lebens eine Reihe seiner kernigen Aussprüche zu verweben. Mit diesen Stellen glaube ich zugleich die köstlichsten Proben seiner Darstellung in beiden Theilen der Selbstschau gegeben zu haben.

Lange vorher, ehe diese veröffentlich wurde, leitete er die 1825 gegebene Auswahl aus seinen Schriften durch „lebensgeschichtliche Umrisse" ein. Abgesehen davon, daß diese Erzählung nur bis zum Jahr 1824 reicht, mithin achtzehn Jahre hinter der Selbstschau zurückbleibt, ist sie auch nur als Skizze seiner Mannesjahre zu betrachten; mehr darauf aus, sein Wirken als Schweizer, Bürger und Staatsmann in flüchtigen Umrissen zu zeichnen, als seine Gesammtthätigkeit für das Volksleben. Nirgends findest du darin Aufschluß über die innere Entstehung seiner größern Werke, nirgends jenen Tiefblick in das eigene Leben, wie hier. Noch wagte er nicht mit seiner Gott- und Weltanschauung hervorzutreten; noch behält er das Geheimniß wegen der Stunden der Andacht für sich; noch ist er zu sehr aufgeregt von dem nur eben verlassenen öffentlichen Leben, als daß sich die einzelne Ergebnisse einer klaren Selbstbetrachtung sondern und wie fertig gestalten könnten. Die lebensgeschichtlichen Umrisse werden dadurch dürr und

häufig ohne den Zusammenhang, welcher uns ein Menschenleben, das der Verfasser selbst genoß und vor uns abrollt, dann sogar denkwürdig macht, wenn es arm an Wechsel und Thaten blieb. Die Umrisse können uns daher Zschokke's Selbstschau keineswegs entbehrlich machen; sie haben mich in vorstehender Erzählung nicht geführt. Ebenso wenig konnte dieses eine fremde Beschreibung des Lebens von Zschokke. Der verstorbene E. Münch gab eine solche, 1831. Zschokke erwähnt sie meines Wissens nirgends und er hat Recht. Ihr Verfasser war nicht der Mann dazu, wenn gleich er nach seiner wiederholten Versicherung einige Zeit bei Zschokke und mit diesem in freundschaftlicher Beziehung lebte. Der größte Werth dieser Biographie, welche als Supplement zu Zschokke's ausgewählten Schriften erschien, besteht darin, daß einige Reden Zschokke's und ein Theil der Briefe desselben an Ittner mitabgedruckt sind, was freilich den Dank der Leser verdient, welchen diese sonst nicht zu Gebote stehen; auch sind die bis zum Jahr 1831 bekannten Werke aufgezählt und einige davon, nur zu kurz beurtheilt.

Durch seine Novellen und Dichtungen, die ich bisher nur beiläufig erwähnte, hat Zschokke mehr Verbreitung in Deutschland gefunden, als kaum ein anderer noch lebender Erzähler. Dies könnte auffallend erscheinen, weil er weder neue Bahnen brach, wie Tieck in seinen Novellen, noch dem flachen und flauen Tagesgeschmack huldigte, wie Clauren, noch die sozialen Fragen in seine Darstellungen aufnahm, wie die junge Schule. Allein es wird dieser Beifall begreiflich, wenn man seine künstlerische Besonnenheit, ausgezeichnete Charakterschilderung, bewegliche Phantasie und noch in den letzten Jahren glückliche Lebendigkeit des Vortrags erwägt und im Auge behält, daß man ihn erzählen hört, während andere Novellisten oft nur gut zu schreiben verstehen. Ich kann die Behauptung kaum übertrieben finden, „daß in dieser Form der literarischen Hervorbringung vielleicht kein anderer deut-

scher Schriftsteller je so nützlich, so unmittelbar anregend und läuternd auf seine Mitwelt und durch diese auch auf die Nachwelt gewirkt habe." Allerdings fehlt es auch nicht bei ihm an Lobrednern, die das Maaß überschreiten und daher eher empfindlichen Tadel aussprechen. Am meisten gefallen unter seinen Novellen: die Herrnhuterfamilie, worin er jene Eigenthümlichkeit seiner Erziehung abspiegelt, nach welcher seine Söhne, um des Lebens Herr zu werden, neben dem wissenschaftlichen Beruf ein Handwerk lernen mußten; es schwebt ein wundersamer Gemüthsfriede über dieser Erzählung, wie ihn jetzt schwerlich ein anderer Novellist wieder zu geben vermöchte. Der Narr des neunzehnten Jahrhunderts geisselt die faulen und wunden Flecken unsers geselligen Lebens scharf und zeigt uns eine Idylle, die zu tiefen Bedenklichkeiten anreizt; diese Novelle hatte, sagt man, bei dem ersten Abdruck — in einem Hofkalender einer kleinen Residenz! — durch die Bequemlichkeit des Censors, der sie wohl nicht las, sich einzuschmuggeln angefangen, als man dahinterkam und die Auflage einzog. Zschokke schreibt darüber: „Wenn ich so zuweilen durchs Perspektiv (der Zeitungen) in die Welt hinaus sehe, aus meiner ländlichen Einsamkeit weg, kömmt mir's vor, als wäre die Zeit toll geworden. So entstand mein armer „Narr," den Sauerländer seinem Bruder zu dessen Almanach erbat. Mir war's gleich, in welches Irrenhaus man ihn zuletzt that". Der Abend vor der Hochzeit verdient von jedem Brautpaar studirt zu werden; es stellt uns jenen Vertrag dar, den Zschokke selbst, wie bereits erwähnt, mit seiner Nanny bei der Hochzeit abschloß und dessen Hauptgedanken, als bewährt gefunden, er in die Novelle einkleidete; — „wenn sich von meinen Söhnen Einer vermählte" — sagt er — „hörte sie das Brautpaar an einem der Abende vor der Hochzeit an." Ganz anderer Wendung sind seine Abenteuer einer Neujahrsnacht, so gut erfunden und durchgeführt, daß es selbst, von fremder Hand dramatisirt, beifällig aufgenommen ward.

Nicht weniger ist Addrich im Moos als Erzählung ausgezeichnet und wird bisweilen noch über Ala-

montade gesetzt. Die Verhältnisse, Oertlichkeiten, Lieder und Sagen der Schweiz, sowie handschriftliche Chroniken boten dem Verfasser reichen Stoff; und ist es auch unverkennbar, daß W. Scott's historische Romane zum Vorbilde dienten, so behält Zschokke Originalität genug, um in vielen Beziehungen und Zügen das Vorbild ganz vergessen zu lassen. — Die Entstehung des Abellino ist erwähnt. Zschokke überarbeitete dies Stück in späterer Zeit und ließ es so in den gesammelten Schriften drucken. Er bevorwortete dasselbe als Schauspiel, „dessen Verfasser sich schwerlich träumen ließ, daß das flüchtige Werk eines gefälligen Muthwillens bald auf allen deutschen Bühnen lärmen, und sogar zu Engländern, Franzosen und Spaniern übergehen würde." Er hätte vielleicht die neuere Bearbeitung bei Seite liegen lassen, wenn nicht der große Bandit nach dreißig Jahren auf einigen nahmhaftern Bühnen „frischerdings" hervorgetreten wäre. Dies bewog Zschokke'n, die spätere Bearbeitung zu veröffentlichen, „um wenigstens seinerseits zu beweisen, daß er dem guten Geschmack eine Jugendsünde abzubitten, mit voller Reue geneigt sei." Von dramatischem Kunstwerth kann dabei keine Rede sein; es huldigte dem verdorbenen Geschmack der Zeit, der an Rinaldo, Orlando, Schinderhannes — an Dolch- und Gräuelscenen sich ergötzte. Von den übrigen Schauspielen desselben ist auch nicht viel zu halten, etwa Julius von Sassen macht eine Ausnahme.

Zschokke ist im Aeußern noch als Greis lebhaft, mit gemäßigtem Feuer, im Gespräche geistreich, witzig und doch gemüthlich; dadurch wird sein Umgang sehr angenehm. Er weiß fremde Verdienste hervorzuheben und zu würdigen, während er sein eigenes in ein bescheidenes Inkognito hüllt. Aus diesem Grunde vermeidet er auch alle Festlichkeiten, die man auf seinen Reisen ihm so gerne veranstaltet, oder entzieht sich, sobald es nur angeht. Die gewöhnlichen Beschwerden des Greisenalters hält seine einfache und strenge Lebensweise so fern, als dies in menschlicher Gewalt steht. Schon 1821 schrieb er an seinen

Ittner: „Unbequem und unbehaglich mögen die Beschwerden des Alters wohl sein; aber ich tröste mich damit im Voraus, daß auch die Kindheit und Mannheit nicht freier von Beschwerlichkeiten sind, als die Greisenzeit, nur Alles in anderer Art, und daß der Geist nie altert, wenn auch sein Werkzeug mürbe wird!" Er hatte damit nicht blos des Freundes scherzhafte Aeußerung abgewiesen, welcher schrieb: „Ich sehe ungefähr aus, wie ein Haus, das gut angestrichen ist, in welchem aber innerlich hie und da die Decke herunterfällt, die Mauern Spalte bekommen, und der Stubenboden hie und da einbricht, wenn man stark auftreten will"; — er hatte auch, vorschauend im Geiste, sich selbst als Greis gesehen, wie er nun wirklich ist. Das deutlichste Bild erhält der Leser, welcher ihm nicht Aug' in Auge geschaut, aus der Steinzeichnung, die F. Hasler in Baden nach einem von Schrader gemalten Bilde vor Kurzem herausgab; Gesichtszüge und Haltung gehören auf demselben nicht der frühern Zeit, sondern der Gegenwart an. Am wenigsten gelungen ist vielleicht das Titelportrait bei der Selbstschau; wiewohl von der Hand Eines seiner Söhne, wird es sogar von dem übertroffen, womit die illustrirte Zeitschrift den Jahrgang 1847 eröffnet.

Möge dem Greis noch lange die Lebenssonne leuchten, und will sie einmal, nach der alten Weltordnung untergehen, sei es mit dem tiefempfundenen Abschied, von dem er in einem Brief an Ittner spricht: „Bei allen Unsterblichen! Wenn ich einmal meine 80 oder 90 Jahre trage, und meine Nanny, mein Theodor oder Emil gehen dann früher zu unserer Allmutter in's Bett, als ich, so werde ich den Scheidenden die Hand drücken, vielleicht nicht ohne Wehmuth, nur um mit einer Thräne dankbar das schöne Leben zu segnen, und sagen: Gute Nacht, schlafet wohl! Wir finden uns im Arm des unendlichen, lieben Vaters wieder; dann sind wir wahrscheinlich noch seliger, als wir's hier zuweilen mit einander waren. Gute Nacht, Herzensweib! gute Nacht, Sohn und Tochter! Noch fünf Minuten oder Jahre, dann bin ich wieder bei euch! Und wo ein Gott ist, da ist's so schlimm nicht, da

ist Seligkeit. Ihr seid wohl aufgehoben, und ich bin's auch bald!" —

Zschokke ist Mann des Fortschrittes. Der letzte Zug an dem hier aufgerollten Lebensbild sei darum seine Ansicht über das Fortschreiten der Menschheit:

„In allen ihren Sphären tritt die Natur, gegensätzlich in sich werdend, immer weiter zu Ordnungen, Geschlechtern und Arten der Geschöpfe auseinander; alle wieder unter sich in Körperbau, Lebensweise, Trieben und selischen Fähigkeiten verschieden. Wie mannigfach ist die Familie der Hunde, vom Dächsel zum Pudel, vom Windhund zur Dogge; aber auch Schakal und Wolf gehören dazu. Dieselbe Mannigfaltigkeit nehmen wir in den Geschlechtern der Bären, Katzen, Affen u. s. w. wahr. Nur im Geschlecht der Menschen fehlt sie, dem wahrscheinlich jüngsten auf der Oberfläche des Erdballs. Zwar Himmelsstrich, Boden und Nahrungsmittel erzeugen auch in ihm Abweichungen der Knochenbildung und Farbe, aber der Menschenschlag von Kaukasern, Negern, Mongolen, Malaien, Kupferfarbenen u. s. w. bietet keine so große Verschiedenheit dar, als unter den Thierarten der nämlichen Gattung die Ungleichheit der Rassen. — Doch nicht dies ist der eigentliche Vorzug des Menschen. Der Mensch erhält ihn durch die Begeistung seines Körpers. Alle Sterblichen haben ein und dasselbe Gesetzthum mit einander gemein; gleiche Formen des Denkens; gleiches Streben nach dem Wahren, Heiligen und Schönen; gleiches Bewußtsein des Unendlichen in ihren Urideen; gleiche Wahlfreiheit. Im Reiche der Geister sind keine Geschlechter, Gattungen und Arten; nur verschiedene Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten. Und alle, auf jeder Stufe, sind mit Sehnsucht nach Vollendung erfüllt, und alle ringen aufwärts, sich in ihren mannichfaltigen Verhältnissen und Zuständen einer Fähigkeit zur Vervollkommnung bewußt. Unter der unwandelbaren Gleichheit ihrer Gesetze verharrt die Natur, wenn auch nur seit der Mensch sie

kennt, beim Wechsel ihrer Erscheinungen, mit Gleichförmigkeit. Stoffgebilde, Pflanzen, Thiere sind heute nicht anders, nicht wunderbar und vollkommner, als vor Jahrtausenden. Aber wie anders steht das über den Erdball verbreitete Menschengeschlecht da, wie vor Jahrtausenden! Wohl ist's noch dasselbe, seiner Gestalt, seinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und Allem nach, was ihm die Natur aus ihrem Machtkreis verlieh; nicht aber überall mehr ist's, was es uranfänglich dem Geiste nach gewesen. Wer läugnet oder bezweifelt das Fortschreiten der Menschheit in Kenntniß und Erkenntniß, in sittlicher Veredlung, in schönern Gefühlen? — Mag uns dies Fortschreiten im Lauf der Jahrtausende langsam dünken: aber es ist thatsächlich vorhanden. Wie sich der Säugling allmählich von der Thierheit entstrickt, so die Menschheit, welche sich immer mehr entthiert. — Wahr ist's, weise und tugendhafte Männer, edle und freie Geister, haben auch längst vor uns gelebt; aber wer stellt es noch in Frage, daß sie nicht in größerer Zahl unter allerlei Nationen heutiges Tages gefunden werden, zumal unter Nationen, denen das Gotteslicht Christi leuchtet? Wahr ist's, einst auch hatten Athen und Rom, Korinth und Karthago begonnen, das Thierfell der Barbarei abzustreifen. Aber wie einst nur wenige, einzelne Städte, so glänzen, und heller, in unsern Tagen große Völker und zum Theil einige Welttheile. Wahr ist's, jene Glanzpunkte sind längst erloschen; Tyrus, Sidon, Babylon, wie Memphis, Said und Meroe liegen in in Trümmern; aber Untergang einzelner Reiche, Rückfall einzelner Völker ist nicht Untergang oder Rückfall der Menschheit in alte Wildheit und Finsterniß. Wahr ist's, auch unter den gesittetsten Nationen unserer Zeit erblicken wir noch Wilde, Halbwilde und Barbaren in Menge, wie sie die Vorwelt sah; inmitten christlicher Tempel noch das alte Heidenthum. Aber auch unter Heiden, Juden, Mahomedanern, Brahmanen, Buddhisten u. s. w. wohnen Tausende, die Gott fürchten und recht thun; ihm angenehm (Apost. Gesch. 10, 35.) Wahr ist's, daß von den acht= bis

neunhundert Millionen Menschen auf Erden sich kaum der fünfte oder sechste Theil bis zu der Stufe der Halbbarbarei oder Civilisation erhoben hat; aber vor wenigen Jahrtausenden sah man auf dieser Stufe noch nicht den millionsten Theil!"

„Und was sind denn sechs Jahrtausende? Sechs Tropfen im uferlosen Ocean der Zeiten! Das Fortschreiten der menschlichen Geister, ja die Entwickelung alles Wesenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung, das Aufsteigen des finstern Abgrunds zu wundervoller Verklärung und Selbstverherrlichung ist — warum soll ich's nicht mit Gewißheit aussprechen, da ihr die helle Erfahrung als Zeugin zur Seite steht? — ist das allgemeinste Gesetz im endlosen Wesenreich und All Gottes."

Auch in dieser Stelle bestätigt sich Zschokke's Behauptung, die Kunst des Schreibens bestehe überhaupt darin, den Geist des Lesers in Selbstthätigkeit zu bringen, und ihn mehr errathen zu lassen, als man ihm sagt.

Als Anhang möge hier noch ein unbefangenes Urtheil über Zschokke folgen, das zugleich die Ursachen so vieler Anfeindungen, die dieser Mann des Volkes erleben mußte, ganz richtig beleuchtet. Dr. Schacht theilt es in seiner Schrift „über Unsinn und Barbarei in der heutigen deutschen Literatur" mit, die hauptsächlich gegen Menzel gerichtet ist. Dieser war unter Andern Zschokke's heftiger Gegner. Nun ist Menzel's Stimme längst verschollen, aber Schacht's Urtheil behält hier noch sein Gewicht. Er sagt: „Wieland's Wort im Agathon, daß die Künste nur an der Hand der Grazien und der Weisheit zur Veredelung des Menschengeschlechtes beitragen, hat einst mehr gegolten als jetzt. Die Jünger der romantischen Philosophie scheinen eben so wenig von den Grazien, als von der Weisheit zu wissen. Wie könnten sie sonst Schriften voll gesunden Verstandes, heitern Witzes und echter Lebensweisheit herabsetzen, während sie das

falzlofeste Gewäsch verehren, wenn es nur romantisch bunt ist! — Dies hat unter andern Zschokke erfahren, ein Schriftsteller, der zu den vorzüglichsten unserer Zeit gehört, sowohl wegen seiner klaren angenehmen Sprache, als wegen des gediegenen Inhalts seiner mannigfachen Werke, worin er belehrt, während er nur zu ergötzen scheint, und ergötzt, wo er belehren will. Es ist auffallend, daß selten ein Autor so häufig und so ungerecht angetastet und geschmäht worden ist, wie er. Was kann der Grund davon sein? Wir wollen den Versuch machen, es zu erklären.

Zschokke war zugleich Autor und thätiger Geschäftsmann, beides schon sehr jung. Es versteht sich also, daß seine Kraft, die er auf das verschiedenartigste anwandte, später reifen mußte, als wenn sie nur auf einen Punkt allein sich gerichtet hätte; und so bedurft' es bei ihm längerer Zeit, gediegen in der Literatur zu werden, obwohl sein Talent lebhafter Darstellung und überaus gewandter Rede, von vielseitigen Kenntnissen gestützt, schon in frühen Jugendschriften bemerkbar ist. Wie aber sein geistiges Spiel zu größerm Ernst, die jugendlich üppige Rede zu größerer Klarheit kam, so mußte, weil er im öffentlichen Leben thätig gewesen und sich gewöhnt hatte, bei plötzlichen Ereignissen und Verlegenheiten stets der Mann auf dem Fleck zu sein, auch der Fortschritt seiner literarischen Gediegenheit nur um so bedeutender werden. Es verband sich mit der gezügelten Phantasie ein Reichthum von Ansichten der Welt, die unmittelbar aus der Erfahrung geschöpft waren. So stieg er rasch und bis zur Verwunderung derer, die ihn früher gelesen und wenig beachtet hätten, empor.

Ebendies hat zweierlei Urtheile über ihn veranlaßt. Das Eine ist das unvollständige, das sich auf seine unreifen Jugendarbeiten stützt und des Glaubens blieb, er könne schwerlich bedeutendere Werke geschrieben haben. Zudem arbeite er viel und versteige sich, den Titeln zufolge, aus der Romanwelt auch in die historische, und wohin man wolle. — Dieser Beurtheilung gegenüber ent-

stand die Andere, die nur den gereiften Autor im Auge hatte und ihn höchst achtbar fand. Ein zweiter Grund so mancher ungünstigen Aussprüche über ihn scheint in seinen politischen Verhältnissen zu liegen. Er war in die Schicksale der Schweiz verflochten. Zur Zeit der Umwälzung und Wiederherstellung war er einer der tüchtigsten und thätigsten Männer seines neuen Vaterlandes.

Natürlich bei der Heftigkeit der Parteien in den Kantonen selbst und der Kantone gegen einander, mußte ein Charakter wie der seinige, der nicht zu laviren, nicht auf den Achseln zu tragen verstand, sondern sich ernst und entschieden für das ruhig Bedachte, für das zweckmäßig Angeordnete, und überhaupt ohne Ansehen der Factionen für Wahrheit und Recht nach seiner Ueberzeugung aussprach, eben so viel Gegner bekommen, als es Widergesinnte und Träger von Parteifarben gab. Diese betrachteten seine Handlungen entweder aus Irrthum in falschem Lichte oder suchten sie geflissentlich in ein solches zu stellen, und vereinten daher gern ihre bürgerlichen Ansichten mit jener unvollkommnen ästhetischen, die eigentlich nur Vorurtheil war; während die Kenner seines Thuns ihn als Biedermann schätzten und sich denen anschlossen, die auch literarisch den vorzüglichen Autor in ihm erkannten.

Der treffliche Mann, vom seltenen Kern des Charakters und Talents, scheint sich wenig oder gar nicht darum gekümmert zu haben, was man im Leben aus politischen und in der Bücherwelt aus ästhetischen Gründen über ihn urtheilen mochte. Er schritt auf seiner Bahn selbstständig fort, thätig in Aemtern, thätig mit der Feder, leistend was wenige so vielseitig geleistet haben. Auch ward es anerkannt. Die Achtung seiner Mitbürger ward in immer größerm Maaße ihm zu Theil und, wie zu Haus so in der Ferne, wuchs die Zahl seiner Leser und Verehrer.

Die deutsche Literatur zählt ihn jetzt unbedenklich zu ihren belehrendsten Schriftstellern. Seine baierische Geschichte ist noch übertroffen; der geistreiche Kenner derselben, Herr v o n L a n g, gesteht es ein. Seine geschichtliche Zeichnungen aus der neuesten Revolutionszeit der

Schweiz sind so köstliche Spezialwerke, wie die deutsche Sprache deren wenige besitzt, wahre republikanische Kabinetsstücke, wenn man so sagen darf. — Seine Schweizergeschichte für's Volk ist eine Arbeit, der keine einzige kurzgefaßte Geschichte Deutschlands gleichkommt; sie vereinigt bündige Kürze mit Verständlichkeit, Energie des Styles mit lebhaftem Erzählungston und Freimüthigkeit mit besonnenem Urtheil. Im Goldmacherdorf besitzen wir ein Volksbuch, das mit Pestalozzi's Lienhard und Gertrud zu vergleichen ist, nur mit dem Unterschied, daß Pestalozzi wohl die schadhaften Flecke und das moralische geistige Elend des Volks kannte, aber — mit Ausnahme seiner unsterblichen Einwirkung auf die Unterrichtsweise — nichts zur Verbesserung des Volkslebens aufzustellen vermochte, was so praktisch ausführbar wäre. — Brauchen wir noch jener politischen und kirchlichen Aufsätze zu wähnen, die seine „Miscellen" und mehr noch die „Ueberlieferungen" mit solchem Gehalt ausstatteten, daß sie zu den vortrefflichsten Zeitschriften ihrer Art gehörten, deren Ende noch immer bedauert wird?

Und derselbe für Wissenschaft und Volkswohl thätige Schriftsteller ist zugleich der gewandte Erzähler, der mit Recht die poetischen Erzeugnisse seiner Feder „Erheiterungen" benennt, weil sie ihn selbst und unzählige Menschen ergötzen, während sie doch immer den auf Herz und Geist wirkenden Denker und sittlich fühlenden Mann zugleich verrathen. Man gedenke nur der schönen Novelle „ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts," oder der Darstellung Friedrich Wilhelm's I. im „Feldwebel" oder der geistreichen Erzählung: „Wer regiert denn?" und unter den größeren Romanen des „Freihofs von Aarau."

Dieses Urtheil ward von Dr. Schacht schon im Jahr 1828 in der genannten Schrift veröffentlicht.

Latour d'Auvergne,

Frankreich's erster Grenadier.

Von

Georg Lommel.

„Alle Menschen sind von Geburt aus frei und gleich und bleiben es in ihren Rechten.“

Französische Constitution von 1791.

Latour d'Auvergne.

Geboren am 23. November 1743 zu Carhair,

Gefallen am 27. Juni 1800 im Treffen bei Neuburg an der Donau.

Touts les hommes naissent et demeurent libres et egaux en ses droits.

Constit. Franc. 1791.

Auf einer steinigen Anhöhe zwischen den beiden Pfarrdörfern Unterhausen und Oberhausen, unfern der Straße, die aus Donauwörth gen Neuburg führt, im baierischen Regierungsbezirke Schwaben-Neuburg, ragt das Grab des großen französischen Volksmannes Theophile de la Tour d'Auvergne. Links und rechts, das ist nördlich und südlich, halten bald zwei gleichlaufende waldige Bergketten die Blicke des Beschauers auf; frei dagegen schweifen sie ostwärts in das Dunstrevier des Donaumooses, freier noch gegen Sonnenniedergang, wo in die Urzeit des Isters und Licus verschwisterte Wellen ein breites, nunmehr vom Grün und Gold der Saaten überflossenes Thalland furchten. Diese Mittenfläche oder Gasse wird von obigem Grab beherrscht. Ohne Zwang findet ein poetisches Gemüth die Aehnlichkeit zwischen der Naturhöhe und dem dominirenden Prinzip, welches die mächtig durchgreifende Heldenschaar, an deren Spitze ehevor unser Todter kämpfte, dazumal beseelte und begeisterte.

Latour's Thaten leben nicht blos in den Jahrbüchern der französischen Republik; auch das Pantheon der Weltgeschichte enthält seinen Namen. Dessen Pforte hat sich ihm aber nicht dadurch erschlossen, daß er vom fünfzehnten bis zum siebenundfünfzigsten Jahre für Vaterland und Freiheit die Waffen trug, und in zahlreichen Schlachten, Treffen und Gefechten bei zwanzig Mal durchlöchertem Hut und Mantel als Vordermann seiner „höllischen Colonne" mittelst des von ihm erst praktisch eingeführten Bajonnettgebrauchs so häufig den Sieg entschied; nicht dadurch, daß er, bekannt mit mehr denn zwanzig Sprachen, sein vorzügliches Glossarium und „Origines" schrieb; endlich nicht dadurch, daß er als ein Muster militärischer Disziplin und bürgerlicher Sittlichkeit noch jenes glühende Menschengefühl hegte, welches ihn Verwundete, ja selbst verwundete Feinde mit Lebensgefahr aus dem Kampfgewühle tragen ließ. Jeder dieser Seiten gebührt ein besonderes Denkmal; zur Einführung in den eigentlichen Tempel der Unsterblichkeit jedoch bedarf es einer ernsteren Probe, bedarf es vor Allem der ununterbrochenen Uebereinstimmung zwischen Denkungsart und Handlungsweise, was schon auf der untern Stufe „Charakter", auf der Höhenlage aber ein großer Charakter heißt. Ein solcher großartiger Charaktermensch war der Mann von Carhair.

Mancherlei Beweggründe können der ersten französischen Revolution, der Hauptlebensperiode des Latour d'Auvergne, unterstellt werden, mehrere darunter von verwerflicher Beschaffenheit; andere dagegen werden mit Recht den erhabensten Regungen der Menschenseele beigezählt. Diese Letzteren entstammen großen Theils dem sogenannten Amerikanismus, einer Ideen- und Thatenschule, die am Schlusse des berühmten Befreiungskrieges in der großen Trennungsstunde so vieler heimkehrenden Helden zunächst aus Washington's persönlichen Freunden sich bildete, und dabei das Leben des Römers Cincinnatus zum Vorbild nahm. Die ewigen Menschenrechte in alter wie in neuer Welt

auf nur edlen Wegen geltend zu machen: ward die allgemeine Satzung dieser formfreien Verbrüderung, bezeichnend genug, um sie vom Terrorismus und jesuitisch handelnden Revolutionären stets zu unterscheiden. Manches Bruders späteres Wirken ehrte freilich mehr das Herz als den Kopf — wir gedenken hier der Gironde und Lafayette's; — allein die Geschichte in ihrer Moralität richtet bekanntlich nach dem Willen und nicht nach Erfolgen.

Auch unseres Bretagner's Ideal schillerte in römisch-amerikanischer Farbe. Was der Jüngling aus dem Tacitus und Seneca gelernt, dafür hatte der Mann im vierten Erdtheil gehandelt. Die Erinnerung glorreicher Tage schwamm mit über den atlantischen Ocean, doppelter Mahnruf in der unterdrückten, tiefgesunkenen Heimath. Frankreich's Wiedergeburt mit ihren furchtbaren, tödtlichen Wehen begann. Dem geheimen und offenen Clubwesen von Natur aus abgeneigt, suchte und fand Latour seinen Wirkungskreis in der Armee, damals dem Kerne der Nation, der Vereinigung der besten Franzosen. Hier die Doktrine der angeborenen Gleichheit in einer sichtbaren Form, in seinem ganzen Sein zu verwirklichen, setzte er sich zum Ziel, und dafür kämpfte er nun den großen Kampf der Entsagung, reich an Opfern geistiger und materieller Art. Nachdem er im Jahre 1782 aus der damals schon ansehnlichen Stelle eines Capitäns in die eines gemeinen Freiwilligen zurückgetreten war, und, bei Mahon's Belagerung zum Commandirenden ernannt, sich selbst nur zum Adjutanten des Herzogs von Crillon erklärt hatte, schlug er fortan jede Belohnung und Beförderung, Orden und Ehrenbezeugung sowohl gegenüber der eigenen Landesregierung, als einem fremden Monarchen aus, und blieb in Tracht und Löhnung, in Kost und Liegerstatt, in Reihe und Glied wie am Rasttage ein — gemeiner Grenadier. Nur einmal, im Jahre 1793, als es den achttausend französischen Grenadieren in Spanien an einem tüchtigen Heerführer gebrach, konnte Latour durch Hinweisung auf die allgemeine Gefahr, jedoch nur unter Ablehnung jedes Titels und

äußeren Ehrenzeichens, zur momentanen Uebernahme des Oberbefehls bewogen werden. Bei Ankunft eines geeigneten Nachfolgers vertauschte er sogleich den Feldherrnstab mit der Muskete. Nach einer zweiunddreißigjährigen Dienstzeit, in seinem Sterbjahre, besaß derselbe keine anderen Beweise nationaler Dankbarkeit als einen Ehrensäbel und das Patent als „Frankreich's erster Grenadier."

Der Zweifel: „hätte ein so tüchtiger Mann seinem Volke nicht mehr nützen können als Befehlender denn als Gehorchender?" kann leicht beseitigt werden. Der Grenadier Latour d'Auvergne wohnte jedem Kriegsrath, jeder wichtigeren Verhandlung bei, wo allgemeines Wohl und Weh berathen wurde. Da nun zeigte er tiefen Blick und beredte Zunge, dieselbe Kraft des Wortes wie der That. So erfüllte er gleichzeitig die Pflichten des obersten Strategen und des untersten Taktikers, und ward durch diesen Verband der großen Kette Schlußglied, die Seele der meisten Operationen seiner Heerabtheilung. Der gemeine Krieger, der einen solchen Mann „Kamrad" nannte, mußte natürlich von edlem Selbstgefühl und allen wohlthätigen Folgen desselben, dabei vom nachhaltigen Sinn der Ordnung und Ausdauer erfüllt werden; hinwieder erschien kein Offizier so hochgestellt, als daß er die Kamraden eines Latour anders als mit Hochachtung und Liebe hätte behandeln können. In dieser Wechselwirkung liegt das Geheimniß, was den Angriff der alten französischen Grenadiere unwiderstehlich und deren seltenen Rückzug unzertrennlich machte, und unter dem Consul und Kaiser Napoleon, der die begeisternde Behandlungsart des gemeinen Mannes nicht erst erfinden, sondern nur fortsetzen durfte, jene staunenswerthen Kriegs- und Siegeswunder geschehen ließ. Dazu hat ohne Zweifel unseres Mannes Beispiel den ersten Impuls gegeben, und selbe erlosch nicht mit seinem Leben; es leuchtete über das Grab hinaus wie die dessen Herz einschlie-

ßende Silberkapsel, welche der Bannermeister des sechsundvierzigsten Regiments auf seinem dunkelfarbenen Gewande trug. „Il est mort, mais son coeur est entre nous!“ antwortete es bei'm morgendlichen und abendlichen Namensaufruf der dortigen Grenadiercompagnie.

Der so entschiedenen und entscheidenden Laufbahn hat das nicht immer ungerechte Geschick großer Menschen ein entsprechendes Ende beigesellt. Als Tapferer von tapferer Hand zu fallen, hielten schon die besseren Völker des Alterthums für die schönste Todesart. Die Kriegsdromete des scheidenden Jahrhunderts rief abermals die französische Republik in den Waffenkampf mit dem übrigen Europa. Der berühmte Krieger beschäftigte sich eben auf seinem Landgute zu Passy mit den Wissenschaften, als er hörte, daß der einzige Sohn und Ernährer seines hochbetagten Freundes Lebrigaud Conscribirter sei. Sogleich stellte er sich als Ersatzmann. Grenadier der Massena'schen Avantgarde durchkämpfte er nun den blutigen Feldzug des neunundneunziger Jahres an den sogenannten Russengräbern in Helvetien. Im nächsten Frühling ging's unter Moreau über den Rhein. Die vorherige Berufung in den gesetzgebenden Körper hatte Latour d'Auvergne mit den Worten abgelehnt: „Ich verstehe nicht, Gesetze zu machen, sondern nur, sie zu vertheidigen.“ Eine Kette siegreicher Gefechte bei Stockach und Engen, Möskirch und Biberach unterwarf das Schwabenland und öffnete nach einem neuen Siege bei Höchstett das Herz Baiern's. So erschien der 27. Juni 1800, mit ihm das Treffen bei Neuburg an der Donau.

Der Theil der republikanischen Armee, den der Feldherr Lecourbe führte, hatte beim Städtchen Rain den Lechfluß passirt, und schob nun die von Montrichard befehligte Vorhut gegen das östreichisch-baierische Heerlager vor Wagenhofen. Schon war Unter- und Oberhausen vom französischen Bajonet erstritten worden, als der gegenüberstehende Feldzeugmeister Kray durch die baierischen Subsidientruppen unter Zweibrücken, Deroy und Wrede

die zu kühn vorgedrungenen Gegner angreifen und werfen ließ. Hartgedrängt, blutig wichen die Gallier über Unterhausen und Straß zurück. Hier schlug der Schlachtengott auch den lange Gemiedenen. Wie gewöhnlich der Letzte beim Rückzug und dieses Mal dazu noch verwundet, war derselbe von einem Reitertrupp überrascht worden. „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!" hat weit vor dem Tage von Waterloo und bei den Muthigen aller Nationen als ein den rechten Weg weisender Spruch gegolten. Noch zeigt man am östlichen Eingang des Dorfs Unterhausen die bisweilen grünenden Wurzelreiser eines abgestorbenen Birnbaums, in dessen Nähe Frankreich's ersten Grenadier die tödliche Lanze eines kaiserlichen Uhlanen traf. Nach vollbrachter That floh der Feind, wie einige wollen, von heraneilenden Freunden des Zusammensinkenden erreicht und vernichtet. Der Sterbende aber ward in's Dorf getragen; erst nach geraumer Zeit in der dortigen Försterwohnung verhauchte er die Heldenseele, entweder nach früher gewichenem Bewußtsein, somit schmerzlos; oder, wie bei Epaminondas, das Körperleiden verklärt zur Seelenlust, als in der Scheidestunde der Sonne und des Lebens die allbekannte vaterländische Siegesweise aus dem von Lecourbe, Montrichard und Grandjean wiedergewonnenen Dorfe Oberhausen gleich einem Wallhallarufe herüberklang.

Das steinige Erdreich des eingangs beschriebenen Hügels hatte zumal im Drange der Kriegsläufte kaum ein anderthalb Fuß tiefes Eingraben zugelassen. In diesen seichten Raum einer sechs Fuß langen und fünf Fuß breiten Grube wurden am 28. Juni vier Leichen ohne Sarg gelegt, nemlich die des Brigadiers Forty und zweier jugendlicher Krieger, mit dem Haupte von Norden gegen Süden gekehrt; entgegengesetzt, also nordwärts schauend und zwischen den Dreien in der Art, daß Forty zur Linken und das mit verschlungenen Händen beerdigte Freundespaar zur Rechten blieb, etwas erhöht oder gleichsam auf den Uebrigen gebettet — Latour d'Auvergne. Hierauf hatten die Begrabenden noch anderthalb Fuß gemauert, so daß nun-

mehr die ganze Grabeshöhe drei Fuß betrug. Diese Masse sollte die Grundlage eines Denkmals bilden. Nachdem auf die Nachricht von Latour d'Auvergne's Verscheiden der Generalissimus Moreau angeordnet, daß alle Fahnen und Trommeln der Rheinarmee sich in schwarzes Tuch hüllten, sämmtliche Offiziere auf Monatsdauer Florbinden trugen, dann für immerdar die Compagnie-Stelle dieses Grenadiers unbesetzt bleibe, beschloß die Regierung zu Paris auch noch die Aufrichtung eines Monuments aus Stein. Gefertigt während des parsdorfer Waffenstillstandes hatte es am 20. September 1800 seine Vollendung erreicht. Am darauffolgenden Tage zog der französische Stadtcommandant zu Neuburg, umgeben von der dortigen Magistratur und dem Stabe des Generals Souham, voraus das Musikcorps des zweiten Husarenregiments, nach Oberhausen. Bei der Schranke der Grabesstätte empfing derselbe den oberhäuser Pfarrer, und führte ihn während eines Trauermarsches zur obersten Denkmalsstufe. Hier vollzog der Priester nach römischem Ritus die Einsegnung. Eine zahllose Menschenmenge aus Stadt und Umgegend sah und bewunderte die feierlich-ernste, tiefgerührte Stimmung der sonst nicht leicht der Rührung zugänglichen Kriegsmänner. Nach Beendigung der Ceremonie geleitete der Anführer den Pfarrer wieder an das Schrankenthor, verlas sodann die Lebensgeschichte Latour's, und schloß mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ Dreimal rief's nach ihm seine Schaar, beim Klange der marseiller Hymne in die Stadt marschirend, und bald von da in die Wahlstatt, wo sie die Siegesgöttin den Tod des großen Kamraden rächen ließ. Vierzehn Tage später brachte der Oberfeldherr Moreau in Begleitung von sechs Generalen den Manen seines Freundes an dessen Ruhehügel das letzte Opfer.

Das zunächst mit eiserner Kette und in weiterm Umkreis mit einem Holzgeländer umfangene steinerne Denkmal, welches in Form eines Katafalks die Länge von Ost nach Westen nahm, nördlich auf seinem breiten Theile die Inschrift trug: „**A la mémoire de Latour d'Auvergne,**

premier grenadier de France, tué le 8ième messidor, an 8 de l'ére républicaine, 27 Juin 1800," auf der entgegengesetzten Südseite aber: „A la mémoire de Forty, chef de la 46 demie brigade d'infanterie française, tué le 8ième messidor an 8 de l'ére républicaine, 27 Juin 1800" lag nach der Julirevolution durch den Zahn der Zeit, vielleicht auch durch menschliche Unbill fast zerfallen. Eine der bourbonischen Restaurationsregierung hievon gemachte Anzeige soll von der derselben äußerst gleichgiltig aufgenommen worden sein. Auch das Julikönigthum der jüngern Linie mochte sich lieber mit der Apotheose eines Cäsar als der eines Brutus beschäftigen. So ergab sich für eine sonst streng monarchisch gesinnte Staatsregierung die vielleicht nicht unerwünschte Gelegenheit, „dem mit republikanischen Ideen umgebenen Thron" auf seinem eigenen Felde zu begegnen. Unter'm 19. Februar 1837 befahl der König von Baiern die Wiederherstellung des Grabdenkmals für den ersten Grenadier der französischen Armee Latour d'Auvergne in der Art, daß die frühere Inschrift als geschichtlich ohne Aenderung beibehalten, jedoch zur bessern Dauer in Erz gegossen, der Ort mit einer schattigen Pflanzung umgeben, dahin ein bequemer Fußpfad von der nahen Heerstraße geleitet, und die ganze Anlage der Aufsicht der Behörde und der Pflege eines Dieners unterstellt werde. Nach vorheriger Graböffnung *) — das Aufsetzen des neuen, um

*) Dieselbe fand am 3. August 1837 unter Leitung eines baierischen Baubeamten und in Gegenwart des Schreibers dieser Zeilen statt. Sämmtliche Gebeine zeigten sich wohlerhalten, durch die kittende Erde in förmliche Skelette gefügt, bei Forty noch von ehemaliger Derbheit und Fette zeugend, bei den beiden Soldaten, deren schönen Zähne unausgefallen, vom Tod der Jugend. Noch ließen die gemischten Handknochen derselben erkennen, daß man die Fleischhände der Leichname verschlungen hatte. Latour's Ueberreste unterschieden sich durch den feinen Schädelbau, durch das noch erhaltene, in einen Zopf gewundene und mit der Silbernadel befestigte Hinterhaupthaar, durch die modernen Hemd-

eine Staffel erhöhten und darum weit schwerern Sockels hatte eine Untersuchung des Fundaments nothwendig gemacht — wurde der Königsbefehl in seinen Einzelheiten vollzogen, und von Neuem winkt nun das ragende Mal des Republikaners dem Wanderer der Tiefe zu — nicht mehr beleidigt vom längst entschlafenen Volkshasse, besser als durch die Landesregierung geschirmt durch den täglich wachsenden Geist der Humanität, endlich auch ungestört von Freunden, nachdem die Meinung, daß Frankreich die Asche seines Sohnes reklamiren werde, sich als grundlos erwiesen hat. Was frommt Staub ohne Leben? Und lebt ein thatgebärendes Gedächtniß fort, wozu dann noch unfruchtbare Knochen? Schöner, gefühlerregender als unter der Monumentenmasse des pariser Pantheons würde der gekrönte Plebejer Gallien's, der vereinsamte Kaiser am einsamen Strande der Felseninsel fernerhin geruht haben. Der Schlußvers des Liedes, welcher in den Jahren 1814 und 1815 von den gallischen Gräbern deutscher Jünglinge über den alten Rhein herübertönte, hallt jetzt von einem Donauhügel am Ufer der Seine wider, der Vers:

„Wer seinen Tod im heiligen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im — Vaterland.“

---

knöpfe, die er und der Brigadier, die Soldaten dagegen von gröberer Sorte trugen. Nach dieser Recognition deckte man die geordneten Gebeine wieder mit Erde zu, und schloß mit altem und frischen Gemäuer die ganze Fläche. Einige Reliquien des ersten Grenadiers jedoch, die bei der Wiederbeerdigung vergessen worden, hat der Verfasser dieser Abhandlung im Jahre 1840 der Stadt Carhaix bei Gelegenheit einer Denksteinsetzung für ihren größten Bürger zugesandt. (Siehe die amtliche Correspondenz der Präfekturen der Departements Bas-Rhin und Finisterre in der straßburger Zeitung l'Alsace Jahrgang 1840.)

eine Schüssel erhöhten und darum weit schwereren Sockels hatte eine Untersuchung des Fundaments nothwendig gemacht — wurde der Königsbefehl in seinen Einzelheiten vollzogen, und von Neuem winkt nun das ragende Mal des Republikaners dem Wanderer der Tiefe zu — nicht mehr beleidigt vom längst entschlafenen Volkshasse, besser als durch die Landesregierung geschirmt durch den täglich wachsenden Geist der Humanität, endlich auch ungestört von Freunden, nachdem die Meinung, daß Frankreich die Asche seines Sohnes reklamiren werde, sich als grundlos erwiesen hat. Was frommt Staub ohne Leben? Und lebt ein thatgebärendes Gedächtniß fort, wozu dann noch unfruchtbare Knochen? Schöner, gefühlerregender als unter der Monumentenmasse der Invalidenkirche würde der gefeierte Besieger Gallien's, der vereinsamte Kaiser am einsamen Strande der westlichen Felseninsel geruht haben. Der Schutzgeist des Dichters, welcher in den Jahren 1814 und 1815 von den gothischen Gräbern deutscher Jünglinge über den alten Rhein herübertönte, hallt jetzt von einem Denkhügel am Ufer der Seine näher, der Vers:

„Wer seinen Tod im heiligen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im — Vaterland.“

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

---

knöpfe, die er und der Brigadier, die Soldaten dagegen von gröberer Sorte trugen. Nach dieser Recognition deckte man die geordneten Gebeine wieder mit Erde zu, und schloß mit alten und frischen Gemäuer die ganze Fläche. Einige Reliquien des ersten Grenadiers jedoch, die bei der Wiederbeerdigung vergessen worden, hat der Verfasser dieser Abhandlung im Jahre 1840 der Stadt Carhaix bei Gelegenheit einer Denksteinlegung für ihren größten Bürger zugesandt. (Siehe die amtliche Correspondenz der Präfekturen der Departements Bas-Rhin und Finisterre in der straßburger Zeitung l'Alsace Jahrgang 1840.)

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

I. Band 3. Lieferung.

Friedrich Spee, Balthasar Bekker und Christian Thomasius von Ed. Duller. Joachim Lelewel von Müller-Jochmus. Lafayette von W. Sauerwein.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Friedrich Spee, Balthasar Bekker

und

Christian Thomasius.

Von

Eduard Duller.

Wer sich der Menschheit höchstem Zweck geweiht,
Der schreitet kühn voran durch's Grau'n der Nächte,
Und ob ihn auch verkenne seine Zeit,
Mit seinem Leben bricht er Bahn dem Rechte,
Ihn führt die Wahrheit, die er treu befreit,
Stets lebend von Geschlechte zu Geschlechte.

D.

Friedrich Spee,

(geb. 1591 zu Kaiserswerth, gest. am 7. August 1635 zu Trier.)

Balthasar Bekker,

(geb. am 20. März 1634 zu Metslawier in Friesland, gest. am 11. Juni 1698 zu Amsterdam).

Christian Thomasius,

(geb. am 1. Januar 1655 zu Leipzig, gestorben am 23. September 1728 zu Halle).

Wie schön bist du, mein Vaterland! Auf deinen Fruchtfeldern woget sanft, wie vom Odem Gottes bewegt, die reifende Saat; auf deinen sonnigen Hügeln drängt sich die schwellende Traube aus Laubfülle hervor; stolz heben deine Eichen und Buchen ihre stattlichen Kronen; deine Ströme, deine Straßen dienen dem friedlichen Völkerverkehr; und ob auch nicht jede Stunde Jedem heiter ist, ob auch Sorge und Noth, die bösen Gäste, sich in manchem Haus, in mancher Hütte einfinden mögen und drohen, als wollten sie das Obdach nicht wieder verlassen, — über jeder Hütte und jedem Haus, über den Giebeln der Städte und den Höfen der Dörfer, über den frischen Furchen, die der Pflug gezogen, schwebt doch mit leisem Flügelschlag der Engel der Hoffnung. Schallt auch die Klage über die Noth des Augenblicks noch so laut, erscheint dem thränengetrübten Blick die Zukunft auch

noch so dunkel, — wo der Geist hell ist und im Willen redet, da ist nichts unrettbar verloren, da ist nicht zu verzweifeln. Nur wo in Nacht und Nebel auch der Geist gefangen ist und den Willen hat zum Knecht werden lassen, da ist tiefste Noth, da ist furchtbarster Jammer, denn da ist ein Volk im sittlichen Kern und Mark seines Daseins bedroht. Aber auch dann verzweifle es nicht! Dann bedarf es wohl des muthigen Durchgangs durch's allerfurchtbarste Leid; in Schmerzen muß es wiedergeboren werden und sich verjüngen, in Schmerzen, die alles verzehren, was an ihm siech und verloren ist, so wird der heilige Kern wieder klar und herrlich zu Tage kommen und alle Fülle der Werdekraft sich aus ihm entfalten. — Wer sieht es diesen Saatfeldern unseres Vaterlandes an, daß einst ein Hagelschlag, ein Nachtreif, ein Regenguß, welcher auf diesem oder jenem Acker die Aernte verdarb, auch noch Menschenleben gekostet hat? Wer sieht es diesen grünen Triften, darauf die Heerden weiden, wer sieht es ihnen an, daß der geringste Unfall, der einst ein Stück der Heerden betraf, mit tausend Thränen, Seufzern und Qualen von schuldlosen Menschen aufgewogen wurde? Wer sieht es diesen Eichen und Buchen, der grünen Pracht unserer Forste, an, daß auf den Stellen, wo sie jetzt ragen, einst andere standen, die da gefällt worden sind, um Holz für Scheiterhaufen zu liefern? Wer sieht es diesen von Dampfschiffen durchfurchten Strömen, diesen von Dampfwagen durchsausten Landwegen an, daß sie einst die Bahnen waren, auf welchen ein mörderischer Wahn, in der einen Hand die Bibel, in der andern ein blutbeflecktes Gesetzbuch, langsamer als jetzt, aber mit entsetzlicher Sicherheit von Ort zu Ort zog? Wer sieht es diesen heitren, sonnigen Rebenhügeln des Rheins, der Mosel, des Mains, wer sieht es den Ufern der andern deutschen Ströme, wer sieht es den Höhen, die sich im offenen Lande erheben, an, daß sie einst Altäre waren, auf welchen angeblich zur größern Ehre Gottes und im Namen Desjenigen, der da sagte: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch," Menschen

geopfert worden sind, und zwar durch Menschen, welche dieselbe Sprache redeten, wie sie, — Kinder, Jungfrauen und Jünglinge, Männer und Ehefrauen, Greise und Greisinnen, Bauern, Bürger, Adelige, Priester und Nonnen? Und wieviele? Hunderttausende! Und warum, was war ihr Verbrechen? Sie hatten kein Verbrechen begangen, und doch gestanden sie ein Verbrechen, welches überhaupt nie irgendwo anders vorhanden gewesen ist, als — in der durch Aberglauben entflammten Einbildungskraft! O wie viel Gräuel haben dich schon befleckt, heilige Erde des Vaterlandes, immer dann, wenn deine Menschen nicht Manns genug waren, für sich selber einzustehen, wenn sie fremde Sprache, fremde Sitte, fremden Aberglauben und Wahn, fremdes Recht und Gesetz ungestört dich betreten, ungehindert von dir Besitz ergreifen ließen! Da hing immer Eins mit dem Andern zusammen, da griff immer Eins in's And're, auf daß Alles insgesammt dir zum Verderben werde. Alles in Einem, im furchtbarsten Bilde zeigt dies Verderben — der Hexenprozeß, der nicht blos Hunderttausende von Menschenleben vertilgte, sondern auch wie eine Seuche das Sittlichkeitsgefühl des Volkes zu vergiften drohte.

Um so mehr verdienen denn aber auch jene Männer im Bewußtsein des Volks zu leben, welche diesem unseligen Hexenprozeß, diesem Frevel gegen Gottes ewige Weltordnung, dieser Verhöhnung der von Gott verliehenen Vernunft und alles Rechts, unerschrocken entgegentraten, welche ihr Dasein im Kampf gegen die Herrschaft des Aberglaubens und der Willkür vollverwertheten. Wahrlich auch sie sind Helden, Helden der Gesittung, ob auch erst späte Geschlechter die Früchte ihrer Geistessiege ärnteten. Solche Wohlthäter der Menschheit sind Friedrich Spee, Balthasar Bekker und Christian Thomasius, deren Leben und Wirken ich nun schildern will.

Zunächst einige Blicke auf die Ausbildung und Ausbreitung des Teufelsglaubens, auf die Ursache der Verfolgung von Zauberern, und auf den Hexenprozeß! Diese Darstellung ist nöthig, damit man die volle Bedeutung jener Männer würdigen kann.

Wie ist es möglich, so fragt wohl jeder Vernünftige des heute lebenden Geschlechts, daß in der Religion, welche nach ihrem Stifter Jesus Christus die christliche heißt, der Glaube an einen Teufel, als einen mächtigen Widersacher Gottes, an einen Widerchrist (Antichrist), an eine Verbindung der Menschen (Zauberer, Hexen) mit dem Teufel, entstehen konnte? Laßt uns hierbei unterscheiden zwischen Christi Religion und der Kirche! In der Religion, welche Jesus Christus verkündigte, hat dieser Teufels- und Zauberglaube keinen Platz. Wohl aber in der christlichen Kirche, welche im Laufe der Zeiten etwas ganz Anderes geworden ist, als die von Jesus Christus verkündigte Religion.

Jesus Christus wollte das Gottesreich auf Erden verwirklichen; die Kirche, welche sich nach ihm nannte, hat dies Gottesreich — verweltlicht. Jesus Christus offenbarte dieß Gottesreich in der Kindschaft aller Menschen zu Gott, also in ihrer brüderlichen Gleichheit unter einander vor dem ewigen Weltenvater, und in der sittlichen Freiheit jedes einzelnen Menschen; — die christliche Kirche hob diese Gleichheit und Freiheit auf, sie stellte der ganzen Gemeinschaft aller Glaubensgenossen einen bevorzugten und bevorrechteten Priesterstand nicht bloß entgegen, sondern auch über dieselbe (über die sogenannten Laien), und gleichwie nun dieser Priesterstand sich zum Herrscher der Kirche aufwarf, so erfand er auch Glaubenssätze, welche die menschliche Willensfreiheit und die Möglichkeit des selbsteigenen Gelangens zur Heiligung, ohne eine Vermittlung der Kirche, als sündlich verwarfen. Jesus Christus hatte die Einheit

aller seiner Nachfolger auf den alleinigen Grund einer unausschließlichen Gottes- und Menschenliebe gestellt und dadurch seine Religion zu einer allumfassenden gemacht, ihr dadurch die unermeßliche Zukunft eröffnet: Weltreligion zu werden. — Die Kirche, welche sich nach ihm nannte, suchte ihre Einheit in der Einförmigkeit der von ihr aufgestellten Lehrbegriffe, welche gleichsam ihre Reichsgesetze waren, in der Ausschließung aller Derjenigen, welche denselben aus Ueberzeugung die Unterwerfung versagten. Die Kirche behauptete somit: nur in ihr sei der Weg zur Seligkeit, außer ihr sei kein Heil. Und diese Behauptung war allerdings richtig, insofern nämlich, als die Kirche, wie gesagt, statt der geistigen Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden, ein in sich abgeschlossenes geistliches Weltreich bildete, dessen Glieder demselben dadurch angehörten, daß sie an die Autorität der Hierarchie als an etwas Göttliches glaubten und in diesem Glauben nun auch die sogenannten Heils- und Gnadenmittel, welche ihnen die Hierarchie als Entgelt für den unbedingten Gehorsam darbot, als wirkliche Heils- und Gnadenmittel annahm; wer also durch Zweifel an jener Autorität, ja durch Entziehung des Gehorsams von dem geistlichen Weltreiche sich selbst ausschloß, für den waren folgerecht jene Heilsmittel nicht vorhanden. Die zur Hierarchie gewordene Kirche ließ es übrigens dabei nicht bewenden. Sie deutete jenen Satz anders, indem sie dazu fügte, daß, wer nicht durch sie — die „alleinseligmachende" — selig gemacht werde, nothwendig verdammt werde. Hierdurch aber vernichtete die Hierarchie gerade die eigentliche Katholicität der christlichen Religion, d. h. jene Allumfassung, wie sie Jesus Christus beabsichtigt und als seine Absicht ausgesprochen. Sie vernichtete dieselbe, damit der Priesterstand herrschen könne; die sogenannte Einheit der sogenannten alleinrechtgläubigen, alleinseligmachenden Kirche, sie war weiter nichts als der bindende Zwang des alleinherrschenwollenden Priesterstandes.

Diese Alleinherrschaft aber konnte allmälig nicht Genüge haben an der bloßen Ausschließung oder Selbstausschließung der Andersgläubigen, der Zweifler an späteren Kirchenlehren, der Zweifler an der Untrüglichkeit des Priesterstandes. Je mehr sich die Herrschaft desselben aus dem aristokratischen Regierungssystem, (dem episkopalischen) in das monarchische (päpstliche) verwandelte, je mehr das Oberhaupt dieser kirchlichen Monarchie sich als Statthalter Christi, ja Gottes auf Erden geltend zu machen suchte, um so mehr erschienen nun alle Diejenigen, welche eben daran zweifelten, welche eben Dem widerstrebten, welche dafür an der von Christus verkündigten „Freiheit der Kinder Gottes" festhielten, um so mehr erschienen sie als Rebellen wider Gott selbst; und dessen Stellvertreter auf Erden hielt sich nun nicht bloß für berechtigt und verpflichtet, sie aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen, sondern auch, sie auszurotten und zu vertilgen. Solche vermeintliche Frevler und Empörer wider den ewigen Gott bezeichnete denn die herrschende Kirche als Häretiker (Ketzer).

Schon lange vor Christi Geburt waren in das Judenthum die orientalischen Vorstellung von zwei mit einander streitenden Grundwesen, einem guten und einem bösen, eingedrungen, und aus dem Judenthum hatten sich diese Vorstellungen allmälig auch in's Christenthum herüber verpflanzt. So wie das Christenthum zur Staatsreligion im römischen Reiche wurde, kam nun auch der altheidnische Zauberglaube Griechenland's und Rom's zu diesen vom Judenthum überkommenen Vorstellungen und vermischte sich mit denselben. Das Gleiche war der Fall, als das Christenthum, und zwar bereits durch solche fremdartige Einmengungen getrübt, und bereits in der hierarchischen Form, zum Theil durch äußere Gewalt zu den Völkern germanischen Geschlechts verpflanzt wurde. Die altheidnischen Vorstellungen von der Götter-, Geister- und Zauberwelt waren in den zum Bekenntniß des Christenthums gebrachten oder genöthigten Menschen keineswegs

mit einem Male erstickt; sie erschienen nur mehr in der Färbung jener abergläubischen Vorstellungen, welche die Hierarchie als christliche gelten ließ, und welche die erhitzte Einbildungskraft der Mönche und Einsiedler noch weiter ausbildete und vermehrte.

Der nothwendige Kampf zwischen den beiden Naturen des Menschen, der thierischen und der göttlichen, welcher durch die heiligste, eben nur dem Menschen eigenthümliche Macht, durch die Willensfreiheit entschieden werden muß, dieser Kampf erschien den befangenen Vorstellungen nicht als etwas Ursprüngliches, sondern als die Wirkung zweier streitender Grundkräfte, Gottes und des Teufels. Bald konnten die Häupter der herrschenden Kirche, welche eine uranfängliche Sündhaftigkeit und Verderbtheit des Menschen annahmen, bald konnten sie, zum Theil selbst überzeugt von der Wahrheit der Glaubenssätze, welche sie als alleinwahre aufstellten, nichts anderes annehmen, als: daß alle, welche daran zweifelten, dieß aus Einwirkung des bösen Grundwesens, des Teufels, thäten, welcher, als Widerchrist (Antichrist) das Reich Christi (die Kirche) vernichten wolle! So betrachtete nun die herrschende Kirche alle von ihr mehr oder minder unabhängigen Christen oder die sogenannten Ketzer als solche, welche durch den unmittelbaren Einfluß des bösen Grundwesens bewegt worden seien; und die Erschütterung der sogenannten Einheit der Kirche, nämlich: die Nichtanerkennung der von ihr als allein gültig aufgestellten Lehrbegriffe, die Nichtanerkennung der von ihr als alleinbeseligend angebotenen Heilsmittel und Gebräuche, endlich die Nichtanerkennung der von ihr für untrüglich ausgegebenen Autorität des Priesterstandes, galt nun folgerecht als ein Werk des Satans, ausgeführt durch die Ketzer, welche sich besonders mit ihm verbündet hätten.

So wie sich nun einmal die phantastische Vorstellung eines solchen Teufelsbündnisses ausgebildet hatte, so wie sie zur fixen Idee geworden war, mußte man sich doch wohl auch fragen: Welche Zwecke beabsichtigte denn

jeder von den beiden Theilen, die einen solchen Vertrag abschlossen, welche Leistungen hatte jeder zu erfüllen, und durch welche Formen wurde der Vertrag rechtskräftig? Ueber den Zweck des Teufels war man, wie bereits erwähnt worden, nicht im Zweifel; man nahm an: er wolle dem Reich Gottes sein eigenes gegenüberstellen, das Letztere durch Anwerbung von immer mehr Seelen stets vergrößern, um endlich das Erstere vernichten zu können. Was nun aber die Absichten Derjenigen betraf, welche sich, von der herrschenden Kirche abweichend, mit dem Teufel verbanden, so kam man in einer Zeit, da die Kirche einen großen Gegensatz des Sinnlichen und Uebersinnlichen, des Diesseits und Jenseits annahm und alles Irdische für unbedingt sündhaft hielt, ganz folgerecht zu der Ansicht: die Ketzer suchten durch ihre Verbindung mit dem Bösen allen möglichen irdischen Gewinn, Reichthum, Macht, Ehre, Befriedigung der sinnlichen Lust; dieß verschaffe ihnen der Teufel, wogegen sie auf alles ewige Heil verzichteten. Damit nun ein solches Bündniß rechtskräftig werde, dazu genügte — nach der ganzen Folgerichtigkeit des Wahnes — die bloße Abtrünnigkeit von der Kirche nicht; dazu war erforderlich, daß der Ketzer und Teufelsbündner Gott selbst förmlich abschwöre und dagegen den Teufel als seinen Herrn und Meister erkenne, welcher ihm hienieden für längere oder kürzere Zeit, und welchem er hinwieder für die ganze Ewigkeit dienen müsse. Endlich konnte man sich den Abschluß eines solchen Vertrages nicht vorstellen, ohne daß darüber eine förmliche Urkunde aufgesetzt und durch Unterschrift ausgefertigt wurde. Man ging aber hierbei einen Schritt weiter: weil der Vertrag überhaupt ein Löwenvertrag war, so bedurfte er nur der Unterschrift eines Theiles, des Menschen nämlich, welcher sich zur Dienstbarkeit des Teufels verpflichtete, und zwar statt mittelst Tinte, mittelst des Bluts, welches man ja, wenn nicht als Quelle des Lebens selbst, so doch in geheimnißvollem Zusammenhang mit der Seele stehend, betrachtete. Durch diese einseitige

Ausfertigung des Vertrages aber wurde derselbe gleichsam zum Gegenstück, zur Parodie jener christlichen Abschwörungsformeln, wodurch der Heide, welcher, zum Christenthum bekehrt, Bürger des Gottesreiches werden sollte, dem Dienst seiner bisherigen Götter entsagte. Ganz in gleicher Weise erhielt denn überhaupt das ganze Christenthum in dem eingebildeten Teufelthum seine vollständige Parodie: die christlichen Tugenden in den teuflischen Lastern, die christliche Weltentsagung und Ehelosigkeit in teuflischem Fraß und Völlerei, in scheußlicher Buhlschaft der Zauberer und Hexen mit bösen Geistern, der christliche Gottesdienst, ja sogar das heilige Abendmahl in den Hexensabbathen. Wessen Herz muß nicht empört sein über die frevelhafte Gotteslästerung, welche diesen Ansichten zu Grunde liegt, über die Entweihung der einfachsten, vernünftigsten, reinmenschlichsten Religion, der Lehre Jesu Christi, über diese Herabwürdigung der Vernunft, über diese Verwirrung und Zerstörung aller Begriffe von Sittlichkeit!

Wir sahen, wie gleichlaufend die Begriffe von Ketzerei, als einem Verbrechen, und von Zauberei, als Gotteslästerung, sich in der Kirche und durch dieselbe ausbildeten, wie die Wurzeln beider Systeme mit ihren feinsten Fasern ineinander griffen. Bald werden wir diesen Zusammenhang zwischen beiden noch auffallender wahrnehmen. Doch sehen wir zunächst, wie jene Vorstellung von der Macht böser Geister, von dem Bündniß der Menschen mit ihnen, von Zauberei und Hexerei, der Hierarchie nützte und diente.

Ueber die schwachen Gemüther, die stets in abergläubischer Furcht vor tausend und abertausend Nachstellungen unsichtbarer Feinde Gottes und der Menschen zitterten, über solche Gemüther konnte die Hierarchie am leichtesten herrschen. Solchen Gemüthern bot sie alle Schutz- und Rettungsmittel dar, von denen sie sagte, und von denen jene glaubten, daß sie allein dieselben besäße,

das Gebet der Priester, die Messe, den Ablaß, die Reinigung der Seele durch die Ohrenbeichte und den Genuß des wirklichen Leibes und Blutes Christi, in welches der Priester, als von Gott bestellter Mittler, Wein und Brot im h. Abendmahl zu verwandeln die Kraft besäße (eine Lehre, welche übrigens erst achthundert und einunddreißig Jahre nach Christi Geburt durch den Mönch Paschasius Radbertus aufgestellt wurde). Außerdem bot die Hierarchie noch ihre andern Weihen, sie bot ihre Segnungen lebloser Dinge als geheimnißvolle Gegenmittel, so geweihtes Wasser und Salz gegen Teufelsgewalt und Zauber; sie bot ihre Amulette, Räucherungen, Reliquien, Mirakelbilder, und zwar alles dies noch obendrein in der Regel nicht unentgeltlich. Die armen, bethörten und in der Geistesunmündigkeit erhaltenen Menschen bezahlten also auch noch ihre Erhaltung im Aberglauben! Die Hierarchie wurde somit durch dessen sorgliche Pflege und Ausbreitung nicht bloß immer mächtiger, sie wurde dadurch auch reich!

Doch kam auch noch ein anderer Beweggrund für sie dazu, den Teufels- und Zauberglauben zu schützen. Sie fand durch kluge Benützung desselben auch das einzig durchgreifende Mittel, um sich der Ketzer in Masse zu entledigen. Da nämlich die herrschende, sogenannte „rechtgläubige“ Kirche, die sogenannten „Irrgläubigen“, oder „Ketzer“ nur aus ihrer Gemeinschaft auszustoßen, aber auf den bloßen Grund des Irrthums hin nicht auch auszurotten vermochte, so mußte sie einen andern Grund haben, auf welchen hin sie solche Männer, welche der unumschränkten Macht und Autorität der Hierarchie gefährlich waren, dem weltlichen Gericht zur Bestrafung und Vertilgung übergeben konnte. Einen solchen Grund fand sie nun in der Annahme, welche ich bereits erwähnt habe, daß nämlich die Ketzer zugleich Zauberer seien. Zur Bestrafung der Ketzer hatte die Staatsmacht anfänglich kein Gesetz; zur Bestrafung der Zauberer durch dieselbe glaubte man mißverstandene Satzungen fremder Völker aus entschwundenen Zeiten anwenden zu dürfen

und zu müssen. So gab denn die Kirche, welche sich untrüglich nannte, dem Staate die Ketzer, die er als solche nicht bestrafen konnte, als Zauberer an, zu deren Bestrafung sie ihn unter Verweisung auf jüdische Vorschriften und römische Gesetze aufforderte, obwohl das in denselben unter dem Namen der „Zauberei" mit Todesstrafe bedrohte Verbrechen ein ganz anderes war, als das, was die Hierarchie unter diesem Namen begriff, nämlich Teufelsbündniß.

Der Staat, der sich gewöhnte, der Hierarchie zu gehorchen, der Staat, der nichts sein soll, als die höchste Rechtsmacht, wurde nun durch jene zum Inhaber einer unumschränkten Gewalt erklärt, und seine vollkommenste Willkür wurde durch sie geweiht, jedoch nur insofern sie, und nur so lange sie dazu diente, die Macht der Kirche zu erweitern! So richtete nun der Staat, auf die Anklage und Beweisführung derselben Kirche hin, welche ihn als untergeordnet betrachtete, ein Verbrechen, welches gar nicht existirte; für solche Verbrechen, welche Niemand beweisen konnte, bestrafte er Menschen, welche der herrschenden Kirche im Wege waren. So erniedrigte er sich zum Büttel derselben, so riß er selbst, in unseliger Verblendung, die Stützen nieder, welche er in den Feinden der herrschenden Kirche gegen ihre wachsenden Anmaßungen, gegen ihre staatsfeindlichen Zwecke und Bestrebungen hatte. Aber über das Gebiet der Weltgeschichte schreitet die Vergeltung, eine hehre und heilige Macht, in den Gleisen der Thaten und unter ihren Blicken reifet die Saat daraus. Kaiser, wie die beiden hohenstaufischen Friedriche, liehen der Kirche den weltlichen Arm zur Vertilgung der Ketzer-Zauberer, und was war der Dank der Kirche dafür? Daß sie, als die Hohenstaufen ihrem Streben nach Weltherrschaft kühn und beharrlich entgegentraten, durch alle erdenklichen Mittel, durch Bewaffnung der Völker gegen die Fürsten, der Söhne gegen die Väter, der Brüder gegen die Brüder, der Fremden gegen die Nationalitäten, das ganze große, herrliche Geschlecht der Hohen-

stäufen bis zur letzten Wurzel ausrotteten! Die weltliche Macht, welche der Hierarchie dazu diente, die Inquisition gegen Ketzer in's Werk zu richten, empfand auf's Schmerzlichste das Uebergewicht der ersteren. Die Inquisition, scheußlichen Andenkens, war nur die Schwester des Hexenprozesses, fluchwürdigen Gedächtnisses. Dies Geschwisterpaar schürte die Flammen der Scheiterhaufen für einen und denselben Zweck. Bei allen Prozessen gegen Ketzer hatte die Kirche alle Gräuel, welche nur die verdorbenste Einbildungskraft ersinnen kann, als Grundbedingungen und als Folgen der Zauberei heraufbeschworen, um sie den sogenannten „Ketzern" zur Last zu legen. Diese Ketzer, diese Katharer, Waldenser und Albigenser, deren Sittenreinheit die in Lüste jeder Art versunkene „rechtgläubige" Geistlichkeit auf's Tiefste beschämte, wurden von ihr als Ungeheuer an sittlicher Verworfenheit gebrandmarkt; es gibt keine Art von Niedertracht, welche die Hierarchie nicht ersonnen hätte, um sie jenen beizumessen, die sie als ihre Gegner fürchtete, und die sie deßhalb verderben wollte. Allerdings gaben die von den Glaubenssätzen der herrschenden Kirche abweichenden Christen der Hierarchie eine willkommene Veranlassung zur Verdächtigung dadurch, daß sie ihre Lehren und Bräuche, sowie ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte geheim hielten. Wurden sie aber zu solcher Geheimhaltung nicht gezwungen durch die rasende Verfolgungssucht ihrer an Zahl so überlegenen geistlichen Gegner und deren weltlicher Helfer? Jene Geheimhaltung diente nun der herrschenden Kirche trefflich, um die öffentliche Meinung über die Gebräuche und über die Zusammenkünfte der sogenannten „Ketzer" zu täuschen, ja, man muß es geradezu heraussagen, frech zu belügen. Um jene so recht dem Abscheu preiszugeben, verbreitete man das Gerücht, „daß sie ein Thier oder Thierhaupt anbeteten, das in den Teufel überging, der bald als schwarzer Geist, bald als lichter verführerischer Engel, thierisch am liebsten als Kater oder auch Kröte sichtbar

wurde; bei ihren Zusammenkünften sollen sie Kinder geschlachtet, deren Blut im Mehl oder Asche geknetet, und nach Löschung der Lichter unter einander Unzucht getrieben haben; neugeworbene Genossen zeichneten sie durch Nadelstich, dabei wurde dem Schöpfer geflucht, dem bösen Feind gleich weltlichen Herren durch einen Kuß Huld und Treue geleistet. Das Anbeten und Küssen des Bocks (weil man sich in uralter Ueberlieferung den Teufel bocksfüßig vorstellte) und des Katers wurde gerade den Ketzern schuldgegeben, deren Name sogar davon hergeleitet worden ist, *) wiewohl mit der geflissentlichen Absicht, sie in der Meinung des Volks recht tief herabzuwürdigen; denn das griechische Wort „Katharos", woher das deutsche Ketzer stammt, bedeutet zu deutsch: „der Reine!" So sehen wir also immer wieder, wie die Hierarchie sich des von ihr gepflegten Zauberwahnes bediente, um ihre Ketzerverfolgung durchführen zu können; „Waldenserei" (Vauderie) und „Hexerei" waren im Wörterbuch der Hierarchie gleichbedeutend geworden.

Das System, welches einen Teufel und Teufelsbündnisse erschuf, um die Menschen dadurch zu Sklaven der Hierarchie einzuschüchtern, welches den Teufel zum Glaubensartikel, und welches die Teufelsbündnisse zu Grundlagen von Anklagen und Todesurtheilen machte, dieß System hatte Jahrhunderte lang üppig und schamlos fortgewuchert. Tausend und Abertausende von edlen, sittenreinen Menschen, welche keine andere Schuld trugen, als die, daß sie der Weltmacht der Kirche die selbsterrungene Ueberzeugung ihrer Seele nicht unterwerfen, die freien Nacken nicht beugen, die erkannte Wahrheit nicht durch feiges Schweigen verläugnen und verrathen wollten, waren als Ketzer, Tausende und Abertausende von „Ketzern" waren als Kreuzverächter, als Teufelsanbeter, als Teufelsbuhler, als „Zauberer" hingeschlachtet, erwürgt, den Flammen geopfert worden. Die „alleinseligmachende"

---

*) Grimm. Deutsche Mythologie (2. Aufl.) S. 1018.

Kirche, welche jene Tausende, die sie einst gefürchtet, vertilgt hatte, triumphirte; stolz wähnte sie, für immerdar ihre Ferse setzen zu können auf die gefesselte Vernunft, auf das geschändete Menschenthum; im jauchzenden Uebermuth verkündigte sie die Entscheidung ihrer Alleinherrschaft, ihrer Weltherrschaft.

In diesem Zeitpunkte war es, — ein Jahr später, nachdem zu Eisleben in Deutschland dem Bergmann Hanns Luther seine fromme Hausfrau ein Söhnlein geboren hatte,*) das in der Taufe den Namen Martin erhielt, — in diesem Zeitpunkt der höchsten Blüte der geistlichen Weltherrschaft, da sie uns auch mit der Büchercensur beschenkte, war es, daß — am 5. Dezbr. 1484 — Papst Innocenz VIII., „der Verfolger der Hussiten und Waldenser,“ „der Vater von sieben natürlichen Kindern,“ auch „der Vater wurde des achten unnatürlichen, das in seinen Wirkungen seine Brüder um Jahrhunderte überlebt hat“, **) des „Hexenprozesses“. An dem genannten Tage erließ nämlich Papst Innocenz VIII. die Bulle, welche mit den Worten: „Summis desiderantes affectibus“ beginnt. In dieser Bulle erklärte er, er habe vernommen, daß in einzelnen Gegenden Oberdeutschland's, sowie im Mainzischen, Kölnischen, Trierschen, Salzburgischen und Bremischen viele Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk ihres eignen Heiles und vom katholischen Glauben abweichend, mit dämonischen Incuben und Succuben unzüchtige Gemeinschaft hielten, und durch Beschwörungen, Zaubereien, Hexereien u. dergl. die Kinder der Frauen, die Jungen der Thiere, die Früchte des Feldes, des Weinstocks und der Bäume zu Grunde richteten, Menschen und Vieh mit inneren und äußeren schmerzvollen Krankheiten behafteten, Männer und Frauen an Erfüllung ihrer ehelichen Pflicht verhinderten, daß sie außerdem den Glauben, den sie in der heiligen Taufe

---

*) Martin Luther, geboren am 10. November 1483.

**) Soldan, Geschichte des Hexenprozesses. Stuttgart und Tübingen 1843.

angenommen, mit gotteslästerlichem Munde abschwören und noch sonst allerlei Ruchlosigkeiten, Ausschweifungen und Verbrechen auf Anstiften des Feindes des Menschengeschlechts begingen, zum Untergang ihrer Seelen, zur Beleidigung der Majestät Gottes, zum verderblichen Beispiel und Aergerniß ihrer Mitmenschen. Nach diesen Anführungen kam nun sogleich der eigentliche Hauptzweck des Papstes in seiner Bulle zum Vorschein. Das war aber kein anderer als der: die Macht der päpstlichen Inquisitoren (Glaubens- und Ketzerrichter) in Deutschland zu befestigen, vor deren Untersuchung das Laster der Zauberei, als Ketzerei, gehörte. Da der Papst nämlich wisse, daß die bestellten Inquisitoren durch einige Kleriker und Laien, die „mehr zu wissen strebten, als nöthig sei", (so bezeichnete Innocenz VIII. im Styl der Hierarchie die Männer der Wahrheit und des Freimuths) an der Bestrafung jener Gräuel verhindert würden, indem man ihnen die richterliche Kompetenz in den genannten Ländern bestreite, so sollte der Bischof von Straßburg die Inquisitoren auf jede Weise schützen, die Gegner derselben aber mit Bann, Suspension und Interdikt belegen, ja, wo es nöthig sei, auch die weltliche Macht gegen sie aufrufen!

Diese ganze Verfügung zu Gunsten der Inquisitoren bezog sich auf den Umstand, daß die Dominikanermönche Heinrich Institoris und Jakob Sprenger, welche als „Inquisitoren der ketzerischen Verruchtheit" für die Rheingegenden bestellt worden waren und ihre Ketzerjagd unter dem Vorwand einer Hexenjagd begannen, überall den lebhaftesten Widerspruch von Seiten des gesunden deutschen Verstandes, des gesunden deutschen Herzens, des damals noch weniger gebeugten deutschen Muthes und Ehrgefühls fanden. Noch gab es damals eine überwiegend große Anzahl von Menschen in unserm Vaterland, welche den von der Kirche selbstsüchtig ausgebildeten und begünstigten Hexenglauben auf gut deutsch für einen Unsinn erklärten, und welche die von den Ketzer- und Hexenrichtern zu Opfern auserkorenen Unschuldigen

beschützten. Deßhalb eben hatten sich die Domikanermönche Institoris und Sprenger an den Papst gewandt und von demselben die eben erwähnte Bulle erwirkt.

Aber hiermit begnügten sich diese beiden Männer nicht, deren Namen, mit ewiger Schande bedeckt, in den Geschichtsbüchern der Menschheit stehen. Sie faßten all die abergläubischen Meinungen der verschiedensten Völker über böse Geister, Zauberer und Hexen, sie faßten all die heidnischen Sagen, sie faßten all die feinen Berechnungen der Hierarchie, wodurch die wirklich existirende „Ketzerei" in eine gar nicht existirende „Zauberei" verwandelt wurde — das Alles faßten sie mit der erstaunlichsten Spitzfindigkeit in ein System zusammen, in welchen das Entsetzlichste an das Abgeschmackteste gränzt, in welchem Aberwitz, Wahnsinn, verruchteste Sittenlosigkeit und völlige Entmenschung sich wechselseits berühren, durchdringen und ergänzen. Dieses System legten sie nieder in einem Buche, welchem sie den Titel der „Hexenhammer" (malleus maleficarum) gaben. Sie verfaßten dasselbe im Jahre 1487 und in Köln wurde es, wahrscheinlich im Jahre 1489, zum erstenmale gedruckt. Das Buch, der „Hexenhammer", schied sich in drei Haupttheile. In dem ersten sprachen die zwei Mönche der Vernunft und dem Christenthum, in dem zweiten der Vernunft, der Kirche und der Geschichte, in dem dritten der Vernunft und dem Recht Hohn. Sie behaupteten nämlich in dem ersten Haupttheil, daß das Zauberwesen wirklich vorhanden, und erklärten, daß das Läugnen dieser Wirklichkeit eine arge Ketzerei sei; in dem zweiten entwürdigten sie die Geschichte, indem sie vorhandene Thatsachen in Märchen umgestalteten, und die Kirche, indem sie ihr die Macht, Heilmittel gegen die Zauberschäden zu besitzen und anzuwenden, zuschrieben, und sie also gleichsam als gegenzauberische, mithin ebenfalls magische Macht darstellten; der dritte Theil des „Hexenhammers", welcher den eigentlichen „Hexenprozeß" enthielt, dieser Hohn gegen die gesunde Vernunft und das Recht, zeigt wieder aufs Aller-

deutlichste den Wolf im Schafspelze, die tieferliegende Absicht der Hierarchie: unter dem Vorwande und der Anklage auf Zauberei die „Ketzer“ zu verfolgen, und, weil die Zauberei zum sogenannten „ausgenommenen Verbrechen“ erklärt ward, unrettbar zu vernichten. Aus all den listigen Trugschlüssen dieses Theiles leuchtet der Satz hervor, worin sich „das pflichtmäßige Einschreiten des Inquisitors auf diejenigen Fälle beschränken will, wo die Zauberei einen offenbar ketzerischen Charakter an sich trage“. Dieß gräuliche Buch nun, der „Herenhammer“, das fluchwürdigste, was je geschrieben worden, das Gesetzbuch für Verbrechen, welche man erst erfand, um sie bestrafen zu können, — es wurde von der theologischen Fakultät zu Köln approbirt, es wurde durch die päpstliche Bulle gedeckt, es wurde — für Deutschland — durch Karls V. „Halsgerichtsordnung“ zwar nicht ausdrücklich gutgeheißen, aber doch wenigstens nicht entkräftet; indem diese „karolinische Halsgerichtsordnung“ eine „redliche Anzeigung der Zauberei und genugsame Ursache zu peinlicher Frage“ zugab, bildete der „Herenhammer“ die Grundlage des Verfahrens. Wie viele Tausende hat dieser „Herenhammer“, geschmiedet von Intoleranz und Herrschsucht, geschwungen von Aberglauben, Habsucht, Rachlust, wie viele Tausende von Unschuldigen hat er zerschmettert!

Das Verbrechen der Herenrei bestand nach den Grundsätzen des Herenhammers in der Abschwörung Gottes, in dem Bündniß mit dem Teufel, welches, nach der feinen Unterscheidung des Herenhammers, entweder ein feierliches oder aber auch ein bloßer Privatvertrag sein konnte, in der Anbetung des Teufels, in der Buhlschaft mit dem Teufel und in dem Besuch der nächtlichen Zusammenkünfte an verrufenen Orten (den sogenannten Herensabbathen).

Die schädlichen Wirkungen der Herenrei waren zeitlicher Verlust, Verlust des Glaubens und der Gnade Gottes, und Verlust der ewigen Seligkeit.

21*

Der Herenhammer unterschied dreierlei Arten von Heren, solche, welche Schaden zufügen, aber nicht helfen könnten, solche, welche bloß helfen, aber nicht schaden, und solche, welche durch Entzauberung wieder helfen könnten.

Der Herenhammer maß den Heren die Kraft zu, mittelst Einreibung mit Zaubersalben durch die Lüfte fliegen und sich in verschiedene Thiergestalten (z. B. in Katzen, die Zauberer in Wehrwölfe) verwandeln zu können, die Kraft: Kinder im Schooße der Mutter umzubringen, Kinder zu verzehren, Menschen durch den bösen Blick zu tödten, Hagel, Sturm und Gewitter hervorzubringen, Feldfrüchte und Vieh zu verderben, Liebe und Haß zu erregen, Krankheiten und Unvermögen zu bewirken, Feuer in fremde Häuser zu zaubern, wahrzusagen u. dgl.

Was nun das gerichtliche Verfahren gegen die sogenannten Heren betrifft, so gehörte die Zauberei nach dem „Herenhammer“ „sowohl vor den geistlichen, als auch vor den weltlichen Richter, vor jenen, weil der Glaube verletzt war, vor diesen, wegen der an Menschen und Eigenthum begangenen Missethat; der weltliche Richter durfte selbstständig die Todesstrafe verhängen, war jedoch zur Vollziehung derselben nicht befugt, ehe die Kirche auch ihrerseits über Schuld und Buße erkannt hatte; er war überhaupt verpflichtet, auf die erste Aufforderung den Angeklagten an das geistliche Gericht abzuliefern und dessen Spruch zu erwarten; — in der Regel verfolgte die Kirche den Prozeß und übergab dann den Verurtheilten dem weltlichen Arm“ (und das war genau dasselbe Verfahren wie bei den Ketzerprozessen, wie uns, um nur ein Beispiel anzuführen, das Verfahren gegen Huß beweist). „Die geistliche Gerichtsbarkeit stand nach der Bulle Innocenz VIII. den Inquisitoren besonders zu; doch schoben die Verfasser des Herenhammers mit schlauer Politik die der Inquisition niemals holden Bischöfe Deutschland's und selbst die weltlichen Gerichte in den Vordergrund der Kompetenz hinein, während ihnen selbst in ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit zugleich mit der leiblichen Sicherheit auch die Befugniß blieb, eine

anhängige Sache nach Belieben an sich zu ziehen und zu Ende zu führen. Später, als die Inquisition in den deutschen Ländern durch die mächtigen Fortschritte der Reformation außer Thätigkeit gesetzt wurde, zogen in katholischen wie in protestantischen Ländern die weltlichen Gerichte das Verbrechen der Zauberei ausschließlich vor ihr Forum"*). Gleichwohl blieb die geistliche Macht an manchen Orten noch gar lange der unsichtbare Arm des Hebels, welcher alles göttliche und menschliche Recht aus den Angeln hob.

Wie ich schon früher erwähnte, wurde die Zauberei als ein „ausgenommenes Verbrechen" (crimen exceptum) betrachtet und behandelt, und hiermit war denn der richterlichen Willkür der weiteste Spielraum eröffnet; denn nach dem Sinne jener Bezeichnung war der Richter, welcher eine der Zauberei angeklagte Person zu untersuchen hatte, durchaus nicht verbunden, sich an die sonst geltenden Normen des Verfahrens zu halten. Der Hexenproceß bedingte nicht eine förmliche Anklage; er wurde vom Richter meist auf bloße Verdächtigung, auf bloße Gerüchte, auf bloßen üblen Ruf, auf bloße Indicien, und zwar sehr häufig auf die ungenauesten und schwankendsten hin, eingeleitet. Es genügte z. B., daß irgend eine arme alte Frau ein Augenübel, ein Maal hatte, und daß Jemand sich plötzlich krank fühlte, oder seine Kuh keine Milch gab, der Hagel sein Feld verdarb, so war der Verdacht vorhanden, daß jene Person als Hexe an dem Letzteren schuld sei! Und wenn nun eine Anklage geschah, was für eine Anklage war's in der Regel, was nahm man als Anklage hin! Die Aussage einer andern sogenannten „Hexe", die man halbtodt gefoltert hatte, die man während der Folter gefragt, wen sie oder ob sie diese und jene bestimmte Person auch beim Hexensabbath gesehen habe, oder die Aussage einer sogenannten Hexe, die in der Verzweiflung, daß sie selber doch verloren sei, nun aus Rache auch noch andre Per-

*) Nach Soldan a. a. O.

sonen, oft ihre Ankläger, ihre Richter sogar in's Verderben bringen wollte, und deßhalb angab: sie hätte dieselben auch bei der Herenzusammenkunft gesehen. Das waren die Anklagen. Ja nicht genug alles dessen! Vernahm der Richter auch nur ein Gerücht, daß an irgend einem Orte Heren seien, so mußte er einschreiten! Noch mehr: da waren eigene Spione, die alles Mögliche zu erwittern suchten, worauf man Herenprozesse begründen konnte; da standen an manchen Orten in den Kirchen eigne Kasten, mit einem Spalt im Deckel versehen, wodurch man ununterschriebene Anklagen hineinschob! Die Inquisitoren, welche die ganze Gotteswelt voller Teufel und Heren sahen, wanderten, gerade wieder wie die Ketzerrichter, von Ort zu Ort umher, um Heren aufzusuchen; und wo sie ankamen, da war's das Allererste, daß sie an die Thüren der Pfarrkirchen oder des Rathhauses einen Anschlag hefteten, durch dessen Inhalt sie männiglich aufforderten, „jede Person, von welcher man etwas Zauberisches oder auf Zauberei Hindeutendes wisse, oder von welcher man selbst nur gehört habe, daß sie in üblem Rufe stehe, binnen zwölf Tagen anzuzeigen;" wer dieß nicht thue, den solle der Kirchenbann, den solle weltliche Strafe treffen, wogegen dem Angeber nicht bloß Verschweigung seines Namens zugesichert, sondern auch Geld als Judaslohn und — der geistliche Segen ertheilt ward.

So schamlos, deutsches Volk, hat die Hierarchie dich umgarnt, dich zu einer Rotte von Verbrechern gestempelt, dir tausend Leben gestohlen, um — ihre Macht, ihren Einfluß zu befestigen, um den Preis der Verdummung, und um ihre Taschen zu füllen, um den Preis der Verarmung! So, ihr Kirchen, hat man eure Pforten zu Pforten des Todes, eure Hallen zu Höhlen der geheimen Anklage, so, Jesus Christus, hat man deinen Namen zur Beschönigung der Folter, der Plünderung, des Mordes entweiht!

Nun seht aber auch Beginn, Verlauf und Ende eines Herenprozesses, lieben Landsleute!

So, wie ich's geschildert, trat der Hexenrichter auf. Eine vermeintliche Hexe wurde verhaftet; aber meistens nahm nicht ein gewöhnliches Gefängniß, sondern ein eigener sogenannter Hexenthurm, ein eigenes sogenanntes Drudenhaus sie auf. Entweder Arme und Beine zwischen Klötze eingeschraubt und verkeilt, oder mit großen eisernen oder hölzernen Kreuzen an Hals, Rücken, Armen und Beinen gefesselt, oder in enge Mauerlöcher verschlossen, oft tief im finstern, feuchten, kalten Kellergewölbe, daß die Füße erfroren, von Ungeziefer geplagt, lag, saß oder stand so ein der Hexerei angeschuldigtes menschliches Wesen, — nicht selten Monate lang ohne Verhör, ja oft ein ganzes Jahr lang, damit es — mürbe gemacht würde, um alles das zu gestehen, was man ihm abfragen wollte. Bevor das Verhör stattfand, wurden gewöhnlich erst die Belastungszeugen vernommen. Und was für Zeugen! Nur solche, welche dem Richter dienten! Der Richter war ja von vornherein der Ansicht, daß der Gefangene schuldig sei! Dem Richter galt es ja nur, die Schuld des Verhafteten zu beweisen, nicht: dessen Unschuld an's Licht zu bringen! Was für Zeugen, sagte ich; nun gut: seht, welche man zuließ; — Meineidige, vermeintliche Mitschuldige, persönliche Feinde des Angeklagten nahm man als Belastungszeugen! Familienmitglieder mußten gegen Familienangehörige zeugen! Da es sich bloß um die Verurtheilung des Angeklagten handelte, so fand man gar kein Bedenken darin, auch Exkommunizirte als Belastungszeugen zuzulassen; war ja doch die Zauberei — Ketzerei, und so gut wie man nach altorthodoxem Grundsatz „Ketzern nicht Treue zu halten brauchte", eben so gut konnte man zur Vertilgung solcher Ketzerei auch über das kirchliche Gewissen hinwegsehen, welches bekanntlich jede Gemeinschaft mit Exkommunicirten auf's Strengste verbot. Der „Hexenhammer" überließ übrigens — außer vielem Andern — auch das lediglich dem Ermessen der Richter, ob man dem der Zauberei Angeklagten bei der Untersuchung die Namen der Zeugen nennen solle! Hiermit, lieben Landsleute, sind wir denn vollkommen auf dem Boden

des geheimen Inquisitionsverfahrens angelangt, welches — noch bis in's neunzehnte Jahrhundert herein — zur Schande des deutschen Namens noch ganz andere Opfer verschlungen, welches gar manchen, der für Wahrheit und Recht seine Stimme erhob, vernichtet hat, noch bevor ein Urtheilsspruch erging. Was ein deutsches Herz an Entrüstung empfinden kann, das hat es volles Recht auszuströmen über den namenlosen Unsegen, der ihm — gegen seine uraltheimische Art, in dem geheimen Inquisitionsverfahren wahrlich als Joch auf den Nacken gelegt worden ist. Heimlichkeit beim Recht ist alles offnen Unrechts Anfang immerdar gewesen und bleibt's immerdar, sei auch — je im einzelnen Fall — der Richter noch so redlich; im Ganzen reift aus der Heimlichkeit die Willkür. Seht nur z. B. gleich die nächsten Folgen beim Hexenprozeß. Da gestattete man zwar dem Angeklagten einen Anwalt; aber wenn dieser ihn, wie man's nannte, „über Gebühr" vertheidigte, d. h. besser, als der Richter es wünschte, so wurde der Anwalt selbst für noch schuldiger gehalten, als der Angeklagte. Nun denn, wie viele Anwälte konnten sich finden, die Muth genug besaßen, um die Gefahr nicht zu scheuen, daß sie, wenn sie ihre Schutzbefohlenen nach allen ihren Kräften vertheidigten, selbst als der Zauberei schuldig angeklagt und dann um so gewisser verurtheilt würden? Nichts will ich erzählen von der unsittlichen, schamlosen Manier, wie man die Hexen am ganzen Leibe untersuchte, ob nicht irgendwo ein verborgenes Teufelsmal an ihnen zu finden sei. Nur in Kurzem erwähne ich auch der Beweismittel, welche man den Angeklagten zugestand, um sich vom Verdacht der Hexerei zu reinigen (die sogenannten „Hexenproben"). Man band der Angeklagten Hände und Füße kreuzweise zusammen, schlang ihr einen Strick um den Leib und warf sie dann in's Wasser; sank sie unter, so hielt man sie für unschuldig, schwamm sie, so galt sie für eine Hexe, das war die Wasserprobe oder das sogenannte „Hexenbad". Man entkleidete die Hexe in der Folterkammer und beschwor sie — Angesichts aller Folterwerk-

zeuge — im Namen der Dreifaltigkeit: — zu weinen; vermochte sie nicht zu weinen, so galt sie für eine Hexe; das war die „Thränenprobe“. Man setzte die Angeklagte auf eine Wage; wog sie leichter, als man sie geschätzt hatte, so galt sie für eine Hexe, das war die „Wageprobe“. Ewiger Richter dort oben, all das Wasser der Ströme, die du durch die Länder ergossen, vermag die Schuld derer nicht abzuwaschen, die solche Frevel in deinem Namen getrieben haben; aber alle Thränen der Gefolterten, die sich nicht aus ihren Augen herausdrängen konnten, die sie hineinweinten in die Seele, die drinnen brannten, — du hast sie gesehen, du, der du die Wage hältst, auf welcher du alle Thaten wägst, die Wage, auf der die Gewaltigen der Erde, nackt vor dir wie jene armen vermeintlichen Hexen, die nicht weinen und nicht untersinken konnten, — zu leicht befunden werden! Nun aber erst das triftigste, das furchtbarste Beweismittel beim Hexenprozeß, die Tortur, dies Lieblingskind des geheimen Verfahrens! Heutzutag (so sagt man) wissen wir nichts mehr von ihr, heutzutage (so sagt man) ist sie abgeschafft; heutzutage hat man bloß verfängliche Fragen, Fasten und Dürsten, Prügel für Verstockte, Horchen an der Wand, ja süße Verheißungen u. dgl., jahrelange Untersuchungshaft ohne Buch, ohne menschlichen Trost, alles zur Sicherheit des Staates; das alles ist keine Tortur, so — sagt man. Wer's glaubt! Die alte Tortur freilich war ganz anders, die hatte noch die Hexensuppe, ein Getränk aus Bier, Salz, Hechtgalle, Kümmel, geriebenem Brod und gestoßenen Knochen verbrannter Hexen, die die Angeklagten zu sich nehmen mußten, bevor sie gefoltert wurden; die alte Tortur hatte noch Seile und Leitern, Daumschrauben, Fackeln, Pech, — doch ich will's nicht alles herérzählen, was menschliche Grausamkeit im Namen des göttlichen Rechts ersann, um den Menschen, den Christen ärger zu quälen.

Zwar sollte die Tortur wenigstens gesetzlich nicht wiederholt werden; je nun, man sagte, wenn man sie nach ein paar Tagen wiederholte: sie werde bloß

fortgesetzt." Ist's da ein Wunder, daß von tausend Gefolterten neunhundertneunundneunzig das gestanden, was ger Richter von ihnen gestanden haben wollte? Und wer dann das nicht begangene Verbrechen (welches sich ja gar nicht begehen ließ), unter den Qualen der Folter als begangen gestand, um nur durch einen schnellen Tod neuen Folterqualen zu entgehen oder statt des „Lebendig-Verbrannt-Werdens" wenigstens einen minder entsetzlichen Tod zu gewinnen, der wurde des Verbrechens für schuldig erklärt und erlangte — als „reumüthig" — wenigstens „Begnadigung" einer Hinrichtung durch Strang oder Schwert! Ja, noch mehr: gestand der Angeklagte nach überstandener Folter aus demselben Grunde, so wurde dies Geständniß für ein freiwilliges, für ein „gütliches" erklärt und hatte die nämliche Folge. Hieraus kann man sich denn erklären, warum in den zahllosen Hexenprozessen so merkwürdig viele sogenannte „freiwillige" und „gütliche" Bekenntnisse vorkommen, in welchen sich die Angeklagten auf alle Anklagepunkte schuldig erklären.

Aber wie viele andere Foltern hatten die armen Gefangenen noch außerdem zu bestehen, — wie viele geistige, wenn ihnen die Beichtväter dasaßen und durch tausend Fragen und phantastische Vorstellungen sie so lange verwirrten, bis sie endlich, geistig mürbe gemacht, sich selbst für die allergrößten Frevler und Missethäter hielten! Wer die Folter, ohne zu gestehen, überstand, der wurde wenigstens des Landes verwiesen und verlor Hab und Gut. Wer unter den Folterqualen starb, den schändete die Niedertracht noch vor der Bethörten öffentlichen Meinung; da hieß es dann: dem hat der Teufel das Genick umgedreht! Doch noch Eins! Die der Zauberei als schuldig Verurtheilten wurden gemeinhin lebendig verbrannt! Und wie wurden die als der Ketzerei schuldig Verurtheilten hingerichtet? Blickt auf das Ende des Märtyrers Huß! Schlagt die Jahrbücher der spanischen Inquisition nach! Dies „heilige" Ketzergericht hat vom Jahre 1481 bis zum Jahre 1788 „zur

größeren Ehre Gottes" 34,658 Menschen verbrannt! Der Scheiterhaufen war also Ketzern und Zauberern gemeinsam. Auch dieser Umstand weist neuerdings hin, daß die Zauberei für die „alleinseligmachende" Kirche, wie von Anfang her, so auch für die Folge, der trefflichste Vorwand blieb, um sich der Ketzer zu entledigen.

Nun aber die Reformation?! Hat denn diese, die doch Hunderttausende von dem „Verdammungsdogma" der „alleinseligmachenden" Kirche losriß, hat diese denn nicht auch dem aus dem Ketzerprozeß hervorgegangenen Hexenprozeß einen Damm gesetzt? Nichts weniger als das.

Die Reformatoren glaubten, Luther voran, so fest an die Existenz eines Teufels, daß sie sich Gott ohne diesen seinen Gegensatz gar nicht denken konnten, Christum nicht ohne einen Widerchrist, das Christenthum nicht ohne seine Parodie. Luther, wie groß er dasteht, war in dieser Hinsicht noch ganz von der alten Weltanschauung befangen; er glaubte an einen Teufel, aber freilich: er fürchtete ihn nicht; eine kernfeste heldische Natur, nahm er's mit ihm auf und warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Und so nahm denn der Teufel, der arme Schelm, der nirgends als in der menschlichen Einbildungskraft existirt, auch in der protestantischen Kirche ganz geruhsam Platz; so blieb denn auch in protestantischen Ländern von protestantischen Fürsten der ursprünglich rein römisch-katholische Hexenglaube und Hexenprozeß unbeanstandet; protestantische Geistliche handelten in dieser Hinsicht gerade wie jesuitische und andere römisch-katholische Beichtväter. Auch Protestanten bestiegen, in protestantischen Ländern, als Zauberer und Hexen die Scheiterhaufen und wurden lebendig verbrannt.

Nun seht: dies geschah zur selben Zeit, da man in römisch-katholischen Ländern gerade den Protestantismus, als die jüngste und größte Ketzerei, eben wieder mit der Zauberei und Hexerei in den innigsten Zusammenhang brachte! Während also in protestantischen Ländern der Hexenprozeß eben so üppig

wie in römisch-katholischen fortwucherte, nannte (um mich der Anführung Soldan's zu bedienen) der römische Pater Angelicus Preati, indem er die Wirklichkeit der Hexenfahrten als Glaubenssatz verfocht, das Läugnen der Zauberei eine Nachfolge Luther's und Melanchthon's, und zählte der römisch-katholische Torreblanca Luthern, nebst Huß und Wicleff, unter denjenigen auf, welche sich gegen die Bestrafung der Hexen deßwegen ausgesprochen haben sollten, „damit sie sich und die Ihrigen gegen den Papst und die weltlichen Gewalten behaupten könnten!" Ganz offen gestand der Jesuit Delrio die Ansicht seines Ordens, daß „die Zaubergräuel den Ketzereien auf dem Fuße folgten, wie der Schatten dem Körper," und daß „die Lutheraner ganze Ströme von Hexen über Deutschland ausschütteten, wo es nun kaum noch irgend etwas gebe, was frei und unbeschädigt wäre von jenen Bestien oder vielmehr Teufeln in Menschengestalt" Der Pater Andreas zu Wien hatte sogar die Frechheit, öffentlich auf der Kanzel zu sagen: „es sei besser, sich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem lutherischen Weibe, weil jener doch mit Weihwasser und Exorcismen zu vertreiben sei, an diesem aber Kreuz, Salböl und Taufe verloren gehe." Die geschichtlich erwiesene (und noch im Jahre 1846 öffentlich ausgesprochene) Absicht des Jesuitenordens war (und ist) die Bekämpfung und Ausrottung des Protestantismus. Zur Erreichung dieses Zweckes mußte unter andern auch der Hexenprozeß dienen; unter diesem Aushängeschild konnte man ja nicht bloß die Protestanten, ihre öffentlichen und geheimen katholischen Anhänger und alle Katholiken, welche man im Verdacht irgend einer, auch nur der leisesten Hinneigung zum Protestantismus hatte, aus dem Wege räumen, — man konnte auch in der durch Jesuitenerziehung von früh an verdunkelten katholischen Bevölkerung fort und fort Haß und Abscheu gegen den Protestantismus nähren, welchen man als eine mit der verrufenen gräulichen Zauberei zusammenhängende, mit Abfall von Gott gleichbedeutende Ketzerei, als Satanswerk und Teufelsdienst darstellte.

Uebrigens waren, sowohl in katholischen als in protestantischen Ländern, die religiöse Befangenheit, und in ersteren die Absicht: dem Protestantismus entgegenzuwirken, nicht die einzigen Ursachen, aus welchen man sich das ungemein weite Umsichgreifen der Hexenverfolgungen zu erklären hat. War die religiöse Befangenheit des Volkes, zumal der unteren Schichten desselben, auch allerdings uranfänglich durch die Hierarchie verschuldet worden, und zwar in der bestimmten Absicht der Ketzeraustilgung, so trug nun der einmal eingewurzelte Wahn, auch als selbstständiges Gewächs im Volke haftend, seine Früchte. Es bedurfte im Allgemeinen fast gar keiner besonderen Anregung mehr, um den Hexenglauben weiter auszubreiten; gleichwie die Wetterwolken, die aus zusammengejagten kleinen Wölkchen zu einer gewaltigen Masse aneinandergewachsen, ohne weitere Windstöße sich über den ganzen Gesichtskreis ausdehnen, so lagerte sich jener unselige Aberglaube über ganz Deutschland, über die ganze Christenheit. Von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzte sich der Wahn, den das Kind gleichsam schon an der Mutterbrust einsog; er ging über in's Ammenmährchen und durchwuchs schon die ersten Vorstellungen des Kindes, er überwucherte schon dessen erste Denkversuche. Außerdem kam nun noch der Eigennutz aller der Laien dazu, welche bei den Hexenverfolgungen ihren Vortheil fanden, der Angeber, Richter, Henker und Büttel. Theils waren diese gleichfalls von der Wirklichkeit der Zauberei fest überzeugt, theils aber wollten sie, auch wenn sie das nicht waren, ihr einträgliches Geschäft nicht geschmälert, nicht gefährdet wissen. In das konfiscirte Vermögen der verbrannten oder der landesverwiesenen Verurtheilten theilten sich die Landesfürsten, Obrigkeiten, Kirchenstiftungen. Eine Menge gewissenloser Menschen lebte von dem Sündenlohn, der auf Angaben gesetzt war. Die Richter hatten davon goldene Zinsen. Die Henker und Büttel machten die stattlichsten Rechnungen für ihre „Mühwaltung“, so daß sie in Sammt und Seide, mit goldenen Kleinodien be=

hangen, einherschritten und zu Rosse prangten; die allgemeine Furcht, in der sie standen, entschädigte sie für die Schmach, womit ihr trauriges Handwerk, womit ihre Person als unehrlich von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt war. Der Richter war fast allmächtig; wie viele Gelegenheiten standen ihm zu Gebote, um diese Allmacht zum Vortheil seiner Kasse, zur Befriedigung seiner sinnlichen Begierden zu mißbrauchen, da es nur an seinem Willen lag, Diejenigen z. B., welche sich den letzteren nicht fügen wollten, in Untersuchungshaft, auf die Folter, auf den Scheiterhaufen zu bringen. Welche Willkür stand desgleichen dem Henker und seinen Gehülfen offen, die Tortur zu verschärfen oder zu lindern, Beweismittel gegen die Angeklagten zu finden oder zu verheimlichen! Alle diese Beweggründe wirkten also, in katholischen wie in protestantischen Ländern, zusammen, daß — auch ganz abgesehen von den Einwirkungen der Orthodoxie — die Hexenverfolgungen immer mehr sich verbreiteten. Was Deutschland insbesondere betrifft, so war's die Zeit des dreißigjährigen Krieges, jene Zeit der allgemeinen Rechtlosigkeit, Entsittlichung, Verwilderung und Entvölkerung, in welcher der Hexenprozeß am üppigsten wucherte.

Wunderbar sind die Rathschlüsse des Ewigen, unerforschlich die Wege, auf denen er seine Menschen zum Ziele schreiten läßt. Eben während des dreißigjährigen Krieges und eben inmitten des Jesuitenordens erhob sich vor zweihundert Jahren ein Vorkämpfer der Vernunft und des Rechts gegen den Hexenprozeß. Dieser Mann hieß Friedrich Spee.

Er stammte aus dem adeligen Geschlecht der Spee von Langenfeld, welches noch heutzutage, und zwar als gräfliches, blüht. Im Jahr 1591 erblickte er zu Kaiserswerth unterhalb Düsseldorf das Licht der Welt. Als Jüngling (nach einigen Angaben im Jahre 1610, nach andern erst im Jahre 1615) trat Friedrich Spee in den Jesuitenorden. Nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Studien blieb er vorerst in Köln und lehrte dort Philosophie und Moraltheologie. Die vortrefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens zeichneten diesen Mann aus. Er besaß Scharfblick, Weltkenntniß und Klugheit; seine jungfräulich reine Seele, die von innigster Frömmigkeit durchdrungen war, hatte die Weihe der Dichtkunst empfangen; und hingebende Menschenliebe nahm wie eine reiche volle Harmonie alle einzelnen Wohlklänge seines Wesens in sich auf. Von ihm kann man sagen, daß er wahrhaft ein Nachfolger Jesu war, als Priester im edelsten Sinne des Wortes durch reichen Trost, den er für Trostbedürftige hatte, als frommer Liederdichter durch den Ausdruck der innigsten Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott und Christus, als Menschenfreund durch treuen Muth für Wahrheit und Recht, für Linderung der Leiden seiner Brüder, durch ein ganzes Leben voll Liebe und durch einen Tod, den er — in aufopfernder Pflege von Unglücklichen — nur allzufrüh fand.

Sein Orden befahl ihm, nach Franken zu gehen (es war nach dem Jahre 1627); dort sollte er als

Seelsorger wirken. Gehorsam ging Spee auf den ihm angewiesenen Posten, er kam nach Bamberg und Würzburg, wo sein Orden als Vorkämpfer für den sehr bedeutend gefährdeten römischen Katholicismus gegen die Ausbreitung der Reformation eingezogen war und diesen Kampf unter dem Schutz der ihm befreundeten geistlichen Fürsten sowohl im Beichtstuhl als auch namentlich vermittelst des Hexenprozesses durchfocht.

In Bamberg hatte die Hexenverfolgung namentlich unter Bischof Johann Georg II., dessen vertrautester Rathgeber der Protestantenfeind und Jesuitenfreund Friedrich Dorner war, im Jahre 1625 begonnen, — in Würzburg im Jahre 1627 unter Bischof Philipp Adolf, welcher bis dahin den Protestantismus mit einem seinem Eifer allzuwenig entsprechenden Erfolge bekämpft hatte. Unter der Maske der Hexenverfolgung wurde nun in Bamberg und Würzburg die Ketzerverfolgung um so energischer aufgegriffen, um so wirksamer durchgeführt. In Bamberg wurden unter Johann Georg's II. Regierung sechshundert Personen verbrannt; ja blos in den fünf Jahren 1625 — 1630 waren mehr als neunhundert in Untersuchung wegen Hexerei; in Würzburg wurden unter Philipp Adolf neunhundert Menschen wegen Hexerei hingerichtet! blos in den zwei Jahren 1627 bis Anfang 1629 fanden neunundzwanzig „Brände" statt, in deren jedem von zwei bis zu neun Personen, darunter Kinder von unter neun Jahren, Alumnen, Vikarien, Chorherren, Rathsherren u. s. w. zu Asche wurden.

Diese Gräuel fand nun Friedrich Spee auf dem Schauplatze seiner seelsorgerischen Wirksamkeit. In Folge derselben hatte er die Obliegenheit, die zum Tode verurtheilten sogenannten Hexen und Zauberer auf dem letzten Gange zu begleiten. Und wie viele hat er zum Tode begleitet! In den Paar Jahren seines Aufenthalts in Franken nicht weniger als an zweihundert! Da hat er Gelegenheit genug und allzuviel gehabt, tief auf den Grund der Seelen einzugehen; vor ihm, dem die treue

Menschenliebe auf der Stirne geschrieben stand, wie sie ihm im Herzen saß und von den Lippen strömte, vor ihm hatten sie kein Hehl, ihm legten sie ihr Innerstes blos. Und was hat er da geschaut! Die Unschuld aller dieser Opfer des Wahnes! Da nagte an seinem edlen Herzen ein Gram, der es fast verzehrte. Da mußte er wohl im Stillen zu seinem Gott sagen:

„Vor Traurigkeit im Herzen
Seufz' ich aus tiefem Grund,
Vor innerlichen Schmerzen
Ruf ich all' Tag' und Stund'.
Die Zähren mir verrinnen
Wie sanfter Regenguß
Und meine Augen schwimmen
Wie steter Wasserfluß.
. . . .
. . . .
O wann wird er erscheinen,
Der vielgewünschte Tag,
Wann ich von stetem Weinen
Einmal aufhören mag?“

Und ob er auch in treuer Seele ausrufen mochte:

„Nicht soll die Lieb' erkalten,
Nie soll sie nehmen ab,
Zu Gott will ich mich halten,
Sogar bis in das Grab.
Und wann dann schon thut sausen
Der Wind auf diesem Meer,
Wann schon die Wellen brausen
Rund um mein Schifflein her,
Will ich doch nie verzagen,
Gott wird mein Helfer sein,
Den Anker will ich schlagen
Zu seinem Herzen ein.“ *) . . .

*) Güldenes Tugendbuch von Spee.

ob er auch so in der Zelle traulicher Einsamkeit zu dem allsehenden Vater hinaufrufen mochte, — der Gram über das, im Namen dieses alliebenden Vaters verübte Unrecht machte sein Haar vor der Zeit ergrauen. Er hatte Niemand, dem er diesen Schmerz seiner Seele vertrauen konnte, als den Würzburger Kanonikus Johann Philipp von Schönborn, welcher nachmals Bischof von Würzburg und Kurfürst von Mainz geworden ist. Dieser war damals sein vertrauter Freund, und fragte ihn eines Tages: „Woher kommt es wohl, ehrwürdiger Vater, daß Euer Haar grauer ist, als Euer Alter erwarten läßt?“ Darauf erwiederte Spee: „Das kommt von den Hexen her, die ich zum Scheiterhaufen begleitet habe.“ „Wie so?“ fragte Schönborn weiter, begierig, Näheres zu erfahren. Da antwortete Spee ungefähr, wie folgt: „Ich habe bei den wegen Hexerei zum Feuertode verurtheilten Personen die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt, alle Vortheile, welche mir in meiner Stellung als Beichtvater zu Gebote standen, hab' ich treulich und gewissenhaft benutzt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Trotz alledem habe ich nun auch nicht bei einem Einzigen von Allen, die ich zum Scheiterhaufen begleitete, nur die geringste Spur gefunden, die mich zu der Ueberzeugung hätte bringen können: es sei irgend ein Grund vorhanden, um sie des Verbrechens der Zauberei zu bezüchtigen, das man ihnen zur Last legte. Fragte ich, in meiner Eigenschaft als Beichtvater, die Einfältigeren, so gestanden sie mir anfangs allerdings, sie wären der Zauberei schuldig; aber — sie thaten's einzig und allein aus Verwirrung und aus Furcht, daß sie nochmals der Folter unterworfen werden sollten. Sowie sie mich aber besser kennen lernten, sowie sie einsahen, daß ich nicht der Mann sei, von dem sie dergleichen zu besorgen hätten, faßten die Unglücklichen Zutrauen zu mir und sagten mir die Wahrheit. Da stürzten ihnen Thränen aus den Augen, da gestanden sie mir Alles, wie weit die Dummheit und die Bosheit ihrer Richter sie gebracht, da jammerten sie über

ihr unverschuldetes Elend, da riefen sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an. Das Alles hab' ich erlebt, das ist's, was mir die Haare vor der Zeit grau gemacht hat!" Dies Bekenntniß Spee's hat Johann Philipp von Schönborn späterhin dem großen Leibnitz mitgetheilt, durch welchen Letzteren es zur Kenntniß der Nachwelt kam.

Trotzdem nun, daß der Mann, welcher eine Hexe vertheidigte, welcher die Ungerechtigkeit der Hexenprozesse, ja den denselben zu Grunde liegenden Unsinn behauptete, selbst Gefahr lief, wegen dieses Verbrechens in Untersuchung zu kommen und auf den Scheiterhaufen geliefert zu werden, trotzdem trat Friedrich Spee gegen den Hexenprozeß auf. Ihn weckte und rief die Liebe und ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe; wo er ging und stand, mahnte sie ihn: „Du hast die Flammen zusammenschlagen gesehen über den Unschuldigen; erhebe Deine Stimme; rette, rette!" Oft, wenn er in stiller Mitternacht saß und die inbrünstige Frömmigkeit seines kindlich-reinen Herzens überströmen wollte in Lieder zum Preise Gottes, zur Verherrlichung der ewigen Liebe, leuchtete es ihm wie Feuerschein vor den Augen, umrauschte es ihn wie Seufzer, wie Aechzen; da konnte er nicht weiter dichten, da konnte er die holdselig-sinnigen Lieder von der Sehnsucht der Kreatur nach Gott, von ihrem Jauchzen und Jubiliren zum Schöpfer, nicht weiter niederschreiben, nicht weiter abschreiben die Laute der „vieltausend in Lüften fliegenden Psalterlein." In solchen Augenblicken sah er nicht weltlichen Vortheil, noch Schaden, nicht die Macht des Papstes mit all seinen Bullen, nicht die Macht der Hexenrichter mit all ihren Henkern; da sah er nichts als die Menschen, welche er — nachdem so viel Tausende schon geopfert waren — wenigstens für künftighin retten könnte! Und so setzte er sich denn an seinen Schreibtisch und schrieb ein Buch, für welches ihm die Menschheit ewig dankbar sein wird, das Buch, betitelt: „Kriminalistische Vorsicht, oder: Buch über die Prozesse gegen die Hexen, an die deutschen Obrigkeiten, zu diesen Zeiten nothwendig, aber auch den Räthen und Beichtvätern der

Fürsten, den Inquisitoren, Richtern, Advokaten, Beichtvätern der Angeklagten, u. s. w. sehr nützlich zu lesen," („Cautio criminalis, seu de processibus contra sagas liber ad magistratus Germaniae, hoc tempore necessarius, tum autem consiliariis et confessionariis principum, inquisitoribus, judicibus, advocatu, confessionariis reorum, concionatoribus coeterisque lectu utilissimus; auctore incerto theologo romano.") Seinen Namen als Verfasser nannte er nicht; er bezeichnete sich auf dem Titel seines Buches einfach blos als „römisch-katholischer Gottesgelehrter". Und das mußte er. Er mußte seinen Namen verschweigen, nicht aus Feigheit, sondern um ferner wirken zu können; nicht blos er selbst wäre ja verloren, sondern auch die heilige Sache, für die er sich erhoben hatte, wäre im hohen Grade gefährdet gewesen, hätte er seinen Namen auf jener Schrift genannt. Anfänglich ging Spee's Arbeit nur in Abschriften von Hand zu Hand. Endlich wurde sie gedruckt, und zwar zuerst in Rinteln, im Jahre 1631, im darauffolgenden Jahre, eigentlich schon wenige Monate später, in Frankfurt a. M. Welches Aufsehen Spee's Schrift machte, ergibt sich schon daraus, daß der Frankfurter Drucker den zweiten Abdruck, welchen er auf den Wunsch einiger Mitglieder des Reichskammergerichts und des Reichshofraths veranstaltete, nach einer Abschrift besorgen mußte, weil kein gedrucktes Exemplar der ersten Anflage mehr zu haben war. Niemand als Johann Philipp von Schönborn wußte damals, daß Friedrich Spee der Verfasser dieser Schrift sei; und Schönborn bewahrte das Geheimniß seines Freundes so treulich, daß Spee bei Lebzeiten unangefochten blieb. Nachdem Spee längst heimgegangen war, bestimmte der Gedanke an ihn Schönborn, als er Bischof und Reichsfürst geworden, jedesmal, so oft eine Person der Zauberei wegen eingezogen wurde, dazu, daß er die Sache vor seine eigene Prüfung zog, da fand er denn die von jenem ehrwürdigen Manne ausgesprochenen Warnungen nur allzu begründet und so

hörten in jenen Gegenden die Hexenverbrennungen auf. So berichtet der große Leibnitz, der Umgangsgenosse des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz.

Allerdings waren schon vor Spee andere Männer gegen den Hexenprozeß aufgetreten. Kaum war der „Hexenhammer" erschienen, als — schon im Jahre 1489 — zu Konstanz der Doktor Molitoris die Möglichkeit und Wirklichkeit des Zauberwesens bestritt. Im Jahre 1515 schrieb der italienische Rechtsgelehrte Ponzinibius aus Piacenza eine Abhandlung „de lamiis", und in den Jahren 1556 und 1560 der treffliche Brabanter Arzt Johannes Weier die Abhandlungen „de praestigiis daemonum" und „de Pseudomonarchia daemonum." Der Erstere verwies, mit einem anderen Rechtsgelehrten Alciatus, namentlich die Hexenfahrt und den Hexentanz in's Gebiet der Einbildungskraft; der Letztere ging noch schärfer in den Gegenstand ein, bezeichnete unwissende Aerzte und eigennützige Mönche und Priester als Hauptbeförderer des Hexenglaubens und sprach unmittelbar in Beziehung auf den Hexenprozeß den Richtern kühn die Wahrheit in's Angesicht: „Von der Art der Prozesse kommt es, daß solche arme, geplagte Leut viel lieber einmal im Feuer sterben wollen, denn so unmenschlicher Weise so vielmal auseinander gestreckt und unverschuldeter Weise geplagt und gemartert zu werden. Noch wollens etwan die unbarmherzigen Leute und Peiniger nicht erkennen, daß oftmals unschuldig Blut vergossen und durch die große Pein Viel hingerichtet worden. Denn, wenn die Armen, wie oftmals geschieht, von der schweren Tortur ihre leiblichen Kräfte verlieren und in dem Gefängniß ihr Leben enden, alsdann wollen die Richter in diesem ihre Entschuldigung fürwenden, daß sie sagen, die armen gefolterten Leute haben sich selbst im Gefängniß umbracht, seien verzweifelt, und der Teufel habe ihnen den Hals gebrochen, damit sie zu öffentlicher Straf nicht seien geführet worden."

Je mehr sich indessen alle Vertheidiger des Hexenglaubens und des Hexenprozesses durch die Schriften dieser

und anderer Männer in ihren Interessen bedroht sahen, mit um so größerer Schlauheit und Kühnheit suchten sie den unseligen Wahn zu stützen. Die Autorität der Kirche wurde neuerdings offen dafür aufgeboten, die weltliche Macht dafür gewonnen und mißbraucht, jeder Anwalt der Vernunft und Menschlichkeit verfolgt, und so eine Schreckensherrschaft befestigt, die ihres Gleichen nur in der ihr verwandten spanischen Inquisition hatte. Insbesondere hat der Jesuit Delrio (geb. 1551, gest. 1608) die traurige Berühmtheit erlangt, daß er der Barbarei diesen neuen Sieg erringen half. So stand sie gewaltiger da denn je; wie jener Basilisk der Fabel tödtete sie durch ihren Blick Jeden, der sich ihr mit der Absicht nahte, sie anzutasten. Da sandte der „unbekannte römisch-katholische Theolog" „Friedrich Spee) seine „Cautio criminalis" an die Obrigkeiten Deutschland's.

Gleichwie seine Vorgänger, so bestritt auch Spee in seiner „Cautio criminalis" die Existenz des Teufels, die Möglichkeit eines Bündnisses mit demselben, und somit auch die Nothwendigkeit eines gerichtlichen Einschreitens gegen das Laster der Zauberei nicht. Befangen in den religiösen Anschauungen seiner Zeit war er von dem Dasein des Teufels selbst überzeugt, wie wir unter anderm aus seinem sonst so herrlichen Lied erkennen:

„O Gott, bin gar in deiner Hand,
Dich halt' stets in Gedanken,
All meine Werk' sind dir bekannt,
O Herr, laß mich nicht wanken!

All meine Schritt', all meine Tritt'
Sind, Herr, bei dir gezählet;
Ja auch sogar all' meine Haar',
Daß nicht ein einz'ges fehlet.

Wann deine Flügel spannest aus,
Will mich ganz d'runter legen,
Du bist mein Burg, mein festes Haus,
Kein Ding soll mich bewegen.

Was will ich denn in Sorgen stehn
Und stören mein Gemüthe,
Da ohne dich nichts rühret mich,
Wie sehr man immer wüthe.

Wohlan, o Satan, deine Macht,
Dein'n Pfeil und feu'r'gen Bogen
Sammt Höll' und Tod ich gar veracht',
Tritt her, nun darf ich's wagen.

All deine Streich' mir gelten gleich,
Nie werden sie gerathen.
Groß Hülf' ich hab'; drum fallen's ab
Und thun mir keinen Schaden."

In solchem innigen Gottvertrauen, wie es sich in dem vorstehenden Liede kundgibt, wendete nun Friedrich Spee die ganze Kraft seines Denkens und Wollens gegen den Hexenprozeß, wie er ihn vorfand, um dem Leichtsinn, der Habsucht und dem Fanatismus, überhaupt der Willkür, immer mehr Menschenopfer zu entreißen. Hatte er doch die Verworfenheit der Beweggründe, hatte er doch jene Willkür in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt! So erzählt er von einem Inquisitor, welcher sich auf folgende Weise bereicherte. Er ließ zuförderst durch eigene Helfershelfer die Hexenfurcht so in den Köpfen des Landvolks entflammen, bis man ihn um seinen Schutz bat; da gab er denn vor, er müsse dringender Geschäfte wegen anderswohin, und nun schossen die armen bethörten Bauern in ihrer Herzen Angst und Verzweiflung Geld zu einem Geschenk für ihn zusammen, damit er nur ja zu ihnen komme und ihren Bezirk von Hexen säubern möge. Er erschien dann auch wirklich, leitete die Untersuchung ein, erklärte hierauf, seine Pflichten trieben ihn anderswohin und verließ den Bezirk, nachdem er ihn nochmals gebrandschatzt hatte! Ein anderer Inquisitor sagte Spee geradezu: „er wisse wohl, daß auch einige Unschuldige mit unterliefen, er mache sich aber deßhalb kein Gewissen, weil ihm — sein Fürst

befehle, nur rüstig im Inquiriren fortzufahren". Was die Scharfrichter betrifft, so erzählte Spee von solchen, „die an etlichen Orten das Ruder führen und ihres Gefallens vorschreiben, wie und auf was Weise man diese oder jene foltern müsse; und dürfen sich ihrer etliche wohl rühmlich vernehmen lassen, daß sie noch keine unter Händen gehabt, welche nicht endlich gewonnen gegeben und geschwätzt (eingestanden) habe; und das sein dann die besten; dieselbigen werden hingefordert, wo etwan andere gewissenshalber (im Foltern) haben aufhören müssen!"

Die „Cautio criminalis" enthält Spee's Ansichten über die Ungerechtigkeit des Herenprozesses in 52 Zweifeln oder Fragen. Zuerst fragte er, ob es in Wahrheit Zauberer, Heren und Unholde gebe? Er stellte dies im Allgemeinen nicht in Abrede; doch fügte er hier gleich hinzu: „daß aber alle Personen, welche bisher unter dem Vorwand der Hererei zu Asche geworden, Zauberer und Heren gewesen, das glaube weder er, noch viele fromme Männer". Dann fragte er: Ob es denn in Deutschland mehr Heren und Unholden als anderswo gebe? Klug erwiederte er: „Das sei eine Sache, die er nicht wisse, aber es scheine allerdings, daß man in Deutschland mehr denn anderswo finde; es rauche ja fast allenthalben!" Als Ursachen der überwiegenden Menge von Heren führte er die Unwissenheit oder den Aberglauben des gemeinen Mannes in Bezug auf die Ursachen von außergewöhnlichen Regen, Hagel, Reif, Seuchen und dergl. und dann den Neid und die Mißgunst desselben gegen Reiche und Angesehene an. Nun ging er auf die Art des Verbrechens über, wobei er jedoch vorsichtig Delrio's Worte vorschob und beifügte: die Sache bedürfe einer neuen und genauen Prüfung. Hierauf erörterte er: ob und warum die Zauberei zu den „ausgenommenen" Verbrechen gehöre, und ob es erlaubt sei, gegen solche den Prozeß nach Willkür zu leiten? Hierauf antwortete er mit Nein, weil sie zwar ausgenommen seien von dem, was die positiven menschlichen Gesetze vorschreiben, nicht aber von dem, was die menschliche Vernunft

oder das natürliche Gesetz vorschreibt. Hieran reiht er den Zweifel, ob die deutschen Fürsten wohl Recht daran thäten, so scharf gegen die Zauberei zu verfahren, und ob sich denn durch diese Schärfe das Uebel überhaupt ausrotten lasse? Erkennen wir in diesen Uebergängen Spee's warme Menschenfreundlichkeit, welche er freilich nur mit der größten Behutsamkeit, unter mannichfachen Verwahrungen zeigen durfte, so tritt jene Gesinnung in der folgenden Erörterung: wie vorsichtig sich die Fürsten und ihre Officialen bei dem Hexenprozeß benehmen müßten, noch viel bestimmter hervor und sucht durch alle möglichen Gründe die größte Milde anzuempfehlen. Den Fürsten hielt Spee dann vor, wie sehr sie ihr Gewissen beschwerten, wenn sie das ganze Verfahren lediglich ihren Offizialen überließen; und hier traf denn der wackere Mann allerdings einen wunden Fleck. Nicht immer, erklärte er offen, ist der Fürst der Erfahrung und Redlichkeit seiner Diener gewiß; unerfahrene, leidenschaftliche und boshafte, welche wahrnehmen, daß ihr Gebieter gegen die Zauberei eingenommen sei, setzen dann aus Wohldienerei alle Gebote der Menschlichkeit und des Christenthums, den Angeklagten gegenüber, bei Seite; deßhalb sei es heilige Pflicht des Fürsten, doch wenigstens einen Theil der Sorge um jene Unglücklichen auf sich selber zu nehmen und nicht Alles fremden Schultern anzuvertrauen; bekümmere sich ja doch mancher Fürst bei ökonomischen Gegenständen, bei Jagd und Vogelfang und dergl. selbsteigen um geringere Geschäfte, ohne daß seiner Majestät dadurch Abbruch geschehe; daraus folgt, sagte Spee, daß der Fürst sich vor Gottes Gericht nicht werde reinigen können, welcher um geringere Dinge sich persönlich angenommen, bei größeren und wichtigeren aber, wo es sich um Menschenblut handle, nachlässig und leichtsinnig gewesen sei. Insbesondere habe der Fürst die Pflicht, zu erforschen, ob und wie oft die Gefängnisse besucht würden, ob dieselben nicht unreinlicher seien, als es sich mit dem Zweck der Bewahrung vertrage, ob nicht manche Angeklagte ganze Jahre hindurch in Hitze und Frost gefangen lägen, ohne verhört

zu werden, in welcher Art und Weise man die Foltern anwende und in welcher Art und Weise man die Fragen stelle, wie es mit der Mäßigung und Erfahrenheit der Priester beschaffen sei, deren man sich bediene, ob jedem Angeklagten eine vollständige Vertheidigung zu Theil werde, ob der gemeine Mann sich über die Kommissarien, d. h. über die Inquisitoren beschwere, ob diese geizig oder inhuman seien, ob unter ihnen allen auch nur ein einziger, bevor der Angeklagte überführt sei, lieber für als wider denselben gesinnt sei, und durch nur irgend ein Zeichen seinen Wunsch kundgegeben habe, daß der Angeklagte lieber unschuldig als schuldig erfunden werde; desgleichen, ob er, wenn der Angeklagte als unschuldig erfunden wurde, sich darüber nicht ärgerte, sondern freute? Der Fürst untersuche ferner, ob irgend ein Angeklagter im Kerker gestorben und was ihm geschehen sei, dann, wenn einer unter dem Galgen verscharrt worden, unter welchem Grunde man gezeigt habe, daß ein solcher schlimmen Todes verblichen, und dergl. Er untersuche auch die Urtheile von Verschiedenen, was sie nach beiden Theilen hin von den beim Hexenprozeß gewöhnlich vorkommenden Fragstücken halten; er hafte nicht so sehr blos an einer Parthei, daß er nicht auch die Gründe der anderen erwäge; jedem müsse es zustehen, seine Meinung frei und offen auszusprechen. Er nehme selbst Einsicht in die Protokolle oder lasse sich dieselben vorlesen; er beseitige die Zweifel oder lasse sie beseitigen; er glaube nicht in Einem fort Alles, was man vorbringt; er lasse lieber durch diejenigen examiniren, welche einer entgegengesetzten Meinung angehören, als durch die, welche die beliebte verfechten, damit die Wahrheit um so klarer an den Tag komme; endlich: nichts möge auf den ersten Anblick auch noch so absurd erscheinen, was er nicht einer Erforschung unterziehe. — Dies sind die wichtigen Rathschläge Spee's, aus welchen man ersieht, daß gerade das Gegentheil von allem dem, was er als fromme Wünsche hinstellt, in der Praxis leider vorhanden war! Diesen unseligen Zustand erkennen wir denn auch aus den anderen Fragstücken der

„Cautio criminalis", in welchen er mit wahrer Meisterschaft — sowohl was die Schärfe der Einsicht als auch was die Feinheit der Welt- und Menschenkenntniß betrifft, — das ungeheure Labyrinth der Willkür aufhellte. Um das vorhandene Verwerfliche in seiner ganzen Verwer ichkeit darzulegen, fragte er blos ganz unscheinbar bescheiden, ob und wiefern dasselbe wohl erlaubt und zulässig sei, schloß Gründe, welche für die Erlaubtheit und Zulässigkeit zu sprechen schienen, geflissentlich nicht aus und entkräftete sie nachher auf's Siegreichste durch Gründe der Vernunft, der Menschlichkeit und der Religion, welche dagegen sprachen. Auf diese Weise erreichte er am sichersten seinen edlen Zweck. Bei allem solchen leisen und klugen Auftreten verläugnete er seinen Freimuth keineswegs, der da — wie es in seinem Wahlspruch an der Stirne des Buches heißt — „unter der Sonne sah statt des Gerichts ein gottlos Wesen und statt der Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit" (Prediger Salomo. 3, 16.) und der da den Mächtigen mit dem Psalmensänger (2, 10.) zurief: „So laßt euch nun weisen, ihr Könige, und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden!" So hatte er auch die Worte Seneca's als ferneren Wahlspruch hingesetzt: „Ich will dir zeigen, was denen, die alles besitzen, fehle: der, welcher die Wahrheit spreche!" Und Spee — sprach sie aus! Er bezeichnete diejenigen, welche die Obrigkeiten hauptsächlich zur Hexenverfolgung anreizten, — die Theologen und Prälaten, die im gemächlichen Schreibzimmer, ruhig über ihren Spekulationen brütend, keine Ahnung hatten von dem Schmutz der Kerker, von der Last der Ketten, von den Werkzeugen der Foltern, von dem Jammer der Unglücklichen, die — unbekannt mit aller Niedertracht — auf die Versicherung der Richter hin Ammenmährchen, Bekenntnisse, welche die Folter entpreßt, für Evangelien hielten, — die habsüchtigen Richter, welche diese oder jene Provinz plündern wollten, und deßhalb den Obrigkeiten die größten Hexengefahren vorspiegelten, — den unwissenden, neidischen, boshaften Pöbel, welcher seine Rachelust ungestraft befriedigen wollte, endlich Ruchlose, welche die

Lauheit der Obrigkeiten gegen Hexen nur deßhalb so eifrig tadelten, um allen Verdacht von sich selber abzuwenden. Punkt für Punkt wies er die beispiellose Ungerechtigkeit nach, welche im Verfahren stattfand, und gab sie der öffentlichen Verachtung preis. So zeigte er, daß es ganz gleich war, ob eine der Hexerei beschuldigte Person ein böses oder frommes Leben geführt; „ist jenes, so ist's ein großes indicium, dann, wer böse ist, kann leicht böser und je länger, je weiter verführet werden; ist dieses, so ist's kein geringer indicium, dann sagen sie, so pflegen die Hexen sich zu schmücken und wollen allezeit gerne vor die Frömmsten gehalten sein." Desgleichen: „Spürt man bei den Angeschuldigten einige Furcht oder Schrecken (dann wer wollte sich nicht entsetzen, der da weiß, wie jämmerlich sie dero Orts gemartert werden?) so ist's abermal ein indicium; dann (sagen sie) das böse Gewissen macht sie bang; fürchtet sie sich nicht, sondern trauet ihrer Unschuld, so ist's wiederum ein indicium; dann (geben sie vor) das pflegen die Hexen zu thun, daß sie die Unschuldigen sein wollen, und — der Teufel macht sie so muthig!" Unerschrocken deckte Spee die Niedertracht auf, daß „bei diesen Prozessen keinem Menschen ein advocatus oder auch einige Defension, wie aufrichtig sie auch immer sein möchte, gestattet sei"; „dann da rufen sie, dieß sei ein crimen exceptum, ein solch Laster, das dem gerichtlichen Prozeß nicht unterworfen sei; ja da einer sich darinnen als advocatus wollte gebrauchen lassen, oder der Herrschaft einreden und erinnern, daß sie vorsichtig verfahren wollte, der ist schon im Verdacht des Lasters und muß ein Patron und Schutzherr der Hexen heißen, also daß Aller Mund verstummen und alle Schreibfedern stumpf sein, daß man weder reden noch schreiben darf!" Mit gleichunerschrockenem Freimuth enthüllte Spee die schamlose Willkür der Richter und Henker vor, bei und nach der Folterung der Hexen und Zauberer: „Die Hexe wird gefoltert, daß sie die Wahrheit sage, d. h. sich schlecht vor eine Zaubersche bekennen soll. Sie mag anders sagen, was sie wolle, so ist es nicht wahr. Be-

kennt sie auf die erste Folter, so geben sie vor, sie habe gutwillig und ohne Folter bekannt; und sie wird getödtet, denn Widerrufen gilt hier nichts. Bekennet sie nicht, so torquiret man sie zum zweiten, dritten und vierten Male; denn bei diesem Prozesse gilt, was nur dem Commissario geliebt. Verwendet sie nun etwa in der Folter vor Schmerzen die Augen oder starrt mit offenen Augen, so sind's neue indicia, denn dann sprechen sie: sie schaut nach ihrem teuflischen Buhlen. Wird sie denn härter gefoltert und will doch nicht bekennen, verstellet ihre Geberden wegen der großen Marter, oder kommt gar in eine Ohnmacht, so rufen sie: die lacht oder schläft auf der Folter, die hat etwas gebraucht, daß sie nicht schwatzen kann. Begibt sich's, daß Eine oder die Andere auf der Folter stirbt, so sagt man: der Teufel habe ihr den Hals gebrochen." Dann schleppt der Henker die Leiche hinaus und begräbt sie unter dem Galgen! Zuweilen wolle (versichert Spee) ein Richter eine Angeklagte, die auf der Folter davon komme, nicht ohne neue Indicien weiter torquiren und auch nicht „unbekennet" hinrichten lassen. Da lege er sie denn in ein neues Gefängniß und lasse sie darin oft ein ganzes Jahr schmachten, um sie „mürbe zu machen." Hierzu wähle man denn auch noch ein anderes Mittel, eine Verstandes- und Gewissens-Tortur. Hören wir, wie Spee (selbst ein Geistlicher, ein Jesuit!) dieselbe schildert: „Man schickt (sagt er) ungestüme Priester zu der Gefangenen, welche ihr oft verdrießlicher sind als der Henker selbst. Die plagen sie denn so lange und viel, bis sie bekennen muß, — Gott gebe sie sei eine Hexe oder nicht — rufen und schreien, daß, wenn sie nicht bekennen werde, so könne sie nicht selig oder der heiligen Sakramente theilhaftig werden. Und darum hüten sich die Herren Inquisitores, daß sie keine solchen Priester bei diesen Sachen und Prozeß gebrauchen, die etwas sittsam seien, Verstand im Herzen und Zähne im Munde haben, wie imgleichen, damit ja Niemand in das Gefängniß komme,

der denen Gefangenen guten Rath mittheile oder den Fürsten von dem Handel unterrichte." Kurz: offen sagt Spee den Richtern in's Angesicht, daß „ihnen vor nichts mehr bange sei, als daß etwan die Unschuld des Angeklagten auf eine oder andere Weise zu Tage kommen möchte," daß sie es als eine Schande betrachteten: „eine Person, so sie einmal zur Haft gebracht, loslassen zu sollen;" „welchen sie einmal in's Gefängniß gebracht, der müsse schuldig sein, es geschehe mit Recht oder Unrecht." Bekennt die Angeklagte, ungeachtet aller schönen „Griffe und Fundament" des Richters, nicht, so muß sie lebendig verbrannt werden. In tiefem Schmerz beendigte Spee seine Enthüllung dieser scheußlichen Willkür mit den Worten: „Nun möcht' ich (weiß Gott!) gerne wissen, weil sowohl die, so nicht bekennet, als auch welche bekennet, Hexen sein und sterben müssen, wie doch ein Mensch, er sei so unschuldig wie er immer wolle, sich allhier retten könne oder wolle? O du Elende! Worauf hast du doch gehofft? Warum hast du nicht, sobald du das Gefängniß betreten, gesagt: du wärest des Lasters schuldig? O du thörichtes Weib, warum willst du so oft sterben, da du anfangs mit einem Tode hättest bezahlen können? Folge meinem Rath (ruft er bitter aus) und sage stracks zu: du seiest eine Hexe, und stirb! Denn vergebens hoffest du, los zu werden, solches lässet der Eifer der Gerechtigkeit bei uns Deutschen nicht zu."

Doch hiermit genug der Auszüge aus der **Cautio criminalis**. Wahrlich: dies Buch, geschrieben und herausgegeben in einer Zeit, da die Willkür für unüberwindlich galt, dies Buch war eine That zum Wohl der Menschheit. Sie schlug wenigstens Wurzeln in den Herzen aller Edleren, wenn auch Spee selbst den Baum des Segens, den er gepflanzt, und die Früchte, welche derselbe trug, nicht erlebte. Gewiß aber trug Spee tief in seiner gottvertrauenden Seele die Ueberzeugung, daß der ewige Vater seine Kinder, denen er die Kraft, sich von Wahn, Aberglauben und Willkür selbst zu befreien,

gegeben, daß er dies sein deutsches Volk, das so hart geprüfte, so zu allem Edlen und Herrlichen befähigte, nicht untergehen lassen wolle. Und in diesem Gottvertrauen, wie in dem Bewußtsein, daß er für Vernunft und Menschlichkeit, für Wahrheit und Recht gehandelt, fand Spee den einzigen, aber auch den reichsten Lohn; und einen solchen sehe Jeder als den Höchsten an und finde ihn, der für der Menschheit heiligste Güter Wort und That, ja sein ganzes Leben hingibt und nirgends Beachtung, nirgends Lob, nirgends irdische Glücksgüter, vielleicht nur Verdächtigung, Verkennung von seinen Zeitgenossen erntet!

Doch betrachten wir jetzt die weiteren Lebensverhältnisse Friedrich Spee's!

Kaum war seine „Cautio criminalis" erschienen, — oder sie war vielleicht auch noch nicht erschienen, — so beriefen die Ordensoberen den trefflichen Spee von seinem Wirkungskreise in Franken ab. Sein Herz sollte nicht mehr bei'm Anblick der Gräuel des Hexenprozesses, des Jammers und der Thränen der Opfer bluten, die er als Beichtvater und letzter Tröster zum Scheiterhaufen zu begleiten hatte. Er wurde nach Niedersachsen gesendet. Spee gehorchte und erfüllte den ihm gewordenen Auftrag. Und welcher war es, den er in Niedersachsen zu erfüllen hatte?! Er sollte dort für die Bekehrung der Protestanten zum römischen Katholicismus wirken.

Wie? Friedrich Spee, er, der Vorkämpfer gegen den Hexenprozeß, dessen Zusammenhang mit der Ketzerverfolgung angedeutet worden ist, — er ein Ketzerbekehrer? Es ist dem so und nicht anders. Ja: Spee, als römisch-katholischer Geistlicher, als Mitglied eines Ordens, welcher die Wiedervereinigung aller aus der römischen Kirche Ausgeschiedenen in derselben erstrebte, konnte diese nur wünschen, konnte es nur für ein verdienstliches Werk halten, zu dieser Wiedervereinigung, zu dem Triumph der von ihm für heilig und seligmachend gehaltenen Kirche nach allen Kräften beizutragen. Aber

sein edles, reines, wohlwollendes Gemüth erfaßte in kindlicher Unschuld jene Bestrebungen seines Ordens als etwas Reingeistiges. Ihm schwebte das hehre Ideal jener verheißenen Zeiten vor, da nur Ein Hirt und Eine Herde sein würde, und so sang er:

„O wohl dem schönen Hirten,
Dem künft'gen Hirten gut!
Ach, ach, mich mit Begierden
Der Zeit verlangen thut.
Alsdann wird er erwecken
Und treiben auf das Feld
Mit bestem Hirtenstecken
Die Völker aller Welt!"

Aber sein Herz, so ganz von Gottes- und Menschenliebe erfüllt, sein Herz, dem die Worte entströmten:

„Wo Gottes Lob ist angezündt
Und brennt in heller Flammen,
Da ist der Mensch gar fest gegründt,
Wer mag ihn da verdammen?" —

dies Herz hatte keinen Platz für Ketzerhaß, es konnte, indem es für die von ihm für allein beseligend gehaltene Kirche schlug, Andersgläubige nur auf dem Wege der Liebe und Ueberzeugung für dieselbe gewinnen wollen. — Wir wissen nur sehr Weniges über die Ergebnisse von Spee's Thätigkeit in Niedersachsen. Er soll daselbst durch seine Predigten das hildesheimische Städtchen Peina zum römischen Katholicismus zurückgebracht haben. Eine fernere Nachricht, welche von Mitgliedern seines Ordens herrührt, meldet: die Hildesheimer Protestanten hätten einen Menschen zu einem Angriff gegen Spee gedungen und dieser ihn mit sieben Wunden verletzt; Spee sei gleichwohl nach dem Dorfe, wo er predigen wollte, gekommen und habe dort wirklich gepredigt.

Wichtiger als diese dürftigen Nachrichten sind uns die, welche Spee selbst uns über seine Eigenschaft als

Dichter hinterlassen hat. Wir besitzen von ihm eine Sammlung geistlicher Lieder, betitelt die „Trutznachtigall“, welche, von einem seiner Schüler herausgegeben, erst nach seinem Tode (im Jahre 1649) zu Köln erschien, und das „gülden Tugendbuch“, ein theils in ungebundener Rede und Gesprächsform, theils in Liedern abgefaßtes Erbauungsbuch. In seinen geistlichen Liedern legte uns Spee die ganze kindliche Reinheit und jungfräuliche Lieblichkeit seiner frommen Seele vor Augen. Daraus leuchtet der ganze Schatz von Liebe, der ihm eigen war; was da im Reiche der Natur lebt und webt, blüht und tönt, vom herrlichen Morgenroth bis zum Haushalt der Bienen, alles erblickte sein Dichterauge in einem innigen Zusammenhange der Liebe; jede Kreatur, die durch Glanz, Farbe, Regung und Ton die volle Freude des Daseins in's Unermeßliche der Welten hinausjauchzt, erschien ihm im großen Chorus, der von Sekunde zu Sekunde das Lob des ewigen Fürsten der Liebe preiset und verherrlichet. So war unserm Spee, der inmitten des allgemeinen Hasses, Mordes und Menschenbrandes wandelte, die ganze Welt nur eine einzige Liebeshymne. Welch' ein Herz, das unter solchen Verhältnissen solcher Auffassung fähig ist und fähig bleiben kann! Ja gewiß: aus diesen Liedern tönet Spee's Herz selbst wie ein Psalm, so hell und rein, daß auch diejenigen, die sich mit manchen einzelnen seiner Lieder und mit seiner Auffassung des mystischen Seelenbräutigams nicht befreunden können, gleichwohl sich von der Verinnigung der Naturanschauung mit der Gottesahnung tief bewegt fühlen müssen.

In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts kam Spee — gewiß auch wieder auf Befehl seiner Ordensoberen — nach Trier. Da stand er denn abermals auf einem Boden, wo der Hexenprozeß, in unmittelbarster Verbindung mit dem Zweck der Bekämpfung und Austilgung des Protestantismus, bereits zahlreiche Opfer hinweggerafft hatte. Spee kam aber in Trier auch mitten in eine andere Bedrängniß, welche die

Schuld des Kurfürsten über Stadt und Land gebracht. Trier litt eine schwere Belagerung durch die Spanier und Kaiserlichen. Wo die Noth, da war unser Spee auf seinem Platz. So denn auch während jener Belagerung. Da scheute er keine Gefahr, da lud er Verwundete, gleichviel ob Freund oder Feind, auf den Rücken, da pflegte er Kranke, gleichviel, welche Sprache sie redeten. Er war da nicht der römisch-katholische Priester, — er war der vollkommene Mensch, — sein schönster Ehrentitel, in dem er deinem Gedächtniß, mein deutsches Volk, eingeprägt bleiben soll. Mensch im Dienste der Menschlichkeit, besiegelte er solch' ein Wirken auch durch den Tod. Im Dienste der Kranken, die er ohne Unterschied der Freundschaft oder Feindschaft, der Sprache, des Glaubensbekenntnisses pflegte, empfing er den Keim des Todes. Daß er eine Ahnung davon in sich trug, das spricht sich in seinem schönen Liede aus, worin er singt:

Ja, wann ich geh' schon schlafen,
Schlafen wohl in das Grab,
Will dir (Gott) doch Lob verschaffen,
Soll drum nicht nehmen ab.

Nach mir will ich verlassen
In meinem Testament
Ein Liedlein, schön ohn' Maßen,
Zu Gottes Lob verwendt.

Das wird wohl noch erklingen,
Ob ich schon storben bin;
Es werden's Andre singen,
Wann ich schon bin dahin."

Und im letzten Vers dieses Liedes drückte er seine Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott durch den Tod in den Worten aus:

„Nur bald! bald auf! bald auf!"

Am 7. August des Jahres 1635 nahm denn auch der Todesengel den treuen Menschenfreund Friedrich Spee von der Krankenpflege weg und trug ihn an's Herz des Vaters, den er in so vielen innigen Liedern gepriesen, den er durch thätige Menschenliebe bekannt hatte.

Auf der Bahn, welche Spee als Vorfechter für die Menschheit gegen den Hexenprozeß betreten, folgten ihm treffliche Männer nach, welche sein Werk vollendeten. Protestanten waren es, welche die Bedeutung des Protestantismus für die Geistesfreiheit dadurch neuerdings in's rechte Licht stellten. Ich nenne und schildere hier in kurzen Umrissen nur die zwei bedeutendsten, Balthasar Bekker und Christian Thomasius, der erstere Prediger, der zweite Rechtsgelehrte.

Balthasar Bekker war ein Niederländer, aber von deutscher Abkunft. Der Sohn eines reformirten Predigers zu Metslawier in Friesland, erblickte er dort, ein Jahr vor Spee's Tode, am 20. März 1634 das Licht der Welt. Bis in sein sechszehntes Jahr genoß er den Unterricht seines Vaters, dann studirte er — anfangs zu Groeningen, nachher zu Franeker — im Ganzen fünftehalb Jahre. Noch in der ersten Blüte der Jugend erhielt er einen Ruf als Prediger nach Oosterlitten. Mit klarem Blick durchschaute der junge Geistliche die theologischen und philosophischen Wirren seiner Zeit, und thatkräftig, wie er war, begnügte er sich damit nicht, daß er selbst auf dem höheren Standpunkte freier Auffassung stand; nein, er griff zur Feder, um die helleren Ideen, deren seine Zeitgenossen noch entbehrten, in weitern Kreisen zu verbreiten. Eine gründliche theologische Gelehrsamkeit diente hierbei seinem Scharfblick, seinem Freimuth.

Kaum hatte er indessen seine ersten Schriften im erwähnten Sinne geschrieben, als ihm auch das Loos aller Derjenigen zu Theil ward, die, „verpflanzt in arge Zeiten, mit Finsterniß zu kämpfen wagen, um dem Lichte Bahn

zu bereiten;" die Verdächtigung der Dunkelmänner drängte sich an ihn, die Verketzerung suchte ihm den Boden der Wirksamkeit zu untergraben. In der That hatte er bald zahlreiche Feinde, und diese brachten es dahin, daß er sich genöthigt sah, seinen zweiten Berufsort Franeker zu verlassen und zunächst eine Predigerstelle in dem durch die Franzosen zerstörten Loenen, dann in Weesp anzunehmen und endlich Feldprediger zu werden. Das blieb er ein halb Jahr lang, hierauf zog er 1679 nach Amsterdam und wirkte dort als Prediger, noch mehr aber durch seine Schriften, als muthiger Ankämpfer gegen Wahn und Aberglauben.

Zu Leeuwarden erschien 1683 seine „Ondersoek van de bete keringe der kometen," 1690 seine „betoverde weereld (bezauberte Welt) *). Dieses letztere Werk, wie es sein wichtigstes war, hat auch (ich komme später darauf zurück) auf seine Lebensschicksale den bedeutendsten Einfluß geübt. Hatte Spee in seiner „cautio criminalis" die herrschenden Vorstellungen von der Macht des Teufels und von der Wirklichkeit der Teufelsbündnisse nicht angetastet, sondern bloß den Hexenprozeß zu erschüttern versucht, so trat nun Balthasar Bekker mit der Bibel in der Hand auf und entthronte den Teufel. Er bewies aus der h. Schrift, daß die bisherige Teufelslehre derselben geradezu widerspreche, daß der Teufel nichts weiter sei, als ein des Gerichtes harrender gefallener Geist, sinnlich gar nicht wahrnehmbar, unfähig einen Leib anzunehmen, ohnmächtig in die hehre Gottesordnung schädlich und verderbend einzuwirken. „In Ansehung, (sagt er), daß in der ganzen Bibel nichts zu finden ist, das im Geringsten nach einem Königreiche gleichet und darauf gedeutet wird, so wird es außer Grund insgemein also gesagt, daß

---

*) Andere Schriften von Balthasar Bekker sind: die „admonitio de philosophia Cartesiana", die „friesche Godgeleerdheit," die „Uitlegginge van den profeet Daniel," die „leere der gereformeerde Kerken van de vrye Nederlanden, begrepen in derselven geloofsbelydenissen."

der Satan auch ein Reich auf Erden habe, das eben so weit, als Gottes eigen Reich auf Erden sich erstrecket, nicht allein außer=, sondern auch innerhalb seiner Kirche, welche das Himmelreich, das Reich Gottes und Christi genannt wird. Reich gegen Reich, des Teufels Reich wider Gottes; und ob das noch zu wenig wäre, Reich in dem Reich, imperium in imperio, — und das von feindlicher Macht! Wie kann Gottes eigen, wie kann Christi Reich bestehen?" Um zu beweisen, wie sinnlos es sei, anzunehmen, daß, wenn etwas Böses geschieht, das nach unserem Verstande über die Kraft der Natur gehe, es ein Werk des Teufels sei, fährt Bekker also fort: „Siehet Jemand diese Folge nicht, ich will's ihm alsofort sehen lassen. Alles, was er denken könnte, daß da ist, das muß entweder der Schöpfer selbst oder sein Geschöpf sein. Was ist der Teufel nun? Ein verdorben Geschöpf, werdet ihr sagen müssen. Diesemnach ein Theil, und ein verdorben Theil der erschaffenen Natur. Wie kann nun das, was ein Theil der Natur ist, über die Natur sein? Wer ist über die Natur, denn Gott allein? Derhalben schließe ich alsofort schnurgerade gegen die gemeine Meinung: Sobald als man sagt, daß etwas über die Natur geschehen sei, so hat es denn der Teufel nicht gethan; es ist Gottes eigen Werk." Weiter spricht Bekker dann, daß der alte Teufelsglaube „die festen Gründe des Christenthums, und zuvörderst in der protestantischen Kirche, unvermerkt unterminire, also daß wir wohl an der einen Seite bauen, aber dagegen von einer andern unüberwindliche Werke vor dem Feind aufwerfen, aus welchen das ganze Gebäude muß zerstört werden, wenn man nicht Vorsehung thut."

Balthasar Bekker's „bezauberte Welt" war kaum erschienen, als diese Schrift auch schon in ganz Europa Aufsehen machte und zahlreiche Gegner sich wider den kühnen Verfechter der Wahrheit erhoben. Weil er den Teufel entthront hatte, wurde er ein Gottesläugner genannt. Seine eigenen Amtsgenossen in der reformirten Kirche, zumal die Theologen in Amsterdam, waren in der vor=

dersten Reihe seiner Ankläger und Verdächtiger. Unbeugsam fest stand der edle Mann inmitten aller Stürme und vertheidigte seine Ueberzeugung; war sie doch nicht das Ergebniß einer flüchtigen Stunde, seiner eigenen Versicherung nach hatte er die Grundgedanken seines Werkes fünfundzwanzig Jahre lang in sich getragen, geprüft und überarbeitet, bevor er das Buch, das er mit Recht als den Inhalt seines Lebens betrachten konnte, zum Heil der Menschheit an's Licht der Oeffentlichkeit hinausgab. Er rechtfertigte es in einer eigenen Schrift und verlangte, daß eine Synode sein System prüfen sollte. Dies geschah denn auch; aber in der Synode siegte der Einfluß der Orthodoxie; sein großes Werk wurde von den kleinen Geistern verworfen und verdammt. Doch dessen nicht genug; der Grimm seiner Gegner rastete nicht, bis er (im Jahre 1692) auch seines Predigtamts entsetzt war! Sechs Jahre überlebte Balthasar Bekker jene Schmach, welche vor den Augen aller Edlen nicht ihn, sondern seine Feinde traf!

Er starb, fest auf seiner Ueberzeugung beharrend, am 11. Juni 1698. Selbst als er die Augen geschlossen, wollte ihn die Orthodoxie noch verdächtigen; sie verbreitete nämlich das Gerücht, er habe auf dem Sterbebette seine Ansichten und Grundsätze geändert. Da trat jedoch sein Sohn Johann Heinrich für die Ehre des großen Todten auf und veröffentlichte dessen letzte Reden; die Eiferer für den Teufelsglauben standen nun vor aller Welt als Lügner da.

Und nun auch ein Blick auf den Mann, der, wie Friedrich der Große, König von Preußen, sich einst ausdrückte, „den Weibern das Recht vindicirt hat, alt zu werden," auf den letzten großen Kämpfer gegen Teufelsglauben und Hexenprozeß, auf Christian Thomasius!

Er war am 1. Januar des Jahres 1655 zu Leipzig geboren. Sein Vater, Jakob Thomasius, war Professor zu Leipzig, ein in seiner Zeit berühmter Philosoph; Leibnitz war einer seiner Schüler und erkannte dankbar des Lehrers Verdienste um die Wissenschaft an; eine liebenswürdige Bescheidenheit schmückte den wackren Gelehrten, auf dessen Charakter wir aus seiner Aeußerung schließen dürfen: „er bedaure nichts mehr, als daß die zum Frieden geschaffenen Kreaturen sich unter einander bekämpften und nicht rechtschaffen, fromm und tugendhaft lebten." Dieses würdigen Vaters würdiger Sohn war Christian Thomasius. Schon frühzeitig erkannte der Vater des Knaben lebhaften Geist und scharfen Verstand; treulich pflegte er selbst dessen Fähigkeiten und sorgsam unterrichtete er ihn im Lateinischen und Griechischen. Mit welchem Erfolg dies geschah, läßt sich daraus entnehmen, daß Christian Thomasius bereits im 18. Lebensjahre an der Hochschule seiner Vaterstadt die Würde eines Magisters der Weltweisheit erwarb. Er ging hierauf nach Frankfurt an der Oder, studirte dort deutsches und römisches Recht und ward (1679) Doktor der Rechte, worauf er nach Leipzig zurückkehrte. Dort widmete er sich anfänglich der Praxis, später aber (von 1680—1690) hielt er als akademischer Lehrer vielbesuchte philosophische und juristische Vorlesungen, und zwar im Jahre 1687 in deutscher Sprache, — damals etwas Unerhörtes, daß ein deutscher Lehrer von dem Gipfel der Gelehrsamkeit zur Sprache

des Volkes, dem er angehörte, dessen Jugend er bilden sollte, herniederstieg.

Und wie er die Muttersprache, freilich in jenem mit fremden Lappen besetzten Gewand, wie sie es in Folge langer Selbsterniedrigung unseres Volkes trug, in den Hörsaal eingeführt, so machte er sie im darauffolgenden Jahre auch zur Vermittlerin der öffentlichen Meinung; sie, die Muttersprache, sollte den Goldbecher des Verständnisses allen Gebildeten kredenzen; er begann nämlich eine Monatschrift in deutscher Sprache herauszugeben, unter dem Titel: „Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, vornämlich aber neue Bücher.“ Da entfaltete sich denn die originelle Natur unseres Christian Thomasius, sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit, die so gern in Witz und Satyre schillerten, welche letztere beide denn freilich uns Menschen von heutzutage pedantisch und schwerfällig erscheinen. War ihm diese Gabe auch nicht der beflügelte Pfeil, so gebrauchte er sie doch als Stoßdegen, und zwar mit allen Fechterkünsten, nicht zum Zeitvertreib, sondern in der That zu ernsthaftem Angriff, zu nothwendiger Abwehr. Denn, bei seinem Charakter, da er das Wahre und Rechte nicht bloß selbst als wahr und recht erkannte, sondern auch allgemein als solches erkannt wissen wollte, kam er bald in die vielfältigsten Kämpfe mit solchen Leuten, die so fest am guten Alten hängen, daß sie das bessere Neue nicht aufkommen lassen wollen. Zumal waren es wiederum die Theologen, welche den freisinnigen Mann, der seine Ueberzeugung offen heraussagte, verdächtigten und verfolgten. Einem Manne des Lichts hat es nie an Dunkelmännern, die ihn als gefährlich verdächtigen, und den Dunkelmännern hat es nie an der Gunst gefehlt, durch welche man Verhaftbefehle und Landesverweisung erwirken kann. Freilich fehlt es aber den Dunkelmännern aller Zeiten an der Erkenntniß: daß all ihr Treiben, und sei's auch noch so trefflich beschützt, doch nur für eine kurze Spanne Zeit ausreicht und vor dem Geist Gottes, der

aus der Menschheit athmet, wie Spreu im Wind vergehen muß. Alle diese Dunkelmänner wollen als gar fromme Leute die heilige Schrift im kleinen Finger haben, und haben doch das oberste Gebot Christi von der Liebe nicht im Herzen, und den goldnen Spruch Pauli: „den Geist dämpfet nicht“ (1. Theß. 5. 19) nicht im Kopfe. Und so sind sie nichts als die Schatten, die den großen leuchtenden Geistern folgen, den Sonnen der Menschheit, und sie werden um so kleiner, je höher diese hinansteigen. Doch laßt uns wieder auf Thomasius blicken! Ein geheimer Verhaftbefehl war in Dresden gegen ihn ausgewirkt; er sollte das Kleinod seines Lebens, Schreib- und Lehrfreiheit, verlieren! Da schritt er (1690) zum Thore seiner Vaterstadt hinaus, gleichviel war's ihm, wo er eine neue Heimath finden werde, wenn er nur dort seiner Ueberzeugung getreu sprechen, schreiben und handeln konnte. Und was schallte ihm nach, da er vor Leipzig's Thoren stand? Das Armesünderglöckchen läutete man ihm und die Intoleranz zog den Glockenstrang; er sollte merken, daß sie ihm als Irrlehrer gern, wär's möglich gewesen, wirklich zum letzten Gange geläutet hätte. Dem Thomasius aber tönte es wie der Freiheit Osterglockenklang in's Herz.

Getrost trug er das Loos der Verbannung und wanderte nach Berlin; da erhielt er die Erlaubniß, sich in Halle niederzulassen und alsobald folgten ihm dorthin einige hundert Studirende. Da hielt er nun in einem Saale der Ritterakademie Vorlesungen in deutscher Sprache über Logik, Moral, Naturrecht u. s. w. Der ungemeine Beifall, welchen dieselben fanden, hatte zur Folge, daß sich die Zahl seiner Zuhörer vermehrte, dann aber auch, daß der Kurfürst von Brandenburg den alten Plan: zu den drei Landesuniversitäten Königsberg, Frankfurt an der Oder und Duisburg noch eine vierte zu stiften, verwirklichte und die Hochschule zu Halle gründete (1694). An derselben wurde nun Thomasius zum ordentlichen Professor der Rechtswissenschaft und zum Senior der Fakultät, sowie zum kurfürstlichen Rath er-

nannt, später — nachdem er eine Rückberufung nach Leipzig unter vortheilhaften Bedingungen ausgeschlagen (1709) — zum königl. preußischen Geheimrath, 1710 zum Ordinarius der juristischen Fakultät und zum Direktor. Unermüdlich wirkte er in seiner Stellung an der Hochschule, wie als Schriftsteller,*) mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Witz bis an seinen Tod, welcher am 23. September 1728 erfolgte. Er starb, umgeben von Ruhm, geachtet um seiner großen wissenschaftlichen Verdienste willen, aber auch wegen seiner hohen Rechtschaffenheit, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit. Ihm galt es, den alten Zwiespalt der Wissenschaft mit dem Leben zu versöhnen, die Wissenschaft im praktischen Leben einzubürgern; die geistige Aufklärung, die sittliche Veredlung des Volks in weiteren Kreisen als bloß im Raume der Hörsäle zu verbreiten; Menschenbildung zu fördern durch Auscottung von verjährten Vorurtheilen, das betrachtete er als höchste Aufgabe des Daseins.

Dieser edle Geist konnte denn auch gegen eine, wenn gleich damals bereits im Abnehmen begriffene geistige und sittliche Seuche seiner Zeit, gegen den Herenprozeß, nicht gleichgültig bleiben. Anfänglich war freilich auch er von der alten Ansicht, daß derselbe rechtmäßig sei, noch so völlig durchdrungen, daß er in einem besonderen Falle als Referent in der Juristenfakultät auf die Folterung einer der Zauberei angeklagten Person antrug. Seine Kollegen überstimmten ihn. Das brachte ihn zu tieferem Nachdenken. Er prüfte nun den Gegenstand genauer, bald sah er heller, seine Ueberzeugung änderte sich, und, so

*) Außer der bereits erwähnten Monatsschrift führe ich unter den Schriften des Thomasius hier noch an: seine „vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken und Erinnerungen", seine „Geschichte der Weisheit und Thorheit", seine „kurzen Lehrsätze von dem Laster der Zauberei." (Frankfurt u. Leipzig. 1717). u. s. w.

wie dies einmal der Fall war, verhehlte er sie auch nicht; es lag in seinem Wesen (und dieser Zug seines Charakters ehrt ihn), daß er, so oft er einen Irrthum einsah, nie Bedenken trug, seine frühere, nunmehr als irrig erkannte Meinung als solche auch öffentlich zu widerrufen. So stand denn der frühere Vertheidiger des Hexenprozesses bald als dessen eifrigster und unerschrockenster Gegner da, nachdem er die Schriften Weier's, Spee's, Bekker's und anderer Ehrenmänner gelesen und ihren Inhalt mit seiner Ueberzeugung übereinstimmend gefunden, ja die letztere an den ersteren gestählt hatte. Indem er sich jenen ausgezeichneten Männern anschloß, welche gegen Unsinn und Barbarei des Hexenprozesses aufgetreten waren, setzte er selbst den von denselben begonnenen Kampf fort und vollendete ihn. Allerdings konnte sich Thomasius selbst des Glaubens an die Existenz des Teufels nicht ganz entäußern; aber er bestritt entschieden die Möglichkeit, daß „Hexen und Zauberer gewisse Verträge mit demselben aufrichten sollten", und erklärte: „ich bin vielmehr versichert, daß alles, was diesfalls geglaubt wird, nichts anderes als eine Fabel sei, so aus dem Juden-, Heiden- und Papstthume zusammengelesen, durch höchst unbillige Hexenprozesse aber, die sogar bei den Protestirenden eine Zeithero gebräuchlich gewesen, bestätigt worden." Mit dem Rüstzeug der historischen Kritik griff er dann die juristischen und theologischen Autoritäten für den Hexenprozeß an und zerstörte sie bis auf den Grund. So stand denn Thomasius auch auf diesem Gebiete gleichsam als der Vertreter der Richtung seines Zeitalters da. Ein römisch-katholischer Theolog hatte zunächst — nicht sowohl den Hexenglauben überhaupt, als vielmehr den Hexenprozeß, vorzugsweise vom Standpunkte der Humanität aus angegriffen, ein reformirter Theolog den Hexenglauben selbst durch eine vernunftgemäße Auffassung und Auslegung der Bibel erschüttert, ein protestantischer Jurist, von beiden Vorarbeiten Gewinn ziehend, zwischen beiden vermittelnd, dem Hexenglauben

und dem Hexenprozeß durch die in Deutschland erwachte historische Kritik den Todesstoß gegeben.

Zur Würdigung der Verdienste des Thomasius um Recht und Humanität hebe ich aus seinen „kurzen Lehrsätzen von dem Laster der Zauberei" die schlagendsten Gedanken hervor. Hören wir zunächst sein Urtheil über seine beiden Vorgänger Spee und Balthasar Bekker. Von dem Ersteren sagt Thomasius: „Es sei nun der Verfasser dieses Traktätchens (der cautio criminalis) wer er wolle, so hat er gewiß durch seine Klugheit soviel zum wenigsten ausgericht, daß er den widrig Gesinnten hierdurch (durch den Standpunkt, auf welchen sich Spee stellte) die Gelegenheit, ihn aus gemeinem Vorurtheil der Menschen vor einen Atheisten zu halten, abgeschnitten, zugleich aber auch seine so deutliche als mächtige Beweisgründe vielen Wahrheitliebenden und sonderlich den Politicis kräftig beigebracht. Und gewiß dieses Traktätchen scheinet mir von solcher Wichtigkeit zu sein, daß, da es bisher noch von Niemanden angefochten worden, ich mich nicht bereden kann, daß ein verständiger Rechtsgelehrter oder ein kluger Politicus gefunden werden sollte, welcher nach Durchlesung dessen noch einigen Zweifel wegen des unbilligen Verfahrens, so wider die Hexen verübt zu werden pflegt, haben könnte, geschweige, daß er solches zu widerlegen sich unterfangen sollte." Von Bekker sagt Thomasius, „wie unglücklich diesem der Beifall gelungen, ist vielleicht mehr allzubekannt, denn weil er alle äußerliche Operation des Teufels gegen die Menschen, ja beinahe gar das Wesen selbst öffentlich in Zweifel zog, so konnte es freilich nicht anders sein, er mußte eben hierdurch seinen Feinden selbst die Waffen in die Hände geben, damit sie seine entdeckten Wahrheiten nicht sowohl bestreiten, als auch die allgemeinen Irrthümer auf alle Weise defendiren könnten." Uebrigens erkennt er Bekker's Verdienste gerne an, wenn er gleich gesteht, daß er anderer Meinung sei als jener; und insbesondere bemerkt er: er könne nicht begreifen, „warum Diejenigen, welche mit Bekker den Teufel läugnen, bishero auch von

frommen Männern vor Atheisten gescholten werden; ... denn, so ferne es nicht folgt, daß, wenn ich einen Gott glaube, ich auch nothwendig einen Teufel glauben muß, — also folgt hinwieder keineswegs nicht, daß, da ich einen Teufel läugne, ich auch Gott und seine Existenz läugnen muß.“ Insbesondere wendet sich Thomasius gegen Carpzov, um dessen Behauptung, daß es „wahrhaftig ein Laster der Zauberei sei“, zu entkräften. Nachdem er dieß gethan, stellt er seine eigenen Sätze auf und beweist sie, nämlich: 1) „Es hat der Teufel niemals einen Leib angenommen, er kann auch solchen nicht an sich nehmen, und also hat er auch leiblicher Weise kein Bündniß schließen können“; 2) „wenn es an Dem wäre, daß der Teufel einen Leib an sich nehmen könnte, so würde Christi Ausspruch falsch sein, daß ein Geist weder Fleisch noch Bein habe;“ 3) „kann der Teufel nicht die Kraft und Ordnung der unsichtbaren Natur hindern und aufheben, so wird er auch nicht einen Leib an sich nehmen, einen Menschen durch die Luft führen u. s. w. können.“ Ich übergehe den vierten Satz, in welchem Thomasius den Unsinn durch eine burleske Wendung lächerlich macht. Sehr triftig für den gesunden Menschenverstand ist der fünfte Satz: „Ist nicht der geringste Nutz und Effekt bei dem Bündnisse mit dem Teufel, weder auf Seiten des Menschen, noch auf Seiten des Teufels selbst zu spüren. Nicht auf Seiten jenes, denn ob er wohl, wie man glaubet, solch' Bündniß um Wollust, Reichthum und Ehre willen, solche zu erlangen, eingehet, so sagt man doch hingegen wieder, daß die meisten Zauberer betrogen werden; gesetzt auch, sie würden nicht betrogen, kann man denn nicht ohne Hülfe des Teufels, und zwar mit leichter Müh' und Listigkeit, oder auch durch geziemende Mittel solches alles zuwege bringen, was ist denn ein Bündniß mit dem Teufel dazu vonnöthen?“ Aber „sollte der Mensch wahrhaftig so närrisch sein“, ein Bündniß mit dem Teufel zu suchen, — sollte man sich den Teufel auch so närrisch ein=

bilden können, daß er ohne einzigen Nutzen dergleichen mit dem Menschen eingehen werde? Der ist ja schon des Teufels Leibeigener, welcher sich der Wollust, dem Geiz und der Hoffart als eigen ergeben hat. Zu was nützet also das Bündniß auf Seiten des Teufels? Vielleicht daß er anderen Menschen durch seine Bundesgenossen Schaden zufügen will? Doch welchen? Ohne Zweifel den Gläubigen nicht. Was die Ungläubigen und die auch schon seine Leibeigenen sind, anlangt, so kann ihnen der Teufel entweder selbst schaden oder nicht schaden. Ist das Erste wahr, was braucht er der Zauberer; ist aber das andere gewiß, so wird er es vielweniger durch sie präſtiren können, u. s. w." Thomasius untersucht nun den „Ursprung, wohero die Fabel von Hexen und Zauberern entstanden sei", und nachdem er auf dem historischen Gebiete bis zur Hierarchie vorangeschritten, bemerkt er: „Es diente diese Fabel von den Bündnissen mit dem Teufel auch dazu: wann ein frommer und rechtschaffener Mann war, der es mit der Klerisei aus vielen Ursachen verdorben hatte, daß diese ihm war gehäßig worden, gleichwohl aber wegen seiner behutsamen Aufführung ihm unter dem Vorwand eines Irrthums in der Lehre oder Ketzerei nicht in die Haare konnte, da war kein bequemer Mittel, einen solchen auf den Scheiterhaufen zu bringen, als wenn sie ihn wegen des Lasters der Zauberei verdächtig machte und durch tausenderlei Marter ihn dahinbrachte, daß er ihre unzähligen erdichteten Lügen von der Gemeinschaft und von dem Bündniß des Teufels mit den Zauberern durch sein erzwungenes Bekenntniß bekräftigen mußte." Hierauf entwickelt Thomasius die Ursachen, „warum nicht allein im Papstthum, auch nach der Reformationszeit so viele Prozesse wider die Hexen vorgenommen werden, sondern warum auch unter den Protestanten in Europa, vornämlich aber unter den Lutheranern, öfters so wunderlich und grausam mit ihnen verfahren werde." Er bemerkt dann weiter, wieder in schlagender Berufung an den gesunden Menschenverstand: „Da niemals bei diesem vermeinten Laster etwas angetroffen

worden, das mit Recht den Namen eines Verbrechens meritirte, so folget sich von selbsten, daß unmöglich auch ein wahrscheinliches Zeichen dessen habe dasein können. Denn wie mag man sich wohl einen Beweis oder gewisses Zeichen eines Dinges einbilden, das selbst niemals in der Welt gewesen? Gesetzt auch, es hätten tausend Hexen alles Dasjenige gezwungen oder auch selbst freiwillig bekannt, was Carpzovius in den gerichtlichen Aussprüchen, die er seiner 50. Criminalfrage beigefügt, erzählet, — so frage ich, welcher Richter würde doch immermehr so absurd und unverständig sein, daß er tausend Weibern alsbald Glauben zustellte, wenn sie z. B. einmüthig aussagten: sie wären im Himmel gewesen, hätten mit St. Petro getanzet oder bei seinen Jagdhunden geschlafen?" u. s. w. Thomasius weist nun die Nichtigkeit alles Dessen, was die Juristen von den Kennzeichen der Zauberei zu lehren pflegten, mit siegreicher Geistesschärfe nach und schließt seine Schrift mit folgenden Worten: „Was mich vor jetzo anbetrifft, als der ich das ganze Laster der Zauberei vor eine Fabel halte, rathe diese einzige Behutsamkeit: Der Fürst als die hohe Obrigkeit verstatte niemals, daß wegen des Lasters der Magie, d. i. wegen des Bündnisses mit dem Teufel, eine Inquisition angestellt werde; die kleinere Obrigkeit aber vollziehe solches niemals!"

Vergeblich verschrieen ihn die „protestantischen Päpstler" als den „ärgsten Atheisten, Quäker, Socinianer", — Thomasius erwiederte ihnen lächelnd: „Ich habe für weniger Zeit von einem vernünftigen Lehrer, desgleichen ich fein viel wünschete, in der Predigt gehört: für dem Teufel soll man sich hüten, aber ihn nicht fürchten. Also z. B. hüte ich mich für meinen Lästerern, sowohl für denen, die des gemalten Teufels Partei nehmen als den andern, sowohl für alten als jungen, sie mögen nun zu Wittenberg oder Delitzsch, hier oder anderswo sein; — aber ich fürchte mich nicht. Ich nehme mich in

Acht, daß ich ihnen keine Ursache zur Teufelei, d. i. zur Lästerung gebe; thuen sie es aber dennoch, so lasse ich sie diabolisiren, so lange sie wollen, und lasse sie gehen, wenn sie sich auch in einen Engel des Lichts verstellen, und unter dem Schein des Gebets ihre Lästerungen wider mich ausüben". All' die Dunkelmänner, die den wackern Mann verlästerten, konnten seine große Geistesthat nicht ungeschehen machen, sie konnten nicht verhindern, daß aus den Samenkörnern, die nun einmal in den Boden des 18. Jahrhunderts gelegt waren, die herrlichen Blüten der Humanität erwuchsen, daß noch bei Thomasius' Lebzeiten sein Landesherr König Friedrich I. von Preußen die Brandpfähle, diese Schandpfähle der so lange vorherrschend gewesenen Willkür, aus seinen Landen verschwinden ließ.

Das achtzehnte Jahrhundert sah sie allmälig auch in ganz Deutschland, in ganz Europa verschwinden. Und wenn auch mancher Dunkelmann im 19. Jahrhundert auftrat und auftritt, der Teufel zu beschwören vorgab und vorgibt, — das 19. Jahrhundert begegnet allen bösen Geistern mit einer Macht, vor der sie nicht Stand halten können. Diese Macht ist die heilige Gottestochter Vernunft, welche die Wahrheit und die Liebe als Gottes Offenbarung in der Menschheit erkennt.

Nun wohlauf, deutsches Volk, harre getreulich aus im herrlichen Kampfe, den du begonnen hast, auf daß die Erkenntniß dieser Offenbarung Eigenthum der ganzen Menschheit werde. Mitten im heißen Kampfe mit den Gegnern der Wahrheit und der Liebe blicke zum Firmament der Geschichte hinan und sieh die herrlich leuchtenden Sterne großer Geister, und dein Genius schwinge sich durch all die Millionen Welten zu dem hinan, dessen heiliger Wille sie alle lenkt und durch den jeder große Gedanke, jeder feste Wille, dessen du in deiner sittlichen Freiheit fähig bist, zur unsterblichen That für die Menschheit wird!

Joachim Lelewel.

Von

Müller-Jochmus.

Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod.
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst.

Uhland.

Joachim Lelewel,

(geb. zu Warschau am 21. März 1786).

Wie mißlich es auch ist, über einen Lebenden das Urtheil zu geben, und wie vorsichtig dieß sich auch an Handlungen wagt, deren Folgen noch in die Zukunft hineinragen, — Joachim Lelewel ist ein Charakter, der so fest ausgeprägt aus den Stürmen, in die ihn sein Schicksal geworfen, hervorgegangen ist, daß nun, wo er den Rest seiner Tage der geräuschlosen Wissenschaft und dem Schmerze getäuschter Hoffnungen widmet, auch die Geschichte schon die Stelle bezeichnen darf, welche sie für ihn aufbewahrt hat. Aus fernem Asyl auf die Gräber der theuren verlorenen Heimath schauend, steht Joachim Lelewel nicht so von der Last der Jahre, als des Grams gebeugt, dem eigenen Grabe so nahe, daß Gerüchte von seiner Hinwegnahme aus den Mühseligkeiten seines kümmerlichen Daseins schon öfter, als einmal die, welche seinen Namen kennen, mit stiller Wehmuth erfüllt haben. Noch ist ihm vergönnt, die eigenen Thaten und die seines Volks, frei von dem Drange der Begebenheiten zu überschauen, Rechenschaft zu geben über manchen Schritt, dessen Motive nicht Jedem erkennbar waren, seine Nation

mit neuen Rathschlägen zu unterstützen und ihr den Blick in die Zukunft zu öffnen — aber mit der Sphäre des Gedankens schließt seine Bewegung ab; denn für die volkerlösende That giebt es heute weder für ihn, noch für die Anderen, deren Herzen wie das seine, für die Heimath schlagen, einen Boden; sie können nur die Samenkörner des Geistes streuen, damit aus ihnen einst ein neues Vaterland aufstehe, so werth, wie das verlorene! —

Was Lelewel auf dem Gebiete der Thaten mit seinen Zeitgenossen vermocht hat, das ist geschehen; er hat dem Vaterlande, dem er Alles schuldig zu sein glaubte, nichts vorenthalten, und konnte am Ende seiner öffentlichen Laufbahn sich ohne Selbsttäuschung sagen: „Ich habe meine Pflichten für das Land gewissenhaft erfüllt."

In ihm stellt sich seine ganze unglückliche Nation dar. Er hat ihre Ehre und ihre Erniedrigung getheilt, hat sie durch ihre letzte blutige Katastrophe nicht bloß begleitet, sondern sie geführt, und sich zum Märtyrer der Volksfreiheit gemacht, um selbst vor seinem Abtreten vom Schauplatze der Begebenheiten nur das Bild der Knechtschaft anzublicken.

Lelewel ist der Name, mit den Kraftanstrengungen in Eins zusammengeschmolzen, welche die Nation entweder in die Freiheit oder in den Tod führen sollten. „Freiheit oder Untergang", das war sein furchtbares Motto dem Alle folgten. Sein Bekenntniß war — die Revolution von 1830, deren Träger und Mittelpunkt — Lelewel war.

Als die Verschwörung vorbereitet war, der revolutionäre Gährungsstoff alle Provinzen durchdrungen hatte, die Armee in dem Gedanken der Selbstbefreiung schwelgte, da war der Instinkt der Verschwörung wesentlich dahin gerichtet, der Bewegung den Charakter einer nationalen zu geben. Man wollte nicht etwa eine bloße Meuterei, eine Empörung; man wollte eine Volkserhebung. Die Vertreter des Volks sollten das große Werk sanktioniren, welches auf dessen Wohl hinzielte. Hatte ja

die Kammer im Jahre 1827 schon Grund zu dem Vertrauen auf ihren Beistand gegeben, indem sie mit beispiellosem Muthe, dem verfassungsfeindlichen Monarchen gegenüber, die des Hochverraths angeklagten Freunde des Vaterlandes von aller Schuld frei sprach, da es kein Verbrechen sei, für die gewährleistete Nationalität zu wirken. Jetzt, als man die Massen für den Plan einer Erhebung gewonnen hatte, verlangte man zuversichtlich eine zweite patriotische Erklärung des gesetzgebenden Körpers. Denn es war nicht allein mit der Revolution gethan, es bedurfte auch der durchgreifenden Wiedergeburt und Neugestaltung. Die Mittel für diese suchte man in der bestehenden öffentlichen Gewalt.

Lelewel beherrschte im Jahre 1830 die Kammer. An ihn wandten sich daher die Abgeordneten der Verschwornen, — den Leiter der Fähndrichschule, Wysocki, an der Spitze. Sie legten ihm die kathegorische Frage vor: „Genehmigt die Kammer die Revolution oder nicht?“ Solche Frage ist nicht leicht beantwortet. Es würde Lelewel kein Vorwurf treffen, wenn er vorher die Meinung der Landboten eingeholt hätte; er verdient den Tadel nicht, welcher ihm daraus gemacht worden, daß er mit der Antwort gezögert habe. Ungemein groß war, wie gesagt, sein Einfluß auf die Kammer; im letzten Reichstage gebührte der einzige Triumph der Opposition, die Verwerfung eines Gesetzesvorschlags über die Ehescheidung, welcher bestimmt war, dem durch den Code Napoléon heruntergekommenen Clerus wieder aufzuhelfen, allein dem Deputirten von Selechow. Auf ihn baute man, und ihn hatte die Stimme der Verschworenen im Stillen zum Mitgliede der neuen Regierung erwählt. Nachdem Lelewel die Frage der Verschworenen Anfangs ausweichend beantwortet hatte, fügte er hinzu: „Was dreißig tausend Soldaten thun, dem wird die Kammer, die den Geist der Armee ehrt, sich anschließen.“ Nach solcher Eröffnung durch ein Organ des gesetzgebenden Körpers nahm die Sache einen entschiedeneren und schnelleren Gang, der Aufstand galt für gesetzmäßig; mit wun-

derbarer Schnelligkeit liefen die Nachrichten durch die Provinzen, und mit einer Gewandtheit, welche nur den Polen eigenthümlich ist, wurde der Ausbruch des Volksaufstandes vorbereitet.

Wer war denn dieser Lelewel, dieser unscheinbare, blaße und hagere Mann mit gesenktem Kopfe, der durch ein Wort so frisches Leben in den vorher langsamen und planlosen Gang der Verschwörung brachte, der die Kammer der Landboten, welche in anderthalb Jahrzehenden die Constitution selbst zu vergessen schien, an ihre Rechte erinnerte und von den Ministern so gefürchtet war, daß sie ihn nicht einmal von den öffentlichen Verhandlungen auszuschließen wagten?

Nun denn: hier stehe, in der Reihe der Männer des Volks, sein Bild!

Joachim Lelewel war am 21. März 1786 zu Warschau geboren, der Sprößling einer Familie, welche ursprünglich im Fürstenthum Preußen ansäßig gewesen war; doch hatte schon sein Großvater dasselbe verlassen; seine Eltern, der Vater Karl Lelewel, und die Mutter Eva Szeluta, stammten aus Weiß-Reußen.

Wie man in alten Märchen liest, daß an der Wiege eines Königssohnes eine gute und eine böse Fee standen, welche den Neugebornen mit Segen und Fluch begabten, so darf sich wohl unser geistiges Auge an Joachim Lelewel's Wiege zwei solche mächtige Nornen denken, welche die Fäden eines Menschendaseins zum wunderbaren Gewebe spinnen, die freundlich-holdselige und die unheimlich-tückische. Die erstere, die dem Polenkinde den Weihekuß auf die Stirne gedrückt, war die Freiheit; sie zeigte ihm als den Preis alles Herrlichen auf Erden — das Vaterland; sie zeigte es ihm als die reizende Braut; sie verlieh ihm als Pathengeschenk den Muth und die Hoffnung, die den Tod überdauert. Die andre, die feindselige, war die Gewalt. Sie verhieß und verschwur sich: dieß Kind solle einst Alles aufbieten,

um jene reizende Braut zu erringen, und doch müsse es sie im Sarge sehen und für todt beweinen. Aber — wie das Märchen für alle Drohungen der feindseligen Fee noch einen Trost im Hintergrunde hat, — wie das Märchen, so recht als innerster Ausdruck des reinen menschlichen Gemüthes sich keine Nacht ohne Sterne, keine Thränen ohne ein Lächeln denken kann, das d'rauf folge, so weiß es auch, daß die feindselige Fee, ob sie auch noch so Hartes geweissagt hat, dieß doch nicht unbedingt thun kann, daß alle ihre „Verwünschungen" noch eine Möglichkeit hinter sich haben, durch welche das Heil wieder zum Siege gelangen kann. Hatte die holdselige Fee Freiheit das Polenkind Joachim Lelewel mit ihrem Kuße geweiht, hatte die böse Fee Gewalt ihm ihren Fluch in die Wiege gelegt, — wie Osterglockenklang tönet der Trost: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Es lebt ein Gott!

Joachim Lelewel's Vater, Karl Lelewel, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, war Schatzmeister im Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Unter dieses Mannes ganz besonderer Aufsicht, von ihm selbst unterrichtet, wuchs Joachim Lelewel auf, bis er im Jahre 1801 in das unter der Leitung der Piaristen stehende Gymnasium eintrat. Was man auch sonst gegen Mönchserziehung einwenden mag, auf die „Väter der frommen Schulen" (Piaristen) findet es im Allgemeinen keine Anwendung. Als Gegengewicht wider die Jesuiten hervorgezogen, haben sie in verschiedenen Ländern sich als harmlose und humane Vermittler zwischen dem starren System des römischen Katholicismus und der fortschreitenden Weltbildung gezeigt und bewährt; ja man darf ihnen das Verdienst nicht absprechen, daß sie ihren ursprünglichen Beruf noch bis heute nicht verkannt haben; ein Beweis dafür ist unstreitig der, daß sie, obwohl römisch-katholische Ordensgeistliche, der stete Gegenstand jesuitischer Anfeindungen sind. Der junge Lelewel begab sich drei Jahre später zur Wilnaer Hochschule, wo

ihn die Vorlesungen E. G. Grodecks mit Bewunderung erfüllten. Das war im Jahre 1804.

Fünf Jahre später, in demselben verhängnißvollen Jahre, da Napoleon von Schönbrunn aus die weltliche Herrschaft des Papstes für aufgelöst erklärte, da die Völkerschlachten von Aspern und Wagram geschlagen wurden (1809), finden wir Lelewel bereits als Geschichtslehrer am Lyceum zu Krzemieniec, der Hauptstadt Volhyniens.

Der im Andenken aller gebildeten Polen lebende, um die Wiederherstellung der Wissenschaften hochverdiente Czacki, hatte ihm diese Stelle anvertraut. Lelewel versah dieselbe bis zum Jahre 1811, in welchem er als Beamter in's Ministerium des Innern berufen wurde. Er gefiel sich jedoch nicht lange in diesem Amte; sein, von Forschungstrieb belebter Geist sehnte sich heraus aus den beengenden Schranken, um sich mit Ruhe historischen Untersuchungen hingeben zu können. Er ging als Privatmann nach Wilna, das, außer einem frischen Wissenschaftsleben, welches die Universität vermittelte, ihm auch sonst für seine Studien anregende Mittel darbot. —

In den zwei ersten Jahrzehnden unseres Jahrhunderts hatte die Wilnaer Hochschule ihre Blütezeit; bis dahin war seit ihrer Gründung im Jahre 1583 durch Batory, der sie den Jesuiten übergeben hatte, ihre Wirkung gänzlich bedeutungslos gewesen. Zwar wurde im Jahre 1773 mit der Aufhebung des Ordens der öffentliche Unterricht von den Jesuiten frei, aber nicht völlig; denn sie blieben als Exjesuiten im Lande und machten große Anstrengungen, sich ihren Einfluß zu erhalten. Daß es ihnen auch an Sympathien im Lande nicht fehlte, zeugen die Hofpoeten Stanislaus August's, welche dem erloschenen Orden ihre sentimentalsten Strophen widmeten. Unter der Kaiserin Katharina Begünstigung hielt sich noch bis zum Jahre 1802 in Weißreußen, namentlich in Mohilew, ein Theil der wirklichen Jesuiten auf, der die Hoffnung nicht fahren ließ, die litthauische Hochschule wieder an sich zu reißen,

während die in ihr thätigen alten Ordensgeistlichen die Jugend zu Materialisten und Atheisten bildeten.

Erst mit dem Regierungs-Antritt des Kaisers Alexander schien für die Universität eine neue Epoche angebrochen. Der gelehrte Chronist Czacki hatte mit patriotischer Begeisterung dahin gewirkt, den Wissenschaften eine nationale Richtung zu geben. Der Fürst Czartoryski benützte das ihm anvertraute Kuratorium über das Unterrichtswesen der Provinzen Litthauen und Volhynien zu weiser Befestigung jener Richtung. Die Wilnaer Universität hatte einen doppelten Beruf, den, daß sie selbst der Jugend in den genannten Provinzen den höhern Unterricht gab, dann den andern, daß sie die Aufsichtsbehörde über die Gubernien mit 11 Millionen Seelen bildete. —

Czartoryski, ein persönlicher Freund des auch in Deutschland bekannten Mathematikers und Astronomen Secadocki, erhob diesen zum Rektor der Universität, ein Amt, das dem eines Staatsraths gleichkam und mit Generalsrang verbunden war. Im Verhältniß zu ihm wurden alle Professoren als Staatsbeamte betrachtet, eben weil die Hochschule eine Art von Kultusministerium war. Sie hatte große Privilegien, die Professoren standen in einem Solde bis zu 20,000 Gulden, die Studirenden genossen besonderen Gerichtsstand, Keinen von ihnen durfte die Polizei verhaften. That sie es, so mußte sie den Verhafteten sofort dem Rektor der Universität übergeben. Diese Privilegien waren in einer Zeit sehr wichtig, wo der revolutionäre Geist in den Köpfen der akademischen Jugend brauste und heimliche Verbindungen veranlaßte. Schon im Jahre 1818 waren zwei Gesellschaften, die der Szubrawcer und der Philareten, zusammengetreten, um neben wissenschaftlichen auch politische und nationale Zwecke zu fördern. Ein Jahr darauf aber ging mit weit größerer Energie aus den nationalen Elementen der Schule die Verbindung der Promienisten (Sonnenbrüder) hervor, welche die Wilnaer Jugend aus der Entsittlichung, in welche Reichthum und Müßiggang sie gezogen, heraushob

und nach allen Seiten hin unter Theilnahme mehrerer Professoren, besonders aber des durch seine patriotische Treue und heldenmüthige Opferungslust unvergeßlichen Zan, ein frisches Leben verbreitete.

Von den beiden Hauptabtheilungen der Hochschule, der sogenannten moralischen und der physikalisch-mathematischen, hatte unter dem Rectorate Secadocki's die letztere auf Kosten der ersteren ein gefährliches Uebergewicht verlangt. Es war zu besorgen, daß die Jugend allein für die praktischen Wissenschaften gewonnen, der Philosophie und Geschichte aber entfremdet, auch die Kraft der Phantasie und der Erinnerung einbüßen werde, welche die Haupthebel für die Herstellung der verlorenen Nationalität bildeten. Während auf der einen Seite Männer wie ein Peter Frank für ihre Wissenschaft begeisterten, war diese auf der anderen Seite nur gering vertreten; die Lehrkanzel für Geschichte stand seit längerer Zeit leer, in der Philosophie vermochte Goluchowski, ein Schüler der deutschen Philosophie und ein Freund Schelling's, allein der Reaktion von oben her nicht zu widerstehen; denn selbst Secadocki war ein Gegner der Philosophie und ein leidenschaftlicher Feind Kant's.

Inzwischen hatte doch Secadocki die Nothwendigkeit eingesehen, die Lehrkanzel der Geschichte wieder zu besetzen. Es sollte zu diesem Ende eine Preisaufgabe gestellt und eine Bewerbung dafür eröffnet werden. Zwar rief die öffentliche Stimme einen Mann, der mitten in dem geräuschvollen Lebens Wilna's sich in Forschungen über das polnische Alterthum begrub und nach keinen öffentlichen Ehren begierig war, ohne alle Bedingung auf den Lehrstuhl, Joachim Lelewel. Aber es schien für diesen die Zeit noch nicht gekommen; Secadocki machte Einwendungen gegen ihn, weil er, „obgleich gelehrt, doch nicht polnisch zu schreiben verstehe". Dieser Vorwurf war zum Theil gegründet, denn über dem Suchen nach der Sache hatte Lelewel die Form vergessen und seinen ersten Arbeiten mangelte es an Verständlichkeit. Dies gestehen auch seine Freunde ein, selbst ein sehr nahestehender, Pro-

fessor Onacewicz, sagt: „Wir haben in Lelewel den größten Kritiker, nur Schade, daß seine Schriften nicht ins Polnische übersetzt sind." Später wurde die Sprache des Geschichtschreibers rein uud fließend, und wenn er Manches französisch schrieb, so war's der Gemeinnützigkeit wegen. Sein mündlicher Vortrag aber, — und das war für die Lehrkanzel wesentlich, — zeichnete sich von je her durch eine unvergleichliche Klarheit und Gediegenheit, ja durch Poesie aus.

Neben diesen äußeren Eigenschaften, in denen Lelewel sich als ein doppelter, fast widersprechender Charakter darstellt, — unermüdend in den trockensten Arbeiten und dann wieder ausströmend in die glühendste Phantasie, mit dem verfallenen Gesichte eines Grüblers und dem glühenden Blicke eines Poeten, — sind seine gelehrten Untersuchungen selbst für alle seine Genossen ein Gegenstand der Bewunderung geblieben. Der bedeutendste unter den polnischen Publizisten, Mauritius Mochnacki, fällt über ihn folgendes Urtheil: „Lelewel's Feder hat den Nebel zerstört, der über Polens Vorzeit ausgebreitet lag, als Kritiker bildet er eine Epoche unserer Literatur, und wenn Polen einst seine älteste und mittlere Geschichte gereinigt sieht, so ist's auf dem Wege geschehen, welchen Lelewel gezeigt hat." Indem seine Verdienste bei Secadocki keine Würdigung fanden, lud ihn die Nationalbibliothek zu Warschau ein, ihr vorzustehen. Darauf ging Lelewel ein und begab sich noch im Jahre 1819 nach Warschau.

Seinem strebsamen Geiste genügte es indessen nicht, die Angelegenheiten der Bibliothek zu besorgen; er beschloß, in seinen freien Stunden öffentlich Vorlesungen über Geschichte an der Hochschule zu halten. Dies führte er aus. Anfangs suchten ihn wenige Zuhörer, bald wuchs ihre Zahl, endlich konnte sie der Saal nicht fassen. Nun überzeugte sich auch Secadocki, was man in Lelewel verloren habe, die Wilnaer Jugend legte laut ihren Unwillen an den Tag, daß sie verhindert war, die Vortheile der Studirenden von Warschau zu genießen. Der Rektor

der Universität wurde gedrängt, die verheißene Preisbewerbung zu eröffnen. Er stellte die Preisaufgabe, sie bezog sich auf die zweckmäßige Behandlung des Geschichts-Unterrichts. Lelewel nahm an der Bewerbung Theil und seine Abhandlung wurde gekrönt. Die Folge davon war, daß er im Jahre 1821 den Ruf als Professor der Geschichte nach Wilna erhielt.

Seinen geschichtlichen Vorlesungen strömten sogleich gegen tausend Zuhörer zu; der Wissenschaftstrieb verallgemeinerte sich; auch die wurden von ihm ergriffen, welche in der Hauptstadt nichts kennen lernen wollten, als das gesellige oder auch ungebundene Leben. Die moralische Abtheilung der Universität stellte ihr Gleichgewicht mit der andern wieder her, Goluchowski, Onacewicz und Danilowicz, durch den neuen Bundesgenossen ermuthigt, traten der überwiegenden materiellen Richtung mit Nachdruck entgegen. Dadurch gewann auch das literarische Gebiet, das unter dem Einfluß der Philosophie und Geschichte stand, wieder an Interesse, und wurde ein Boden, von dem aus die freien Regungen des Universitätslebens auch die weiteren Kreise durchdringen konnten. Ein Adam Mickiewicz begeisterte die Nation durch seine Heldenbilder, durch seine Oden und Sonette; die alte klassische Poesie, an welcher man bis jetzt noch thränenreich sich weidete, wurde verdrängt, das Volk wurde der Gegenstand der Dichtung; auf das Volk hatte der Historiker und Politiker das Auge gewendet, in ihm hatte er die Garantieen für eine bessere Zukunft entdeckt, auf das Volk rechneten die geheimen patriotischen Verbindungen.

Das war eine schöne Zeit für die Hochschule von Wilna. Aber sie dauerte nur bis zum Jahre 1824, nur drei Jahre. Der neue Geist, welcher die Jugend in Wilna beherrschte, hatte die Regierung mit Sorgen erfüllt; wenn sie nicht viel auf's Spiel setzen wollte, mußte sie Einhalt thun. Kaiser Alexander wollte lieber den Schein der Freisinnigkeit, als sein System, Polen allmälig zu entnationalisiren, aufgeben. Die Wil-

naer Hochschule wurde unter besondere Aufsicht gestellt, Nowosilcow ihr zum Kurator, Pelikan zum Rektor gegeben, zwei Männer, die in ihren Grundsätzen weit von einander abwichen, sich aber die Hand reichten, für die Ausrottung der revolutionären Geistes in Polen ihre Schuldigkeit zu thun.

In Wilna mußte der Anfang gemacht werden. Die Lehrer der Hochschule wurden sorgfältig überwacht, auf Lelewel's und Goluchowski's Vorlesungen wurden Polizeiagenten kommandirt; über den philosophischen Kursus wurde in Folge dessen vom Generalgouverneur Korsakow die Suspension verhängt. Lelewel durfte weiter lesen. Es standen neue Dekanswahlen bevor. Dem Anschein nach fällt die Wahl der moralisch-politischen Fakultät auf Lelewel. Dem sucht das Rektorat zu begegnen. Nichtsdestoweniger erhalten Klagiewicz und Lelewel die meisten Stimmen. Jener schlägt die Wahl aus, Lelewel weigert sich, ihn zu ersetzen; es wird zu einer neuen Wahl geschritten. Pelikan, der im Besitze einer künstlichen Autorität ist, beschließt: die Universität zu retten; zu dem Ende will er die moralisch-politische Fakultät opfern; er klagt die jüngeren Professoren politischer Umtriebe an und bezeichnet besonders den Geschichtslehrer wegen seines vertrauten Umgangs mit den Studirenden als ein gefährliches Element. Dies that er vor Nowosilcow. Vor den Professoren stellte er Lelewel als einen Menschen dar, der in schlechtem Ansehen bei der Regierung stehe, durch dessen Wahl die Fakultät Gefahr laufe, der überhaupt zu jung sei; man möge sich für Zaosko (einen Nationalökonomen) erklären; der sei auch dem Kurator erwünscht.

Dies Alles geschah ohne Wissen Lelewel's, welchen Pelikan mit den Gebärden eines vertrauten Freundes behandelte! Die Dekanswahl wird wiederholt, Lelewel erhält die meisten Stimmen. Im Vorgefühl der Hindernisse, welche ihm bei dem Antritte dieses Amts entgegenstehen werden, und in der Besorgniß, daß die Fakultät den Unwillen würde mit empfinden müssen, der von obenher zu

erwarten sei, erbittet er sich bis zu seiner Erklärung eine dreitägige Bedenkzeit. Die allgemeine Stimme fordert ihn dringend zur Annahme der Wahl auf. Endlich, als die Bedenkzeit vorüber ist, zeigt Pelikan der Fakultät an, Lelewel dürfe die Wahl nicht annehmen, denn sie, die Fakultät, habe von Nowosilcow's Unwillen Alles zu fürchten. Es war eine sehr bedenkliche Lage, in welcher sich Lelewel befand; denn, nahm er die Wahl an, so setzte er die Fakultät dem Zorne des neuen Kurators aus, schlug er sie aus, so verletzte er seine Amtsgenossen, welche ihn zweimal gewählt hatten. Endlich wurde der Ausweg gefunden, daß eine dritte Wahl vorgenommen und an dieser sich alle Professoren der Universität betheiligen sollten. Pelikan versäumte nicht, seine Freunde zur Mitwirkung bei der Wahl anzuregen. Es half nichts, Lelewel wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Dekan gewählt. Er erklärte sich nun zur Annahme bereit und suchte höheren Orts seine Bestätigung nach. Den Fürsten Galizin vertrat jetzt der Admiral Szyszkow als Vorgesetzter des Wilnaer Universitätspersonals. Dieser aber nahm auf die Wahl Lelewel's und dessen Gesuch so ganz und gar keine Rücksicht, als hätte die erstere überhaupt nicht stattgefunden, als wäre das letztere gar nicht eingereicht worden. Er bestätigte Zaosko.

Von nun an ging es auf dem Wege der Willkür weiter; den Professoren wurde alle freie Bewegung abgeschnitten; ihre Vorlesungen wurden streng beobachtet, ihre Programme censirt. — Magnicki, der Curator in Kasan, warf Lelewel sogar vor, „daß er neue und willkürliche Periodenabtheilung in der Geschichte treffe, daß er nach deutscher Manier große Vorliebe für mohamedanische Sentenzen verrathe, daß er überhaupt — Philosophie in die Geschichte mische! Dies sei es aber, was die deutschen Universitäten verkehrt gemacht habe! — Lelewel berufe sich bei seinem Vortrage nicht auf Männer „von gutem Geist"; Fergusson, Gibbon, Robertson und sogar Sismondi seien seine Gewährsleute für die römische

Geschichte! Es zeuge von großer Feindschaft gegen das Papstthum, wenn man sich auf solche Parteischriftsteller wie Guiccardini berufe. Ignaz Schmidt, der sogar vom theologischen Lehrstuhl in Würzburg entfernt, von Joseph II. nach Wien gerufen und gegen Pension eine deutsche Geschichte geschrieben habe, sei ein Name, den Lelewel sich nicht scheue in den Mund zu nehmen!" u. s. w. Welche Abgeschmacktheit liegt in diesen Vorwürfen, durch welche Lelewel verdächtigt werden sollte! Wahrlich: alle diese Anklagepunkte bewiesen nur, welche große Verdienste er sich um die Auffassung der Geschichte für sein Volk erworben hatte!

Um selbst die geheimsten Gedanken der Lehrer und Schüler zu ergründen, zu überwachen und zu beherrschen, wurde ein umfassendes Korruptionssystem erschaffen. Niemand entging der Verdächtigung, eine große Zahl von Personen wurde verhaftet. Nachdem der vielgenannte Ukas vom 14. October vier Professoren und zwanzig Studirende nach Orenburg verwiesen hatte, waren die Strafentfernungen nach den entlegensten Reichsgegenden unaufhörlich. Junge Menschen, fast Knaben, die nicht eine Waffe handhaben konnten, wurden unter das russische Militär gestellt, die ganze Gesellschaft der „Philareten" unterlag diesem Schicksal.

Ein Theil der Professoren verließ Wilna, Andere bemühten sich um ihre Eremitirung. Lelewel hielt bis in's Jahr 1825 aus, in welchem er Wilna verließ und nach Warschau zog. Die Stürme des Jahres 1826, welche, da die Verhandlungen der polnischen und russischen Verschwornen in Wilna ihren Mittelpunkt gehabt hatten, ihm große Gefahr drohten, gingen glücklich vorüber, ohne ihn in die Untersuchung zu verwickeln. Niemand ahnte seine stille Wirksamkeit unter seinem einsiedlerischen wissenschaftlichen Schaffen. Die Regierung hatte ja überhaupt keine Vorstellung von dem Umfange der polnischen Verschwörung; sie glaubte, daß diese auf den Personen allein beruht habe, welche sie in den Kerkern hielt.

Kühn und gewandt vereinigte Lelewel in sich alle Eigenschaften, welche die Triebfedern einer geheimen Bewegung enthalten. Eine gänzliche Veränderung des Zustandes der Dinge schien ihm unabweislich. „Das seit lange geviertheilte Polen — sagt er selbst — bedarf zweierlei, zuerst Freiheit und Unabhängigkeit, dann Reorganisation und vollkommenen Frieden. Eins ohne das Andere ist nicht möglich. Das Erstere wird erreicht durch einen Volksaufstand, das Andere durch Umgestaltung der Gesellschaft, eine Socialrevolution. Wer ohne diese den Aufstand will, gibt die Sache der Nation Preis.“

Dies waren seine Ansichten, als er im Jahre 1828 zum Landboten von Selechow in der Woiwodschaft Podlachien ernannt und vom Reichstage zum Mitglied einer der drei Kommissionen erwählt wurde. So trat er denn aus der Einsamkeit seiner Studien auf das Gebiet des politischen Lebens hinaus. Die Patrioten blickten mit freudigem Stolz und ungeduldiger Hoffnung auf ihn; er galt ihnen als die Seele einer großen Verschwörung, deren Ausbruch, wie man glaubte, auf den 24. Mai 1829, bei Gelegenheit von des Kaisers Nikolaus Krönung in Warschau, bevorstand. Und in der That waren auch alle Voranstalten dazu getroffen, alle Umstände und Zeitverhältnisse dafür günstig, als Graf Gustav Malachowski den entscheidenden Schlag aufhielt, weil, nach angeblichen Nachrichten aus Paris, die Aufstandspläne noch nicht reif seien.

In stiller Gährung verlief noch ein Jahr; ungeduldig harrete die Jugend, deren Liebling Lelewel war, von Stunde zu Stunde, daß er das Zeichen zur Erhebung geben werde. Der November des Jahres 1830 erschien. Ein Verhaftbefehl, der aus Petersburg wider eine Menge von Verschworenen erging, drängte die Verschwörung selbst

zum Ausbruch. Die Patrioten besprachen sich am 21. November mit Lelewel; der Tag zum entscheidenden Schlage ward festbestimmt, der 29. desselben Monats; Lelewel sollte die Leitung übernehmen. Da erkrankt plötzlich sein Vater tödtlich und Lelewel's Sohnesliebe siegt über seine Pflicht gegen die Mitverschwornen; er bleibt an jenem Tage am Sterbelager des Vaters, der auch am 29. Nov. verscheidet, und überläßt gegen seinen Willen, mit blutendem Herzen den Verschwornen die Ausführung. Ein kleines Häuflein, aber todeskühn, nur ohne Haupt, ohne Leitung!

Jener Gedanke Lelewel's, der oben angeführt worden, hielt in dem Aufstande von 1830 die große Mehrheit fest, am Entschiedensten aber that dies die Partei der Bewegung, deren Haupt Lelewel geworden war. Nur Unkenntniß der Geschichte der traurig endenden Katastrophe und der in ihr hervorgetretenen Persönlichkeiten kann der oft gehörten Behauptung zu Grunde liegen, die Revolution von 1830 habe die Privilegien des Adels befestigen und das Volk nur als Werkzeug benützen wollen. Einigen Antheil an diesem Irrthum hat auch die Verläumdung.

Der Befreiungsversuch von 1830 war ein Akt des Volks, in seiner Quelle unvermischt mit Diplomatie und Doctrin, auf allgemeinem Bewußtsein und Bedürfniß beruhend, nur in seinem Verlaufe erst von seiner Bahn abgelenkt durch die, in deren Hände die Gewalt gelegt wurde.

Vom Anfange der Revolution stellten sich drei Parteien mit bestimmtem Charakter, waaggleich ohne Schroffheit gegenüber. Die konservative Partei, hauptsächlich durch Czartoryski vertreten, mit dem Wunsche, den Weg der Unterhandlungen zu beschreiten und das Blutvergießen zu vermeiden, die Mittelpartei, mit dem Bestreben, die Konstitution von 1815 zu verwirklichen, und wenn es anders nicht geschehen könnte, die alten Rechte mit der Gewalt der Waffen wieder zu erobern, die demokratische Partei, welche um jeden

Preis eine allgemeine Revolution wollte, an der sich die alten Provinzen Wolhynien, Podolien und Litthauen betheiligen sollten, um eine polnische Gesammtrepublik herzustellen. Da dieser Plan der kühnste war, so fand er die meiste Unterstützung; die ganze patriotische Gesellschaft, deren Leiter Lelewel war, hing ihm an. Sie rechnete weder auf die Unterstützung der Kabinette, noch hoffte sie von Unterhandlungen mit Kaiser Nikolaus irgend einen Erfolg, ihr schien das Volk mächtig genug, um seine Unabhängigkeit zu erzwingen. Der gebildete „Verwaltungsrath" war aus solchen Elementen zusammengesetzt, welche diesem Plane der Volkspartei entgegen traten, er wurde deßhalb unpopulär, und mußte durch die Aufnahme Lelewel's in seine Mitte den republikanischen Grundsätzen ihr Recht einräumen.

Sobald Lelewel aber dem „Verwaltungsrathe" angehörte, mußte er darauf verzichten, Führer des patriotischen Klubbs zu sein. Ja, es traf sich, daß er den Anträgen desselben sogar entgegen zu treten genöthigt war, wenn diese mit den Plänen des höchsten Raths im Widerspruch standen. Das brachte ihn in eine falsche Stellung zu seiner Partei, und wurde die Quelle mancher bitteren Aeußerung gegen seinen Charakter, dem man Mangel an Festigkeit vorwarf. In der That reichte er die Hand gleich im Anfange seiner Verwaltung zu Dingen, die mit der Konsequenz nicht zu reimen sind. Der Großfürst Konstantin stand eine Meile von Warschau, in Wierzbna, an der Spitze einer Division russischer Garden und einiger Regimenter polnischer Infanterie. Er verlangte durch die Organe des Volks dessen Wünsche zu erfahren. Der „Verwaltungsrath" entschloß sich, sogleich darauf einzugehen und eine Deputation an Konstantin abzusenden. Diesem Beschlusse, welchen Lelewel nach den Grundsätzen seiner Partei nicht billigen konnte, wiedersetzte er sich nicht kräftig genug. Ja, als die ernannten Deputirten erklärten, ohne ihn sich nicht zum Großfürsten begeben zu wollen, schloß er sich ihnen sogar an, und ging nach Wierzbna.

Hier hatten die Abgeordneten mit Konstantin in einer ärmlichen Bauernhütte und in Gegenwart der Fürstin Lowicz eine fünfstündige Besprechung. Ostrowski und Lelewel erklärten sich bei dieser Zusammenkunft für die Nothwendigkeit einer Vereinigung der alten Provinzen mit dem Königreich; auch Czartoryski stimmte ein. Der Großfürst nahm wunderbarer Weise die Forderung so günstig auf, daß er sich erbot, bei'm Kaiser für dieselbe das Wort zu nehmen. Er versprach, daß er keine betreffenden Befehle an das litthauische Corps ertheilen werde; er wolle überhaupt eine Auswechselung der Gefangenen, welche in der Nacht des 29. November gemacht waren, durchsetzen und für die Hauptstadt eine Amnestie erwirken. Lelewel entgegnete, daß man keine Amnestie als Gnade beanspruche, daß nur von einem beiderseitigen Vergessen die Rede sein könne. Als Konstantin hiernach die Meinung der Abgeordneten darüber wissen wollte, ob er bleiben oder das Land verlassen solle, da riethen Lelewel und Ostrowski ihm dringend das Letztere an, und entschieden hiermit die Fortsetzung der Revolution; es zeigt sich aus diesem Umstande, ob Lelewel, wie ihm vorgeworfen wird, die Initiative scheute, und ob er die Grundsätze verläugnete, welche er der patriotischen Gesellschaft angelobt hatte. Der Fürst Lubecki, dessen Ansichten von einzelnen Publizisten Lelewel untergeschoben werden, bestand mit dem ganzen Einfluß, der ihm innerhalb des Verwaltungsraths zu Gebote stand, auch nach der Zusammenkunft mit Konstantin noch auf „einer Revolution gegen die Beamten zum Schutze der Constitution“, Lelewel kämpfte für den Gedanken der Bewegungspartei, „eine Revolution des Volks für seine Rechte.“ Es ist eine Erfindung Mochnacki's, wenn er sagt, Lelewel habe trotz des ungemeinen Einflusses, den die Begeisterung des patriotischen Klubbs ihm verschafft, und der im Stande war, das Schicksal Polens zu entscheiden, die Revolution mißverstanden, indem er nach dem Grundsatze: „der constitutionelle polnische König Nikolaus solle den

absoluten russischen Zaar Nikolaus bekämpfen" habe verfahren wollen! Lelewel sei dadurch verunglückt, daß er — Rußland habe revolutioniren wollen. Es mag sein, daß er dies gewollt hat, sein Name war in Rußland bekannt genug, er beherrschte die Presse, der patriotische Klubb erstreckte seine Verbindungen bis in die russischen Provinzen. Aber Lelewel versuchte sich in keinen Doctrinen und sah überhaupt die Revolution nicht als ein Kunststück an, das sich in diese oder jene Formen fügen lasse. Um diese war es ihm gar nicht zu thun. Er verabscheute sogar den Weg, den die Andern als den legalen bezeichneten und wollte lieber das Ungesetzliche als das Schwache und Unentschiedene. Es entsteht weit eher das Bedenken, daß er in seiner Stellung zu wenig als zu viel auf „Legalität" gehalten habe.

Wie er über die Revolution dachte, beweisen auch seine Aeußerungen in der Sitzung des Reichstags, welcher den großen Akt der Thronentsetzung des Kaisers Nikolaus vollzog. Lelewel ist's, dem der wesentliche Antheil an dem Ergebniß der Sitzung gebührt; denn obgleich der Antrag auf Entthronung vom Grafen Roman Soltyk ausging, so unterstützte ihn doch Lelewel so kräftig, daß ihm nach dem Schluß der Sitzung der Landtagsmarschall erklärte: „er habe sich allein auf seine (Lelewel's) Worte gestützt."

Lelewel wußte, daß Lubecki und Jezierski als diplomatische Agenten nach Paris und London gegangen waren, um die Theilnahme der Kabinette zu sichern, er konnte sich auch denken, daß sie freundliche Zusagen bringen würden. Nichts desto weniger wollte er aus gerechtem Mißtrauen gegen die Verhandlungen der Diplomatie sogleich den Krieg. „Eine Revolution", sagte er in der eben erwähnten Sitzung, „vertheidigt sich nicht, sondern sie greift an; anders hat sie keine Thätigkeit und keine Kraft; die Absendung der Agenten kann in keiner Rücksicht den Eintritt unserer Truppen nach Litthauen und Wolhynien verhindern." Hierher mußte

der Schauplatz des Kriegs sogleich verlegt werden, dann waren diese Provinzen für den Aufstand gewonnen und er gelang. — Die Gegenpartei aber wollte, statt zu handeln, „die Antwort des Kaisers abwarten". — „Laßt uns", entgegnete ihr Lelewel, „nicht auf fremde Mächte rechnen, sie begreifen ihre wahre Politik nicht, laßt uns die nöthigen Kräfte **in uns selbst** suchen". — Ihm wird erwiedert, daß die eignen Kräfte unzureichend seien, daß ohne Unterstützung von Außen die Revolution unmöglich sei; — man übertäubte fast seine Worte. Lelewel aber (so schreibt Podczaszynski in der „revue de deux mondes") hörte nicht auf, den Doctrinairs zu sagen: „Lasset wenigstens Allen die Freiheit, zu reden, verhindert sie nur am schlechten Handeln; die Freiheit des Worts ist von unberechenbarem Nutzen mitten unter den Hemmnissen, die von jeder Revolution unzertrennlich sind; die Ausschweifungen, welche sie erzeugt, werden am besten unterdrückt durch das Lächeln der Besonnenen. Die Revolution wirft die Bewegung in die Massen, in ihr allein findet die aufgestandene Nation ihre Kraft. Jedem gebührt das freie Wort. Die, welche nur nach ihren Gefühlen sprechen, sprühen tausend Lichtfunken aus, die der kalte Verstand der Andern vergebens sucht."

Der Streit mit der russisch-gesinnten Partei regte ihn bis zur Leidenschaft auf. Er vertheidigte gegen sie den offenen Angriffskrieg mit unerschütterlicher Ausdauer, und entfremdete sich den ernannten „Diktator" Chlopicki so weit, daß dieser ihn für einen Nebenbuhler ansah, welcher nach der Diktatur strebe.

Vielleicht daß die Revolution einen schnelleren Gang genommen, wenn Lelewel wirklich nach der Diktatur gestrebt und sie erhalten hätte. Denn weder Chlopicki, noch Radziwill, noch Skrzynecki waren Männer der kräftigen That; weit entfernt, den Angriffskrieg zu billigen oder vorzubereiten, zogen sie es vor, Zeit zu gewinnen, und hemmten sogar den „Verwaltungs-Aus-

schuß" in seinen Operationen. Hier war unter sieben Mitgliedern Lelewel das einzige, welches die Revolution im republikanischen Sinne unterstützte. Aber er konnte leider nicht durchdringen, die Bemühungen des patriotischen Klubbs blieben erfolglos. Bald sank der „Verwaltungsrath" in der öffentlichen Meinung; er ward aufgelöst und eine „provisorische Regierung" aus fünf Mitgliedern gebildet, unter denen Lelewel das jüngste war.

Der erste Akt dieses neuen Verwaltungsorgans ist die Einberufung der Kammer. Die Eröffnung der Verhandlungen wird auf den 18. Dezember festgesetzt. Gleichzeitig werden die beurlaubten Militärpersonen unter die Fahnen berufen, werden alle Zweige der Verwaltung in Thätigkeit gesetzt. Das Heer aber bedarf schleunig eines Oberbefehlshabers; alle Blicke sind auf Chlopicki gerichtet, er hatte unter Napoleon hohen kriegerischen Ruhm geerntet, war als guter Patriot bekannt, von ihm hofften die Meisten Alles. Die „provisorische Regierung" setzt sich mit ihm in Unterhandlung; nach Mochnacki und Soltyk nimmt auch Lelewel Theil an der Deputation, welche dem General die Wünsche der Regierung überbringt, und ihm nicht nur den Oberbefehl über die Truppen, sondern die Diktatur anträgt. Lelewel bestreitet dies; er habe nie für die Diktatur gestimmt. Etwas Wahres scheint daran zu sein; denn Chlopicki, welcher das Vertrauen der Nation mißbrauchte, und Lelewel waren nie aufrichtige Freunde. Es kam so weit, daß Chlopicki, jeder Verantwortlichkeit überhoben, nicht nur den patriotischen Klubb aufhob, sondern auch, als die Unzufriedenheit allgemein wurde und unter den aufgelösten Resten des Klubbs eine Verschwörung entstand, in welche auch Lelewel verwickelt schien, den er zum Minister des Kultus ernannt hatte, diesen in's Gefängniß werfen ließ. Lelewel's Haft dauerte indessen nur vier Stunden, da der Justizminister das Verfahren des Diktators für ungerechtfertigt erklärte und mit der Niederlegung seines Amts drohte.

Chlopicki fiel und statt einer patriotischen Gesellschaft entstanden zwei; neben den Klubb trat der Bund der „litthauischen Brüder."

Der Reichstag setzt eine Nationalregierung ein. Lelewel, als Vertreter des Republikanismus, führt mit Unterstützung der patriotischen Gesellschaft die Revolution noch einmal auf den früheren Stand vom 29. November zurück. Es werden statt der von Chlopicki eingeführten zwei Farben wieder drei angenommen, der Bund der Patrioten wird sehr zahlreich, er hält täglich Versammlungen und durchspricht die wichtigsten Fragen. Der Reichstag aber will die Gesellschaft nicht anerkennen, ihre Petitionen, in denen sie auf Entscheidung bringt, werden nicht beachtet. Lelewel fand keine Unterstützung; auch in der Nationalregierung konnte er nichts für die Demokraten durchsetzen. Der Reichstag hatte nämlich mit der Konstituirung der Diktatur festgesetzt, daß der Diktator den Verhandlungen der Nationalregierung zu jeder Zeit beiwohnen könne, daß aber, wenn dies geschehe, dessen jüngstes Mitglied ausscheiden müsse, damit die Fünfzahl nicht überschritten werde. So oft nun Skrzynecki, der inzwischen Generalissimus geworden war, in dem Kollegium saß, war Lelewel nicht stimmberechtigt und die diplomatisirende Partei hatte gar keinen Widerstand. Der Obergeneral wollte Lelewel ausdrücklich aus dem Regierungskörper entfernt wissen, „weil er durch seine Grundsätze die europäische Diplomatie verletze." Die Nationalregierung, die in Einheit ohne Verantwortlichkeit das Königthum repräsentirte und neben der Diktatur an sich schon ein Monstrum war, that keinen Schritt vorwärts und Skrzynecki blieb unthätig, bis ihn eine Kriegskommission, zu der auch Lelewel gehörte, entsetzen mußte.

Wenn die Sache der Revolution auf volksthümlichem Wege blieb, hatte sie große Wahrscheinlichkeit günstigen Erfolges für sich. Vermittelst der Comité, welche sich am 28. Januar unter Lafayette, einem Manne, dessen Name ruhmvoll mit der Volksfreiheit

zusammenhängt, in Paris konstituirte, war für Polen viel eher die Theilnahme der französischen Nation zu erwecken, als durch diplomatische Sendungen an Louis Philipp. Indem die polnischen Doctrinärs sich mit diesen begnügten, stießen sie die besseren Winke von sich. — Schon war dem Einflusse Lelewel's so kräftig entgegengearbeitet, daß die Kammer, wie gegen ihn der Einwand gemacht wurde, er könne als Republikaner nicht Regierungsmitglied sein, und am 10. Juni darüber in ihr sich ein heftiger Streit entspann, nur mit 42 gegen 35 Stimmen sich für ihn entschied!

War nun auch durch diesen Akt der Republikanismus berechtigt, so hörte doch Czartoryski nicht auf, den europäischen Höfen zu schreiben: „wie man auf die Ehrlichkeit und Klugheit der Kabinette rechne, wie man darum auch alle Mittel aufbiete, welche der Nation zu Gebote ständen, wie man in dem Vertrauen auf Hülfe die Grenzen nicht überschritten habe, wie man dagegen ohne die Versprechungen der Kabinette entscheidende Schritte würde gethan haben."

Als alle Aussichten, den Volksaufstand in den Provinzen zu organisiren, an diesem Verhandlungssystem gescheitert waren, als der Feind vor den Thoren der Hauptstadt stand, als der Obergeneral sich selbst von einer Schlacht nicht mehr viel versprach, da legte Lelewel — am 10. September — sein Ministerium nieder. Ob es dazu schon an der Zeit war? Schwerlich dürfen die mit dem öffentlichen Vertrauen bekleideten Männer eher ihren Posten verlassen, bis nicht Alles gewonnen, oder Alles verloren. Ob aber Lelewel's Bleiben noch geholfen hätte? Es ist gleichfalls schwer, das zu glauben. Es war ein Augenblick gekommen, in dem nur der Obergeneral die Hauptstadt und das Land retten konnte, und Ribinski schwankte, zeigte sich unzuverlässig. Die nächsten Begebenheiten voraussehend, zog Lelewel, statt dem Treffen zuzusehen, es vor, seinen Landsleuten einen Weg in's Ausland zu bereiten. Er organisirte die Emigration, empfahl seine

Landsleute der Großmuth der Völker. Der Reichstag folgte ihm nach. Der Reichstag und die Regierung erkannten nun, wie sehr sie geirrt, „daß sie, statt rücksichtslos zu kämpfen, es vorgezogen hatten, zu zögern und nichts Preis zu geben"; zu spät hatten sie sich überzeugt, „daß allein das Schicksal sie retten könne.*)

Dadurch, daß die polnische Emigration gleichmäßig betrieben wurde, erhielt sie im Bewußtsein des Volks das Ansehen eines nationalen Rettungsmittels, fast eben so gewichtig, wie das der Insurrektion. „Conspiration, Revolution und Emigration sind" — wie Mochnacki sagt — „die immer wieder kehrenden Strophen des polnischen Nationalliedes." Nach der Revolution von 1831 wurde Frankreich größtentheils der Sammelplatz der 8000 Patrioten, welche freiwillig ihrer Heimath entsagten, um unter andern Völkern Theilnahme für sie zu erwecken.

Auch Lelewel hatte sein geliebtes Vaterland verlassen. Mit blutendem Herzen, wie er einst am großen Tage des Aufstands vom sterbenden Vater Abschied genommen, rief er, einen fremden Paß in der Tasche, einen Tornister auf dem Rücken, jenseits der Gränze Polen's stehend, dem Vaterland sein Lebewohl zu. Ob er nicht in all dem bittren Schmerz an ein Wiedersehen dachte, wie der Sohn, der Christ, die Leiche des Vaters anschauend, doch auch den Trost eines Wiedersehens empfunden? Er ging nach Preußen über. Nach manchen Fährlichkeiten erreichte er Frankreichs Boden, betrat die gehoffte Freistätte; am 29. Oktober 1831 kam er in Paris an. Dort begründete er eine Comité, welche seinen ankommenden Heimaths- und Schicksalsgenossen mit Rath und That zu Hülfe sein sollte. Bald kam ein ordentlicher Organismus unter die Emigrirten; sie begannen ihre Anstrengungen zum Wohl der zurückgebliebenen Brüder. Die europäischen Staaten sollten über Polens Schicksale belehrt, für das Land begeistert werden,

*) Worte Adam Czartoryski's.

es wurden Proklamationen an die Völker erlassen. Da war denn wieder Lelewel der Verfasser der meisten Manifeste, welche die Regierungen dafür züchtigten, daß sie eine Nation aufgegeben hatten, welche ein Recht auf ihren Schutz erworben! Indiesen Adressen, ausgegangen von dem selben Mann, der noch im Jahre 1843 schreibt: „Frankreich habe durch Nichterfüllung seiner Versprechen an der polnischen Nation Verrath geübt," konnte Louis Philipp nicht unverschont bleiben. Bald traf also Lelewel nach der freiwilligen Verbannung aus der Heimath die gezwungene aus der Freistätte; er begab sich nach Brüssel.

Auch hier trat Lelewel an die Spitze einer Comité, welche sich die Aufgabe setzte, den unter den Emigranten inzwischen eingetretenen extremen Gegensätzen eine Vermittlung zu geben. Die Anfeindungen, welche ihm von der Aristokraten- und der ultra-demokratischen Partei wurden, ließ er unbeachtet. Sein Gedanke hat endlich gesiegt, die Parteien bestehen zwar noch, aber ihre gegenseitige Erbitterung ist geschwunden.

Neben der Theilnahme an den politischen Bestrebungen der Emigranten hat Lelewel die Wissenschaft nicht vernachlässigt. Unter seinen früheren Schriften sind die wichtigsten folgende: „Blicke auf das Alter der litthauischen Stammvölker und deren Verhältnisse zu den Herulern" (Wilna 1808). „Bemerkungen über Matthias, polnischen Schriftsteller des 12. Jahrhunderts" (Wilna 1811). „Geschichte der Nationen des mittleren Europa's bis zum 10. Jahrh." „Zustand der Wissenschaften und Künste in Polen vor der Erfindung der Buchdruckerkunst." „Forschungen über die Erdkunde der Alten." „Geschichte des alten Indien's und dessen Einfluß auf die Westländer" (Warschau 1820). „Entdeckungen der Karthager und Griechen im atlantischen Ocean" (Warschau 1821). „Sprach- und Verfassungsdenkmale von Polen und Masowien im 13., 14. und 15. Jahrh." (Warschau 1824). „Aeltere polnische Bibliographie" (Warschau 1823—26). „Die russisch-polnische Diplomatie seit dem 13. — 17. Jahrh." —

Mehrere seiner Werke sind in fremde Sprachen übersetzt. Diesen älteren hat Lelewel in der Verbannung einige neue hinzugefügt. Seine neueste Schrift ist der polnischen Jugend gewidmet und enthält eine kurze, aufrichtige Darstellung der Insurrection von 1830 (die zweite Ausgabe ist vom Jahre 1843). Lelewel hat auch Vorlesungen über die polnische Geschichte zu Brüssel gehalten und ist in diesem Augenblick noch damit beschäftigt, die Geographie von Altasien zu schreiben. Durch seinen unausgesetzten Fleiß bringt er sich bei einer beispiellosen Entsagungskraft in den Stand, mit seinen Mitteln noch die leidenden Brüder zu unterstützen. Er selbst schlägt die ihm häufig gebotene Hülfe großmüthig aus; er will erwerben, was er bedarf, damit durch ihn Anderen nichts entzogen werde! Der Anblick des Greises, den das Schicksal einst an die Spitze eines kräftigen Volks gestellt hatte, ist bei seiner jetzigen Hinfälligkeit und Dürftigkeit im höchsten Grade Wehmuth erregend. Sein Schmerz über das Unglück der Nation, der sein Leben gehört, kann nur von der Verehrung aufgewogen werden, die er in dem Herzen des ganzen Volkes gefunden hat. Zuweilen taucht aus den rastlos bewegten brausenden Fluten des Welt- und doch Alltagslebens, die Brüssel durchwogen, ein ernstes Haupt empor; da wird es für Augenblicke still auf einem kleinen Fleck inmitten des großen Gebrauses und eine Schaar finstrer Männer sammelt sich um jenes Haupt. Es ist das Lelewel's. Das Vaterland verloren für seine Person, den heiligen Boden der Heimath an Freiheit darben, den Namen seiner Nation ausgetilgt, die Nationalität von fremder Uebermacht bis nahe zur Unkenntlichkeit überwuchert zu wissen, — „o, das ist" (um mit unserm Uhland zu reden) „ein großer Schmerz und nicht entehret da den Mann die Thräne!" Begreift ihr, daß dieß Haupt Lelewel's, wenn es aus dem Kreise der heimathlosen Polen geisterhaft emportaucht, nichts kann, als die Stirne runzeln, und wenn es die Lippen öffnet, nichts kann, als den Gedanken der Freiheit wenigstens in Worte des Zorns fassen, eines Zorns, der über

die aristokratische Partei der Landesgenossen hinwettert! Verarget ihm diesen Zorn nicht! Es ist sein Lebensathem. Verargt ihm den Haß nicht! Auch im Haß gibt sich nur seine Liebe kund.

Es gibt bei den schwersten Schlägen des Schicksals für Einzelne, wie für ganze Völker noch einen großen Trost, — den, daß sie nicht vergebens sind! Das Unglück ist so reich an bessernder Kraft, ist so mächtig in der Erzeugung sittlicher Keime, daß die Individuen und Völker die größte Sendung vollbracht haben, welche von ihm am härtesten heimgesucht worden sind. Das bestätigt die ganze Geschichte. Völker, welche sich im Besitze äußerer Macht allein gefallen, unbekümmert um den Gang der Thätigkeit und die Interessen der Menschheit in träger Selbstliebe, von widrigen Geschicken unangefochten, dahinleben, haben wenig Antheil an den Errungenschaften, welche das Glück der Gesammtheit ausmachen. Ein Volk aber, das seine ganze Lebenskraft an sittliche Ideen verwendet und so wenig eifersüchtig auf ihren Besitz ist, daß es mit eigener Gefahr ihre Verallgemeinerung anzubahnen sucht, kann und muß schlechthin harte Kämpfe gegen den Unverstand bestehen, und das ist sein Anspruch auf die Theilnahme derer, welche Freunde der Menschheit sind. Die Geschichte wird später, wenn es ihr vergönnt ist, in den Stand der heutigen Völkerverhältnisse einen klareren Blick zu thun und denselben zu offenbaren, noch lauter, als jetzt, bekennen, daß die polnische Nation das Opfer eines großen Prinzips geworden ist. „Das Volk konnte, mit den besten Eigenschaften begabt, sich nicht regieren,“ sagen jetzt noch Einige. Andere erklären: „es war von der Natur angewiesen, in der Barbarei zu verharren!“ Wir sagen: die polnische Nation ist für die Freiheit gefallen. Alle ihre Kämpfe galten keinem anderen Zweck, als der Freiheit. Als sie aufgehört hatte, im Dienste von ganz Europa das

Christenthum gegen die Angriffe der Tartaren zu schützen, da hatte man sie um ihre eigene Freiheit betrogen und sie begann nun einen nicht mehr endenden Kampf um ihre höchsten Güter. Als das Volk auf dem Gipfel seiner Macht war und die Barbarei des Mittelalters noch den Gedanken an die persönliche Freiheit niederdrückte, da gab Polen die bedeutendsten Beweise der Anerkennung der Völkerrechte und predigte durch Handlungen eine allgemeine Liberalität. Alle Fremde fanden bei ihr eine Wohnstätte, nicht nur mit ihren alten, im Auslande geübten Sitten und Rechten, — sie erhielten sogar Privilegien und Schutz derselben. Durch diese willige Aufnahme eines intelligenten Theils der meisten europäischen Völker ist die polnische Nation in die Interessen Europa's innig verwebt; sie ist dadurch eine sittliche Macht, welche, wenn auch äußerlich und scheinbar gelähmt, für das Schicksal Europa's schlechterdings von einem unberechenbaren Einfluß bleibt. Aber es ist nicht der fremde Beisatz, der Polen seine Bedeutung gibt, diese ruht vielmehr in seinem eigenthümlichen Charakter. Der ist so anziehend und mächtig gewesen, daß er alles Fremdartige unbesorgt in sich aufnehmen und ihm sein ächtes ursprüngliches Ansehen mittheilen konnte. Und dies war nicht die Folge der Gewalt oder des Willens, sondern der natürlich nothwendige Entwicklungsgang. Wer will solchem Volksthume die Zukunft absprechen? Jetzt ist aber die nächste Nothwendigkeit des polnischen Volkes die: in die Vergangenheit zurück zu schauen! Seine eigene Geschichte muß ihm Rathgeberin werden, seinen Muth stählen an den Bildern seiner großen Helden, welche gegen die Barbarei, die ringsumher lagerte, im Felde standen. Schon sind die Urwälder seiner Vorzeit gelichtet, es tritt schon das reine, freie, heitere Leben des alten slavischen Volksstammes vor die Blicke, wie es uns in den griechischen Freistaaten erfreut; selbst das hohe, früher ungeahnte Alterthum erweckt Begeisterung, die Theilnahme an den erschütternden Geschicken unseres Welttheils

führt Erinnerungen herauf, die den Glauben an die Zukunft stärken.

Der Mann, den wir heute verborgen unter Menschen fremder Zunge, in dem Rocke eines Pilgers über das Schicksal einer untergegangenen Nation sinnen sehen, hat schon den Weg gezeigt, wo der Balsam für den nationalen Schmerz zu suchen ist. — Er hat die alten Piasten heraufbeschworen, einst die Väter eines freien, gleichen und großen Volkes, und die Boleslawe, die Menschheitsapostel, welche die Götzen des Heidenthumes zertrümmert haben. Er will, daß der Rückblick in die Geschichte das Volk **sittlich frei** mache, dann ist die äußere Freiheit gesichert.

Lafayette.

Von

Wilhelm Sauerwein.

Es gibt noch edle Herzen,
Die für das Große, Herrliche erglüh'n.

Selbstlos, sich nie von der Gesammtheit trennen,
Mit ihr nur steh'n, und freudig mit ihr fallen,
Sich im Gesetz, als Freie, selbst erkennen, —
Das sei die Zucht, tief eingewurzelt Allen!

Friedrich von Sallet.

Lafayette,

geboren 1757, gestorben 1834.

Wer kennt nicht den hochherzigen, menschenfreundlichen Mann, den ritterlichen Streiter für Freiheit und Menschenrechte, der schon in frühen Jugendtagen mit männlicher Würde den schönsten Ruhmeskranz um die glänzende Stirne schlang und der als Greis und nahe der finsteren Schwelle des Schattenlandes noch wie ein Jüngling erglühte, wenn es dem Glück und dem Wohl des Menschengeschlechtes galt! — Lafayette, ein theurer, ein ruhmgekrönter, ein der Unsterblichkeit längst geweihter Name entzückte mehr als einmal das Ohr der Zeitgenossen; denn länger als ein halbes Jahrhundert ertönte dieser Name von Millionen Zungen, so oft ein großes, weltbeglückendes Ereigniß in der Geschichte Platz nahm, so oft die gefesselte und gedrückte Menschheit aus bangen Träumen erwachte und nach dem Morgenroth der Zukunft blickte, so oft der Freiheit heiterer Tag mit tausend goldenen Strahlen hereinzubrechen und die Nebel und Dünste der alten Nacht siegreich und glänzend zu vernichten schien.

Doch wozu einen Namen preisen, der mit Flammenzügen auf einem Denkmal pranget, das fester ist als Marmor und Erz und das nur auf dem eingefallenen Riesengrabe der Menschheit selber in Nacht und Vergessenheit versinken kann?! — So lange jener Tempel der Freiheit, jenes Asyl der Tugend, Rechtschaffenheit, Duldsamkeit, Gleichheit und ge-

sicherter Freiheit auf seinen festen, mächtigen und zahlreichen Säulen ruht, so lange wird der Name Lafayette's neben dem Washington's von Geschlecht zu Geschlecht die Jahrhunderte der Zukunft durchleben und immer von Neuem gepriesen und gesegnet werden.

Marie Paul Joseph Rochus Yves Gilbert von Motier, Marquis von Lafayette, ist am 6. September 1757 zu Chavaniac in Auvergne geboren. Sein Vater, Oberst bei den Grenadieren von Frankreich, war kurz vorher, noch nicht fünfundzwanzig Jahr alt, in der Schlacht bei Minden gefallen. Der vaterlose Knabe ward bis zu seinem zwölften Jahre bei seinen Verwandten in Auvergne erzogen und dann zu seiner weiteren Ausbildung in das Collège Du Plessis nach Paris geschickt. Kurze Zeit nach seinem Eintritt in diese Bildungsanstalt verlor er auch seine Mutter und seinen Großvater von mütterlicher Seite, durch dessen Tod jedoch er aus einem Armgebornen auf einmal zu einem reichen Erben wurde. Der langweilige Schlendrian und der klösterliche Schulzwang, der in den französischen Kollegien herrscht, mußte einem Lafayette höchst ekelhaft und zuwider sein; es war also wohl eine Schülerlist, wenn er sich unter die schwarzen Musketiere aufnehmen ließ und durch die Revuetage dieses Corps die Summe der gewöhnlichen Schulfeiertage vermehrte.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Akademie von Versailles verheirathete sich Lafayette in seinem siebenzehnten Jahre mit einem um zwei Jahre jüngeren liebenswürdigen und geistreichen Fräulein von Noailles, einer Tochter des Herzogs von Ayen, und gewann durch die Verbindung mit dieser Familie, die am Hofe sehr angesehen und einflußreich war, Aussichten auf eine Laufbahn, die einer Alltagsseele im glänzendsten Lichte erschienen wären. Aber Lafayette war zu sehr Vernunftmensch; ihn rührte nur das einfache Familienleben, der frische und zwanglose Umgang mit edelgesinnten Freunden, der Ruhm, im Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit den Lorbeer und die Bürgerkrone zu erringen.

Zwar trat er in den Militärdienst und nahm eine Offizierstelle im Regiment Noailles an, aber zum Hofdienste war er nicht zu bewegen, und wie sehr auch sein Schwiegervater sich bemühte, den jungen Freiheitsschwärmer auf „bessere" Gedanken zu bringen, Lafayette wußte durch Freimuth und ungezwungenes Benehmen so viel Steine des Anstoßes auf eine ihm verhaßte Laufbahn zu streuen, daß der Schwiegervater trotz seines Eifers darauf verzichten mußte, alle diese Hindernisse wegzuräumen.

So standen die Sachen, als auf einmal im Jahr 1776 der nordamerikanische Freiheitskampf auf den jungen Lafayette jenen mächtigen Eindruck machte, den edle Herzen immer empfinden, wenn ein Volk für seine Freiheit das Schwert zieht und damit seinen Drängern und Treibern kühn und beharrlich zu Leibe geht. Das war kein bloßes Bewundern, keine eitele und träumerische Theilnahme am Kampfe für die gute Sache, keine nichtssagende und fruchtlose Ergießung in fromme Wünsche für den Sieg der Freiheit und Gleichheit; nein, Lafayette erkannte die ernste Mahnung des Schutzgeistes der Menschheit und er gelobte es sich im stillen Herzen, dem heiligen Rufe zu folgen und Gut, Blut und Leben zum Opfer zu bringen. Von diesem Augenblick an war all sein Denken und Thun der Sache der Amerikaner gewidmet. Da die Politik des Hofes von Versailles damals noch keinen Bruch mit England wollte, so war der edle junge Mann gezwungen, mit der größten Behutsamkeit im Geheimen und auf Schleichwegen die Anstalten zu seiner Reise nach Amerika zu machen. Schon war er in Verbindung mit Amerikanern getreten, die sich als geheime Agenten in Paris aufhielten, schon hatte er eine Anzahl Offiziere geworben, die bereit waren, der amerikanischen Freiheit ihren Degen zu leihen, schon hatte er in Bordeaux ein Schiff kaufen und ausrüsten lassen, das ihn und seine Begleiter über den Ozean hinüber tragen sollte, als auf einmal von Amerika Nachrichten einliefen, die so ungünstig lauteten, daß die Amerikaner in Frankreich am Erfolg ihrer guten Sache zu verzweifeln begannen.

Aber Lafayette blieb fest; „je ungünstiger die Lage der Amerikaner ist,“ dachte er, „um so mehr bedürfen sie unserer Hülfe.“ Unmittelbar vor seiner Abreise machte er, um dieselbe noch mehr zu verstecken, mit dem Herrn von Prix einen längst verabredeten Ausflug nach London, wo ein Noailles den französischen Botschafterposten bekleidete, und von diesem Ausflug zurückgekehrt, verweilte er nur wenige Tage heimlich in Paris, um sich von seiner Familie, die sein Unternehmen keineswegs billigte, zu beurlauben. Nach mancherlei Aufenthalt, Hindernissen und Gefahren gelang es ihm endlich, am 26. April 1777 nach Amerika unter Segel zu gehen.

Das Schiff, das den jugendlichen Helden trug, war ein schweres Fahrzeug, nur mit zwei Kanonen und einigen Flinten bewaffnet. Im Fall eines Angriffs wäre jede Vertheidigung unmöglich gewesen, und darum war Lafayette entschlossen, bei einer feindlichen Begegnung das ganze Schiff in die Luft zu sprengen. Gewiß die Lage war peinlich, um so mehr, als die Fahrt nur langsam von Statten ging; aber ein dunkles Vorgefühl einer glorreichen Zukunft milderte durch süße Ahnungen jede Pein des gegenwärtigen Augenblicks. Ja, wie stolz und glücklich durfte sich diese kleine Freischaar fühlen, wenn sie sich mit jenen armen unglücklichen Deutschen verglich, die vielleicht um dieselbe Zeit auf englischen Transportschiffen den Ozean durchschwammen, um in Amerika gegen die Freiheit zu kämpfen.

Nach einer siebenwöchentlichen Fahrt erreichte Lafayette glücklich die Küste von Karolina. Von Charlestown begab er sich mit sechs Offizieren nach Philadelphia, dem Sitz des Kongresses. Die Aufnahme, die er anfänglich daselbst fand, war etwas lau; als er aber dem Kongreß in einem Billet erklärte, daß er nach den Opfern, die er gebracht hätte, das Recht habe, auf zweierlei Vergünstigungen zu bestehen, nämlich: auf seine eigenen Kosten dienen zu dürfen, und: als Freiwilliger in den Dienst zu treten, da gingen den Herren in Bezug auf den Cha=

rakter des Bittstellers die Augen auf, und es ward ihm nicht allein sein Wunsch gewährt, er ward auch noch oben=d'rein zum General=Major ernannt.

Die Wolken des Kriegs zogen sich damals um Phi=delphia drohend zusammen. Bei den Vorgebirgen des Delaware hatte sich der Feind gezeigt und der General Washington kam nach Philadelphia. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit diesem edlen Manne fühlte sich Lafayette auf's stärkste angezogen, und als ihn Washington einlud, seinen Feldhaushalt mit ihm zu theilen, so betrachtete er das Haus des Generals als das seinige, und von diesem Tage an bildete sich ein Freundschaftsbund zwischen den beiden Freiheitsmännern, der ungeachtet der Verschiedenheit des Alters der Betheiligten (denn Washington war bereits ein Vierziger, während Lafayette erst neunzehn Jahre zählte) mit der Zeit immer fester und inniger wurde, da er auf gegen=seitiger Hochachtung beruhte.

Trotz seines General=Majors=Titels fühlte sich Lafa=yette hochgeehrt, an der Seite eines Mannes wie Washington stehen zu können und von ihm dieses oder jenes kleine Kommando übertragen zu bekommen. „Ich bin nicht hierher gekommen, um zu lehren, sondern um zu lernen," erklärte der junge Franzose in einer Gesellschaft amerikanischer Offiziere, die, über eine solche Sprache entzückt, den Fremdling bald als einen der Ihrigen betrachteten. In der That gab sich Lafayette alle Mühe, die Landessprache der Amerikaner zu lernen, sich ihren einfachen Sitten bescheiden anzuschmiegen, den Soldaten ein Beispiel der Nüchternheit, Mäßigkeit und ausdauernder Beharrlichkeit zu geben, kurz, sich wie ein ächter amerikanischer Bürgersoldat zu betragen. Da=durch gewann er nicht nur die Achtung und Liebe der Amerikaner, sondern er ward auch in den Stand gesetzt, manchem braven Offizier, der aus Frankreich gekommen war, um den Freiheitskampf mitzumachen, eine erfolgreiche Empfehlung gewähren zu können, und, was das Wichtigste war, er bereitete dadurch den Weg vor, Frankreich und

Nordamerika immer fester und inniger mit einander zu verbinden.

Das erste Gefecht, dem Lafayette beiwohnte, fand in der Nähe von Philadelphia statt und hatte für die Amerikaner und ihn selbst einen unglücklichen Ausgang. Es war dieß das Treffen am Brandywine (11. September 1777), in Folge dessen der Kongreß nach Bristol flüchtete und Philadelphia von den Engländern besetzt wurde. Während Lafayette damit beschäftigt war, die in Unordnung zurückweichenden Truppen wieder zu sammeln, erhielt er einen Schuß in das Bein. Dadurch war er gezwungen, sich sechs Wochen lang der Ruhe und Unthätigkeit zu überlassen. Washington hatte seinen eigenen Chirurgen zu dem Verwundeten mit den Worten geschickt: „Behandeln Sie ihn wie meinen Sohn.“ Der Ort, wo der Leidende seine Heilung abwartete, war eine Kolonie der mährischen Brüder und hieß Bethlehem. Daß die frommen Brüder es nicht unterließen, dem jungen Kriegshelden zum „Durchbruch der Gnade“ und zu seiner Seelen Seligkeit durch alle möglichen salbungsvollen Vorstellungen behülflich zu sein, versteht sich wohl von selbst. Aber die Vorsehung hatte andere Dinge mit Lafayette vor, als einen mährischen Bruder und Zionsbürger aus ihm zu machen. Die „Gnade“ konnte also ganz natürlich bei ihm nicht zum „Durchbruch“ kommen. Statt in seiner stillen Zufluchtsstätte sich die Zeit mit frommen Salbadereien zu vertreiben, schrieb er an den Gouverneur von Martinique und forderte ihn auf, unter amerikanischer Flagge die englischen Inseln anzugreifen; eben so erbat er sich in einem Brief an den Herrn von Maurepas, Amerikaner nach Isle de France führen und von dort die englischen Comptoirs in Indien angreifen zu wollen.

Mittlerweile hatten die Kriegsoperationen in der Nähe von Philadelphia ihren Fortgang; aber sie hatten im Ganzen für die Amerikaner nur ungünstige Erfolge. Um desto größer mußte die Freude sein, als auf einmal die Nachricht aus dem Norden eintraf, daß der englische General Bourgoym zu Saratoga gezwungen worden

sei, sich mit einem Corps von 5000 Mann den Amerikanern zu ergeben. Diese ungünstigen und günstigen Berichte mochten wohl die Geduld des verwundeten Lafayette auf eine allzu schwere Probe stellen, denn, ohne geheilt zu sein, verließ er Bethlehem und eilte in's Hauptquartier, das 25 engl. Meilen von Philadelphia entfernt lag.

Am 25. November 1777 hatte Lafayette das Vergnügen, aus einer Sache Vortheil zu ziehen, die ihm den Anschein nach nur höchst gefährlich und verderblich werden konnte. Auf den Befehl des Generals Green war er zum Rekognosciren ausgeritten und unversehens zum großen Schreck seiner Führer bei Glocester in der Nähe von Philadelphia auf einen hessischen Posten gestoßen, der durch Kanonen geschützt und 400 Mann stark war. Lafayette hatte nur 350 Mann bei sich, die größtentheils aus Milizen bestanden. Er machte einen heftigen Angriff auf die Feinde und zwang sie, sich auf das Hauptcorps zurückzuziehen. Lord Cornwallis rückte nun selbst heran mit seinen Grenadieren; aber auch er wurde zum Weichen gebracht, zumal da er wähnte, es mit dem ganzen Corps des Generals Green zu thun zu haben. So trug denn Lafayette einen vollständigen kleinen Triumph davon, der aber um so mehr Aufsehen machte, da er, wie gesagt, fast nur von Milizen errungen worden war. Der Kongreß erklärte in seinem Journal vom 1. Decbr. 1777, „daß es ihm sehr angenehm sein würde, den Marquis von Lafayette an der Spitze einer Division zu sehen."

Am 22. Januar 1778 faßte der Kongreß den Beschluß, einen Einfall in Kanada machen zu lassen und dem General Lafayette das Kommando bei dieser Unternehmung zu übertragen. Der zwanzigjährige General ging mit Lust und Eifer auf die Sache ein, machte es jedoch zu seiner ersten Bedingung, von dem General Washington abhängig zu bleiben. Durch Schnee und Eis legte er zu Pferd den Weg von 400 Meilen nach Albany schnell zurück; aber hier angekommen, fand er sich alsbald in allen seinen Erwartungen und Hoffnungen

getäuscht. Statt 2500 Mann traf er nur 1200; die Milizen waren noch gar nicht benachrichtigt; Kleidungsstücke, Lebensmittel, Fuhrwerke, Schneeschuhe waren nur unzureichend vorhanden. Um alles Fehlende zu ersetzen, waren zwei Monate erforderlich; aber gegen die Mitte des März thaut der See, über den man setzen mußte, gewöhnlich auf. Kurz, das Unternehmen zeigte sich als unausführbar, und wie sehr auch Lafayette vor Begierde brannte, Neu-Frankreich zu befreien und die neue wie die alte Welt eine Reihe von Heldenthaten sehen zu lassen, — er mußte vor den unübersteiglichen Hindernissen zurücktreten und auf einen Feldzug, der nur verderblich für ihn ausfallen konnte, Verzicht leisten. Und dieser Entschluß des jugendlichen Feldherrn fand allgemeine Billigung nicht nur beim Volk, sondern auch beim Kongreß der eine eigene Danksagung für diese kluge Maßregel beschloß.

Den übrigen Theil des Winters blieb Lafayette in jenen Gegenden. Er sorgte dafür, daß den Truppen ein Theil des rückständigen Soldes ausgezahlt wurde; er versah die vernachlässigten Festungen mit Vorräthen aller Art und brachte einige Stämme der Wilden, denen er im Schlitten seinen Besuch abstattete, auf die Seite der Amerikaner. Mit dem Erscheinen des Frühlings kehrte er nach dem Süden zurück.

Das bittere Gefühl eines mißlungenen Unternehmens ward hier durch die Nachricht von Erfolgen gemildert, die für die Amerikaner von entscheidender Wichtigkeit waren. Frankreich hatte mit den vereinigten Staaten einen Handelstraktat abgeschlossen und auf diese Weise die Unabhängigkeit von Nordamerika anerkannt. Lafayette durfte sich in Wahrheit etwas darauf einbilden, zur Herbeiführung dieses Erfolges viel beigetragen zu haben. Seine vor einem Jahre unternommene Abreise hatte das größte Aufsehen in Frankreich gemacht; die Hofleute lachten darüber in's Fäustchen aus alter Eifersucht gegen England, das Volk aber jubelte dem jungen Rebellen lauten und allgemeinen Beifall nach und zeigte sich fortan eifrig amerika-

nisch gesinnt. Mochte nun auch die Regierung dem Flüchtlinge Verhaftsbefehle bis zu den westindischen Inseln nachschicken, so konnte doch diese Maßregel den Hof von London, der so vielen Aerger hatte verschlucken müssen, nicht begütigen. Der Vorfall bei Saratoga brachte die französischen Minister zur Entscheidung: man unterhandelte nun voll Gunst mit Franklin, Deane und Arthur Lee und der geschlossene Vertrag ward mit dem größten Lärm der Welt angekündigt. Das amerikanische Heer feierte am 2. Mai den Abschluß des Handelsvertrags durch ein Freudenfeuer, bei welchem Lafayette, mit weißer Schärpe geschmückt und von einer großen Zahl Franzosen begleitet, zugegen war. Die Engländer aber, die Philadelphia besetzt hielten, dachten von nun an, da sie die Einmischung Frankreich's als gewiß ansahen, ernstlich auf die Räumung dieser Stadt.

Noch ehe dies Ereigniß stattfand, wäre Lafayette beinahe den Engländern in die Hände gefallen. Er hatte am 18. Mai mit 2000 Mann auserlesener Truppen Barren-Hill besetzt, eine treffliche Position, die elf Meilen von den beiden Heeren entfernt war. Am Morgen des 20. fand er sich auf einmal von allen Seiten umzingelt. Die englischen Generale waren ihres Fanges so gewiß, daß sie Einladungen an Damen nach Philadelphia gesandt hatten, um sie zum Souper mit Herrn von Lafayette einzuladen. Aber Lafayette bedankte sich für die Ehre. Durch eine listige Bewegung täuschte er Grant, der ihm zunächst im Nacken saß; eine englische Kolonne, die ihn verfolgte, warf er zurück und entschlüpfte glücklich ohne den Verlust eines Mannes durch die Furth von Mathon.

Die Engländer räumten Philadelphia den 17. Juni und schon im Anfang des Juli legte sich eine französische Flotte von zwölf Schiffen unter dem Grafen d'Estaing vor New-York. Von hier wandte sich diese Flotte nach Rhode-Island, wo sich Lafayette mit 2000 Mann guter Truppen bei seinen Landsleuten einfand. Das unerwartete Erscheinen der englischen Flotte unter Lord Howe hatte am 10. August ein Seegefecht zur Folge, das für

die Engländer übel abgelaufen wäre, wenn nicht ein Sturm die Schiffe zerstreut hätte. Graf d'Estaing kehrte zwar mit seinem Geschwader nach Rhode-Island zurück, da dasselbe aber viel gelitten hatte, so wollte er vorerst an keinem Unternehmen sich betheiligen, sondern in Boston die Ausbesserung seiner Schiffe vornehmen lassen. Darüber entstand Mißstimmung bei den Amerikanern, die schon alle Anstalten gemacht hatten, um Newport zu berennen. Als aber nun gar die Schiffe wirklich abfuhren, da stiegen Aerger und Unwillen bei den Amerikanern über alles Maß. Schon sprach man davon, dem französischen Geschwader den Hafen von Boston zu verschließen; schon setzten die Generale eine Protestation auf gegen das Benehmen des französischen Befehlshabers, schon erklärte der General Sullivan in einem Tagesbefehl, daß er von seinen Verbündeten verlassen worden sei — kurz, schon drohte der schöne Verein der beiden Nationen, an dem Lafayette mit so viel Eifer, Begeisterung und Aufopferung gearbeitet hatte, im Feuer der Zwietracht unterzugehen. Lafayette litt unendlich bei der Betrachtung dieser Zerwürfnisse, die mit jedem Tage giftiger und verderblicher werden mußten. Endlich wandte er sich in einem Briefe an seinen Freund Washington und schüttete vor ihm die ganze Pein seines Herzens aus, und die Antwort, die ihm der große Mann zurückschrieb, gab ihm Ruhe und Trost, indem sie ihn mit der Hoffnung erfüllte, daß alle die schwarzen Wolken, die so unheilschwanger den Bund der beiden Nationen bedrohten, vor dem Licht des Rechts, der Billigkeit und der Mäßigung bald verschwinden würden, wie es denn auch bald darauf geschah.

Der Winter war erschienen und die Waffenruhe eingetreten, als sich in Lafayette das Verlangen regte, sein Vaterland und sein Haus einmal wieder zu sehen. Er bat den Kongreß um Urlaub und erhielt denselben unter den ehrenvollsten Danksagungen auf unbestimmte Zeit. Zugleich ward der Beschluß gefaßt, ihm durch die amerikanischen Gesandten in Frankreich einen mit Sinnbildern verzierten Ehrendegen überreichen zu lassen; ferner

ward an den König von Frankreich zu seinen Gunsten ein Schreiben abgefaßt und endlich ward das beste amerikanische Schiff, „die Alliance" von 36 Kanonen, ausersehen, ihn nach Europa zu bringen. Bevor er sich einschiffen konnte, hatte er noch eine heftige Krankheit zu überstehen, die er sich durch seine Reisen und Strapazen, vornehmlich aber durch seinen Kummer auf Rhode=Island zugezogen hatte und die ihn dem Tod nahe brachte. Bei dieser traurigen Gelegenheit zeigte es sich recht klar, wie theuer Lafayette dem Heer und dem Volke war: Alles war von Trauer und Betrübniß erfüllt. Washington besuchte täglich das Haus, wo sein kranker Freund lag, und oft sah man ihn mit thränendem Blick aus demselben heraustreten. Aber Lafayette sollte so jung nicht sterben. Er überwand die Krankheit nach Verlauf von drei Wochen, und bald war er so weit bei Kräften, daß er zu Pferd nach Boston abreisen konnte. Noch war „die Alliance" nicht vollständig bemannt und der Stadtrath wollte Matrosen pressen; aber da sich Lafayette widersetzte, so nahm man englische Ausreißer und Freiwillige aus den Gefangenen. Am 11. Januar 1779 ging man endlich unter Segel. Im Anfang der Reise hatte man einen bedeutenden Sturm bei Terre=Neuve zu bekämpfen, und als man sich der Küste von Frankreich näherte, bereitete sich auf dem Schiffe selbst eine Gefahr vor, die noch ernster und drohender war und nur durch Zufall beseitigt wurde. Die auf dem Schiffe befindlichen zahlreichen Engländer nämlich verschworen sich, sich der Fregatte zu bemächtigen und dieselbe nach einem englischen Hafen bringen zu wollen, um daselbst den Lohn zu empfangen, womit die englische Regierung damals solche tugendhafte Heldenthaten zu ehren versprochen hatte. Schon war Alles verabredet, als man sich einem Amerikaner anvertraute, den man wegen seines Accents für einen Irländer hielt und ihm das Kommando über die Fregatte übertrug. Dieser brave Mann stellte sich, als ginge er auf den höllischen Plan ein; aber er entdeckte Alles dem Kapitän und Herrn von Lafayette eine Stunde früher,

ehe die schändliche That zur Ausführung kommen sollte. Man eilte nun mit gezogenem Degen und von den übrigen Offizieren und Passagieren begleitet auf's Verdeck, man rief die getreuen Matrosen herbei, man legte dreißig und etliche Schuldige in Ketten, und obwohl es sich aus dem angestellten Verhör ergab, daß die Zahl der Schuldigen größer war, so stellte man sich, als vertraue man der übrigen Mannschaft, während man sich doch nur allein auf die Franzosen und Amerikaner verlassen durfte. Acht Tage nach diesem Vorfall lief „die Alliance" in den Hafen von Brest ein (Februar 1779).

Lafayette's Heimkehr war ein Triumph. Am Hofe, in der großen Welt, bei'm Volke, kurz überall ward der junge Held mit Glückwünschen, Lobeserhebungen und Gunstbezeigungen empfangen. Aber er ließ sich dadurch nicht bewegen, sich der Eitelkeit zu ergeben und müßig auf seinen Lorbeern auszuruhen; nein, er ward nur um so rühriger und thätiger für die Sache der Amerikaner, die er zu der seinigen gemacht hatte und die er auf jegliche Art und Weise zu heben und zu fördern suchte. Er arbeitete an dem Plan einer Expedition nach Kanada und bot Alles auf, die französischen Minister für dies Unternehmen zu gewinnen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Größere Hoffnung hatte er, bei der Ausführung eines anderen Planes bei dem Ministerium Unterstützung zu finden. Es sollte nämlich unter amerikanischer Flagge ein Truppencorps an der Westküste von England ausgesetzt werden, um die Städte Liverpool und Bristol, deren feindlicher Sinn gegen die Amerikaner bekannt war, zum Besten dieser „Rebellen" zu brandschatzen. Aber auch aus diesem Vorhaben ward am Ende nichts. Alles, was Lafayette den knauserigen und furchtsamen Ministern abpressen konnte, war eine Unterstützung an Geld, welches zur Verfügung des Generals Washington gestellt wurde, und das Versprechen eines Hülfscorps sowie eines Kriegsgeschwaders. Mit dieser Fracht und guten Botschaft versehen, schiffte sich Lafayette auf der Fregatte „Hermione" ein und erreichte am 27.

April 1780 glücklich den Hafen von Boston. Im Juli kam auch das Hülfscorps unter dem General Rochambeau, sowie sieben Kriegsschiffe unter dem Admiral Ternay in Rhode-Island an; aber Truppen und Schiffe blieben für dieses Jahr ruhig daselbst liegen.

In dem Feldzug des folgenden Jahres (1781) übernahm Lafayette den Oberbefehl in Virginien. Er rettete die Hauptstadt dieser Provinz, Richmond, vor einem Ueberfall des englischen Generals Philips und brachte dann die Magazine dieser Stadt in Sicherheit. Seine Stellung ward sehr schwierig, als Lord Cornwallis mit mehr als 4000 Mann, unter denen sich 800 Reiter befanden, von Karolina her in Virginien einrückte; denn mit seinem kleinen Haufen von 2500 Mann konnte er sich mit dem Lord nicht messen. Dennoch hielt er das Feld. Lord Cornwallis hatte in einem Briefe, der aufgefangen ward, von Lafayette gesagt: „Dieser Knabe soll mir nicht entwischen." Der Ausgang des Feldzugs aber machte gerade das Gegentheil wahr. Denn am 19. October 1781 ward Lord Cornwallis, der sich in Yorktown festgesetzt hatte und daselbst von verschiedenen amerikanischen und einem französischen Corps eingeschlossen worden war, gezwungen, sich mit seinem Heer zu ergeben. Dieser für die Amerikaner glänzende Erfolg muß vorzüglich dem Eifer und dem kriegerischen Muthe des Generals Lafayette zugemessen werden und würdig bildet er den vielbedeutenden Schlußpunkt in der amerikanischen Kriegslaufbahn des jungen Helden. Bei'm Eintritt des Winters (21. December 1781) schiffte sich derselbe wieder in Boston ein und erreichte schon gegen Ende des folgenden Monats Frankreich, wohin er diesmal den Beschluß des Kongresses mitbrachte, daß die amerikanischen Minister und Bevollmächtigten in ganz Europa Alles Herrn von Lafayette mitzutheilen und sich mit ihm zu verständigen hätten. Die Friedensunterhandlungen hatten unterdessen zu Paris zwischen den Ministern der vereinigten Staaten und den englischen Botschaftern begonnen; nichts desto weniger arbeitete man

aber auch an kriegerischen Plänen und Entwürfen eifrig und rastlos fort. Die Höfe von Frankreich und Spanien verständigten sich über eine gemeinschaftliche Unternehmung und vertrauten den Oberbefehl über die beiderseitigen Truppen dem Grafen von Estaing an. Dieser verlangte Lafayette zum Chef des Generalstabes des vereinigten Heeres. Da die Expedition von Cadix auslaufen sollte, so segelte Lafayette mit vier Bataillons Infanterie, einem Artilleriepark und 5000 Rekruten von Brest dahin ab, während Estaing den Weg über Madrid zu Land nahm. Aber alle diese Anstalten und Ausrüstungen waren eitel; denn im Anfang des Februar 1783 brachte ein Eilbote die Nachricht nach Cadix, daß die amerikanischen Bevollmächtigten zu Paris den Frieden unterzeichnet hätten.

So war denn der lange und beschwerliche Kampf endlich durch den glänzendsten Sieg gekrönt. Die Freiheit Amerika's klang wie ein Evangelium über den Erdkreis; denn sie war für alle Welt und alle Menschen errungen worden. Man ahnte wenigstens damals schon, daß hier das größte geschichtliche Ereigniß der Neuzeit in die Wirklichkeit getreten sei und daß von nun an die Jahre der Weltgeschichte von der Gründung der Freiheit und Gleichheit gezählt werden dürften. Lafayette hätte gerne in eigener Person die fröhliche Botschaft nach Amerika gebracht; da aber seine Gegenwart in Madrid nöthig war, so erbat er sich vom Grafen von Estaing ein Schiff, das die Friedensbotschaft über den Ozean hinüber trug. Erst im folgenden Jahre 1784 fand er Muße, eine dritte Reise nach seinem geliebten Amerika zu machen. Er schiffte sich zu New-Port aus, eilte nach Philadelphia und besuchte Yorktown, Williamsburg und Richmond, den Schauplatz seines Feldzugs von 1781. Ueberall in Städten und Dörfern ward er im Triumph empfangen. Washington eilte ihm nach Richmond entgegen und beide Freunde verlebten dann zusammen gemüthlich heitere Friedenstage zu Mount-Vernon, dem einsamen Landgut

des großen Amerikaner's. Nach der Trennung von seinem Freunde, der ihn bis Philadelphia begleitete, besuchte Lafayette auch die Staaten von Neuengland, wo er von vielen seiner alten Waffengefährten lebhaft begrüßt wurde! Man weiß, wie hoch Lafayette bei dem braven amerikanischen Heer angeschrieben war, wie man ihn schlechtweg nur den Soldatenfreund nannte und wie man ihm eine Verehrung widmete, die fast bis zur Anbetung ging. Wie oft hatten aber auch während des Kriegs die armen amerikanischen Soldaten, die gewöhnlich schlecht genährt, noch schlechter verpflegt und gar nicht gekleidet waren, die uneigennützige Großherzigkeit des jungen Generals, der seinerseits die Geduld und Ausdauer dieser wackeren Truppen bewunderte, auf's Stärkste empfunden! Lafayette hatte während des Freiheitskampfes 700,000 Franken von seinem Vermögen geopfert, nicht zu gedenken, was er von seinen jährlichen Einkünften zum Besten der guten Sache aufgehen ließ, und von diesen Summen ist gewiß Manches den armen Soldaten zu Gut gekommen. Selbst im englischen Lager war die Herzensgüte des jungen Generals gegen die Soldaten bekannt. Lord Cornwallis bat Lafayette nach der Uebergabe von Yorktown um eine Unterredung, und als der „Knabe" vor Sr. Herrlichkeit erschien, sagte der gestrenge Lord zu ihm: „Ich kenne Ihre Menschlichkeit gegen die Gefangenen und empfehle Ihnen mein armes Heer." — Nachdem also Lafayette auf seiner Besuchsreise von allen Seiten mit Ehren überhäuft worden war (die verschiedenen Staaten gaben Städten und Grafschaften seinen Namen; die Hauptstädte ertheilten ihm das Bürgerrecht; er erhielt für sich und seine Nachkommen den Titel eines Bürgers der vereinigten Staaten; der Staat Virginien stellte zu Richmond seine Büste auf), schiffte er sich zu New-York ein und kam Ende Januars 1785 glücklich im Vaterland an.

Auch in Zukunft ward es Lafayette nicht überdrüssig, zum Besten seines Adoptivvaterlandes beständig zu wirken, indem er vorzüglich dem amerikanischen Handel alle möglichen Vortheile zu verschaffen suchte. Doch beschäftigten ihn um diese Zeit noch zwei große Ideen, die seines edlen Herzens vollkommen würdig waren und die allein hinreichen würden, ihn in die Reihe der größten Menschenfreunde und Menschenbeglücker zu stellen. Erstens ging er mit dem Gedanken um, die Befreiung der Negersklaven zu veranlassen. In Amerika war ihm der Anblick dieser Sklaverei ein Dorn im Auge gewesen. Er hatte oft mit Washington über diese Sache gesprochen; der große Mann war ganz der Ansicht seines jungen Freundes, aber seufzend gestand er ein, daß er die Abschaffung dieses schändlichen Mißbrauchs nicht erleben würde. Jetzt von Frankreich aus, legte Lafayette Hand an's Werk. Er kaufte in Cayenne eine Plantage für 120,000 Franken und beschloß, auf dieser Plantage den Versuch der Befreiung der Neger zu machen. Der andere Plan Lafayette's galt den französischen Protestanten, die in Frankreich wahrhaft das Leben einer Paria-Kaste führten. „Sie sind," schreibt Lafayette an den General Washington, „einem unerträglichen Druck ausgesetzt. Zwar werden sie nicht öffentlich verfolgt, aber sie hängen von der Laune des Königs, der Königin, des Parlaments oder eines Ministers ab. Ihre Ehen sind ungesetzlich, ihre Testamente ungültig, ihre Kinder werden wie Bastarde betrachtet und sie selbst als Leute, die des Galgens würdig sind." Lafayette suchte die edelsten Männer seines Volkes für das Schicksal der armen Protestanten zu stimmen; er selbst reiste noch in diesem Jahre nach Nimes, einem Hauptort des französischen Protestantismus. Aber der eben so freche als dumme Pfaffendespotismus, der auf den Protestanten lastete, konnte erst durch die Revolution beseitigt werden.

Gleich nach seiner Reise in's südliche Frankreich, die er in der Sache der Protestanten unternahm, machte sich Lafayette nach Deutschland auf, um die Höfe von Berlin und Wien zu besuchen und den militärischen Uebungen in Schlesien beizuwohnen. Er fand sowohl bei dem alten Fritz, als bei Joseph II. eine gute Aufnahme; aber besonders angezogen fühlte er sich nur von dem Bruder des alten Preußenkönigs, dem Prinzen Heinrich. „Mit ausgezeichneten Gaben als Krieger und Staatsmann," sagt Lafayette von ihm in einem Brief an Washington, „mit einer vollkommenen wissenschaftlichen Bildung und allen geistigen Talenten verbindet er ein redliches Herz, menschenfreundliche Gesinnungen und vernünftige Ansichten von den Rechten der Menschheit." Lafayette brachte vierzehn Tage mit dem Prinzen auf dem Landhause desselben zu und unterhielt später einen Briefwechsel mit ihm.

Um Frankreich von dem zehrenden Uebel des Defizits zu heilen, berief der König am 29. Dezember 1786 die Notabeln des Reichs und schon am 22. Februar 1787 trat die Versammlung derselben in Versailles zusammen. Man vertheilte sich in sieben Büreaux, deren jedes von einem französischen Prinzen präsidirt wurde. Lafayette, der sich in dem Büreau des Grafen von Artois befand, zeichnete sich durch Vorschläge aus, welche den Druck, der auf dem Volke lag, erleichtern oder wenigstens die Last desselben erträglicher machen sollten. Um nur einige Beispiele anzuführen, so brachte er in seinem Büreau den Vorschlag in Aufnahme, den König zu bitten, daß er durch dasselbe Gesetz, welches die Salzsteuer abschaffen sollte, zu befehlen geruhe, daß alle Unglücklichen, welche diese Steuer in Ketten oder auf die Galeere gebracht hätte, unverzüglich in Freiheit zu setzen seien. In Hinsicht des Defizits hatte er die sehr vernünftige Ansicht, daß erst die Maßregeln gegen ein künftiges Defizit bestimmt und angewandt werden müßten, ehe man sich mit der Wegschaffung des gegenwär-

tigen Uebels befassen könne. Aber dieser Grundsatz gefiel den Höflingen sehr schlecht, da er Reformen als höchst nothwendig erscheinen ließ, den Höflingen es aber nur darum zu thun war, ein Defizit vom Hals zu bekommen, um mit desto leichterem Herzen gleich wieder an der Begründung eines anderen zu arbeiten. Es war gerade wie einst mit dem Schisma in der Kirche; das Schisma wäre man von Herzen gern los gewesen, aber vor Reformen segnete und kreuzigte man sich wie vor'm leibhaftigen Teufel selber. Bei einer anderen Gelegenheit, wo Lafayette von der Taille sprach, die er eine ungleichmäßig vertheilte und willkürliche Steuer nannte, sagte der Redner: „Wenn die Landleute auch kein Mitglied in dieser Versammlung zählen, so müssen wir ihnen doch wenigstens beweisen, daß es ihnen nicht an Freunden und Vertheidigern darin fehlt.“ Zu den wichtigen Vorschlägen, die Lafayette in der Versammlung der Notabeln machte, gehört noch die bürgerliche Befreiung der Protestanten, die Reform des Criminalcodex und die Zusammenberufung einer Nationalversammlung. „Wie, mein Herr,“ fragte Graf Artois; „Sie verlangen die Zusammenberufung der Generalstaaten?“ — „Ja, Monseigneur, und noch weit mehr als das!“ — Allgemeines Schweigen und Staunen. Aber die Zeit drängte. Schon im folgenden Jahr (1788) sah sich die Regierung genöthigt, zu dem von Lafayette vorgeschlagenen Heilmittel zu greifen und die Notabeln zum zweitenmal zu versammeln, um sie über das Wie der Zusammenberufung der Generalstaaten Beschlüsse fassen zu lassen.

Lafayette ward von der Senechaussee von Riom in Auvergne zum Mitglied der Adelskammer der Generalstaaten erwählt und es ward ihm wie den übrigen Deputirten zur Pflicht gemacht, die Majorität ihrer Kammer abzuwarten, ehe sie sich mit dem dritten Stand vereinigten. Am 8. Juni 1789 trat er zum erstenmal in der Versammlung auf, um den Antrag Mirabeau's zu unterstützen, daß die Truppen, welche die Versammlung

umringten und Paris bedrohten, entfernt werden sollten. Am 11. Juli brachte Lafayette seine berühmte Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers vor die Versammlung, wodurch er dem zu errichtenden Verfassungsgebäude die freieste und ausgedehnteste Grundlage gab. Während die Gährung unter der Bevölkerung von Paris immer heftiger wurde und am 14. Juli in den furchtbarsten Volksaufstand ausbrach, präsidirte Lafayette die nächtlichen Sitzungen der Nationalversammlung und empfing die Deputation von Paris. Die Bastille ward erstürmt und die Volkssache triumphirte. Nun kam der König am Morgen des 15., nur von seinen Brüdern begleitet, in die Nationalversammlung, die er zum erstenmal mit diesem Namen beehrte, und kündigte ihr die Entlassung der Truppen an. Denselben Tag ging Lafayette an der Spitze einer Deputation nach Paris ab. Trotz des errungenen Sieges fürchtete man in der Hauptstadt neue Angriffe von Seiten der Truppen. Darum war man am Morgen des 15. auf dem Stadthause angelegentlich mit der Ernennung eines tüchtigen Befehlshabers für die neuerrichtete Nationalgarde beschäftigt. Als die Wahl von diesem auf jenen schwankte, zeigte Moreau von St. Mery mit der Hand auf die Büste Lafayette's, welche der Stadt Paris 1784 von dem Staat Virginien verehrt und im großen Saale des Stadthauses aufgestellt worden war. Alsbald ward unter allgemeinem Beifall Lafayette als Oberbefehlshaber von allen Seiten ausgerufen. Man kann sich denken, mit welcher Begeisterung die Deputation der Nationalversammlung im Stadthause aufgenommen worden sein mag, zumal da gerade Lafayette an ihrer Spitze stand. Nachdem sich die Abgesandten ihres Auftrags entledigt hatten, riefen alle Stimmen Lafayette als Oberbefehlshaber der Pariser Bürgergarde nochmals aus. Der General nahm diese Ehre mit allen Zeichen der Achtung und Dankbarkeit an und zog seinen Degen, schwörend, sein Leben der Erhaltung der kostbaren Freiheit zu weihen, deren Vertheidigung man ihm so ehren=

voll anvertraut habe. Unmittelbar darauf ward Bailly zum Maire von Paris ernannt. Wiewohl diese beiden Ernennungen durch Zuruf des Volkes die Bestätigung des Königs und der Nationalversammlung erhielten, so bestanden doch die beiden Gewählten darauf, eine regelmäßige Wahl in den sechzig Distrikten der Hauptstadt nachträglich vornehmen zu lassen.

Das hohe und wichtige Amt eines Oberbefehlshabers der Nationalgarde von Paris nahm Lafayette's ganze Zeit in Anspruch und er sah sich gezwungen, auf seine parlamentarische Wirksamkeit zu verzichten. Er hatte die Nationalgarde nicht allein erst noch zu schaffen; er hatte ihr auch den Geist einzuflößen, der ihre Wirksamkeit für die Sache der Freiheit nützlich und gedeihlich machen mußte. Beides war sehr schwierig in den Tagen so furchtbarer Gährung. Aber Lafayette legte mit Festigkeit und Nachhalt Hand an's Werk. Auf seine Empfehlung wurden jene französischen Garden, die sich der Volkssache angeschlossen hatten, der Nationalgarde einverleibt und bald waren sechs Divisionen Nationalgarden gebildet, die aus sechzig Bataillons freiwilliger oder besoldeter Mannschaft bestanden mit einer Artillerie von 140 Kanonen und einer berittenen Gensd'armerie. Dieses schöne Corps ward das Muster aller andern Nationalgarden in ganz Frankreich, namentlich zeichneten sich aber die Bürgergarden von Straßburg, Lyon, Bordeaux, Metz, Rennes, Rouen, Marseille durch schöne Haltung und trefflichen Geist aus. In der That man durfte viel erwarten von dieser höchst großartigen Einrichtung; man durfte hoffen, daß sie ein felsenfester Hort der Verfassung und der bürgerlichen Freiheit so wie eine feste und sichere Abwehr gegen alle anmaßlichen und gewaltthätigen Eingriffe in das Eigenthum und die persönliche Sicherheit werden würde. Mit blutendem Herzen hatte Lafayette in den ersten Tagen seines Kommando's, wo die Bürgermiliz noch nicht organisirt war, die Ausschweifungen einer rohen Straßenjustiz ansehen müssen,

der berüchtigte Foulon*) war auf dem Platz vor dem Stadthause von Volkshaufen ermordet worden, ohne daß es dem Befehlshaber der Nationalgarde möglich gewesen wäre, die Gewaltthat zu hindern. Seine Entrüstung über diese Ungesetzlichkeit war so groß, daß er sein Kommando in die Hände der Wähler zurückgab und nur durch die inständigsten und dringendsten Bitten vermocht werden konnte, von seinem bedenklichen und für die gute Sache gewiß unheilvollen Entschluß abzustehen. Es ist wahr, jene Straßenjustiz hörte in den Jahren 1789, 1790 und 1791 nie ganz auf; aber die Beispiele verminderten sich für Paris auf eins oder zwei im Jahre, was zwar immer mehr als genug ist, aber in einer so gewaltig aufgeregten Zeit nur unbedeutend erscheinen kann. Furchtbare Faktionen waren ohne Aufhören damit beschäftigt, das Volk zu fanatisiren und es in tolle Unternehmungen zu stürzen. Die freche Hof- und Adelspartei, die ohne allen sittlichen Gehalt nur Sinnengenuß und Vorrechte kannte, schmiedete unaufhörlich ihre Ränke gegen die neue Ordnung der Dinge. Der Herzog von Orleans, der hinter der Maske der Freiheits- und Vaterlandsliebe gar sehnsüchtige Blicke nach der Königskrone warf, verfehlte ebenfalls nicht, durch seine Bestechungen das Volk bearbeiten und zu seinem Willen abrichten zu lassen. Kurz, von allen Seiten war ein Hetzen, Schüren, Drängen und Stoßen, daß die Leidenschaften zur höchsten Glut angefacht werden mußten und daß die fürchterlichsten Ausbrüche der Parteiwuth zu besorgen standen. Dieser Gefahr nun bot die Nationalgarde männlich die Stirn; aber um dies thun zu können, welche ungeheure Kraftanstrengung hatte sie nicht zu entwickeln? Wahr ist's: die außerordentliche Gunst, in der Lafayette beim Volke stand, machte ihm manches leicht und ein Wort von ihm war oft hinreichend, das Volk zur Vernunft zu bringen und von einem unverständigen Unternehmen abzuhalten. Indeß der ungeheure Strom der pariser Bevölkerung war eben doch

*) An demselben Tage ward auch Berthier ermordet.

nicht leicht zu beherrschen und darum mußte die Nationalgarde und vor Allen ihr Chef Tag und Nacht auf der Huth sein, die Bewegung der Wogen zu beobachten, um beim Ausbruch der Gefahr von ihr nicht überrascht und vernichtet zu werden. Um Lafayette für seine große Mühe und Aufopferung zu entschädigen und zu belohnen, bestimmte ihm die Versammlung des Stadthauses eine jährliche Besoldung von 120,000 Fr. und eine vorläufige Schadloshaltung von 100,000 Fr. Aber — der Oberbefehlshaber weigerte sich, Besoldung oder Entschädigung anzunehmen! Vergebens bestanden die Mitglieder der Versammlung auf ihrem Beschluß; Lafayette blieb bei seiner Weigerung und sagte unter anderm: „Wenn ich bei meiner Weigerung beharre, so ist es keineswegs meine Absicht, den Großmüthigen spielen zu wollen. Ich würde von dem Volk, dem ich mein Vermögen und Blut geweiht, eine Entschädigung für meine Ausgaben fordern, ja erbitten, wenn mich mein Vermögen nicht vor allem Mangel schützte. Es war bedeutend, es hat für zwei Revolutionen hingereicht, und wäre eine dritte zum Wohl des Volkes nöthig, so würde es ihm ganz gewidmet werden." —

Der furchtbarste Sturm, den Lafayette in den zwei Jahren, während welcher er die pariser Nationalgarde befehligte, zu bestehen hatte, wüthete in den Tagen des 5. und 6. Oktobers 1789. Es war, als hätten sich alle Parteien verabredet gehabt, diesen schrecklichen Aufstand zu erregen. Die Hofpartei in Versailles war wieder keck geworden. Man hatte die Zahl der Truppen auf's Neue vermehrt und denselben Festmähler gegeben, wobei der alte Schlendrian gefeiert und erhoben und die neue Ordnung der Dinge mit Zeichen der Verachtung behandelt wurde. Die Wirkung dieser Handlungsweise blieb natürlich nicht aus: der furchtbarste Grimm bemächtigte sich der Gemüther und selbst die Reihen der Nationalgarde blieben nicht davon verschont. Alsbald benutzten die verschiedenen Faktionen die herrschende Aufregung zu ihren besonderen Zwecken. Es war um so leichter, selbst die große Volks-

masse zum Aufstand zu bringen, da die Einbildungskraft dieser Leute von dem Schreckbild einer Hungersnoth geängstigt wurde, deren mögliches Eintreten in die Wirklichkeit freilich nicht ganz ungegründet war. Am 5. Oktober in der Frühe ertönte plötzlich die Sturmglocke und Haufen von Männern und Weibern, die mit Piken bewaffnet waren, zogen von den Vorstädten nach dem Stadthause, das troß des Widerstandes der Wache genommen wurde und eine Zeitlang in den Händen der Empörer blieb. Die Nationalgarde eilte in Masse herbei; das Stadthaus war wieder frei, als Lafayette selbst ankam; aber der Greveplatz, die Quais und die benachbarten Straßen waren von einer unzählbaren Menge angefüllt, die mit wüthendem Geschrei nach Versailles geführt zu werden verlangte. Nachdem Lafayette die Befehle der Gemeinde erhalten hatte, begab er sich auf den Greveplatz und erklärte, er würde nicht nach Versailles gehen, indem er zugleich der Nationalgarde verbot, Paris zu verlassen. Troß der ungeheuren Gährung der Volksmenge, troß dem, daß die verhängnißvolle Laterne mehrmals für Lafayette herabgelassen und mörderische Feuerrohre gegen ihn angelegt wurden, blieb der Oberbefehlshaber der Nationalgarde fest bei seinem angekündigten Entschluß und von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags hielt er die tobende Menge in Paris zurück. Als aber zwischen 4 und 5 Uhr ein Haufe von etlichen tausend Männern und Weibern, mit Piken, Flinten und Kanonen bewaffnet, nach Versailles aufbrach, wohin bereits andere unbedeutendere Haufen vorausgegangen waren, da setzte sich auch Lafayette an der Spitze mehrerer Bataillons dorthin in Bewegung, nachdem er zuvor vom Stadthaus den Befehl dazu und zwei Kommissäre erhalten und für die Sicherheit der Stadt Paris die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte. Als Lafayette nach einem siebenstündigen Marsch in Versailles ankam, erfuhr er, daß die vorausgeeilten Horden in den Saal der Nationalversammlung eingedrungen waren, Deputirte an den König geschickt oder gar den Versuch gemacht hatten, in das Schloß

zu bringen. Aber hier fanden sie Widerstand von Seiten der Gardes du Corps. Auf der Seite der Pariser ward ein Mann getödtet und einem Gardeoffizier der Arm zerschmettert. Lafayette ließ alsbald im Schlosse seinen Zweck und die Befehle der pariser Gemeindebehörde, die ihm aufgetragen waren, anzeigen; der König antwortete durch einen abgesandten Offizier, daß er seine Ankunft mit Vergnügen sähe und seine Erklärung der Menschenrechte angenommen habe. (!) In der Nähe des Sitzungssaales der Versammlung ließ Lafayette seine Leute Halt machen, hielt eine Rede an sie und nahm ihnen dann den Eid der Treue gegen die Nation, das Gesetz und den König ab. Als er hierauf dem Präsidenten der Versammlung seine Achtung bezeigt hatte, ging er, nur von den beiden Kommissären des Stadthauses begleitet, nach dem Schloß. Das Thor des Schloßhofes war verschlossen und verriegelt. Die Schweizergarden weigerten sich zu öffnen. Nach einigen Hin- und Herreden thut sich das Thor endlich doch auf und Lafayette tritt mit seinen zwei Begleitern in das Schloß. Die Zimmer waren mit Menschen angefüllt. Als Lafayette dahergeschritten kam, rief ein Herr laut aus: „Seht da Cromwell!" — „Mein Herr," versetzte Lafayette, „Cromwell würde nicht ohne Begleitung hierhergekommen sein!" — Der König empfing den General öffentlich und vertraute ihm die Posten der französischen Garden an. Es war schon tief in der Nacht, als Lafayette daran denken konnte, seine ermüdeten Truppen unter Dach zu bringen. Ein Bataillon stellte er bei der Kaserne der Gardes du Corps auf und in der Stadt und um das Schloß herum wurde fleißig patrouillirt. Um zwei Uhr Morgens ward dem General der Eintritt in die Gemächer des Königs verweigert. Um drei Uhr, als die Nationalversammlung ihre Sitzung schloß, war Alles ruhig und still. Aber bei Tagesanbruch gab's plötzlich Lärm. Ein verdächtiger Haufe hatte sich unversehens eines Thores des Schlosses bemächtigt, dessen Bewachung der Nationalgarde nicht anvertraut worden war und war bis zu den Gemächern der Königin

gedrungen. Lafayette schickte in aller Eile eine Compagnie Grenadiere und eine Compagnie Freiwilliger ab, deren Erscheinen den verdächtigen Eindringlingen alsbald mächtig imponirte. Als er sich hierauf selbst zum König begab, gelang es ihm, ein Häuflein Gardes du Corps zu retten. Er fand die Zimmer des Königs von Nationalgarden besetzt; er lobte das Benehmen dieser braven Truppen und empfahl ihnen abermals die Sicherheit der königlichen Familie und der Garden. Später hielt er von der Höhe eines Balkons eine Rede voll Wärme, ja voll Heftigkeit an die Volksmenge, die den Marmorhof erfüllte; dann erschien er mit der Königin auf dem Balkon. Bei dieser Erscheinung brach die Menge in ein dumpfes Brüllen aus. Lafayette, in diesem verhängnißvollen Augenblick kurz gefaßt, nahm, da er sich nicht durch Worte verständlich machen konnte, zu einem sicheren und entscheidenden Zeichen seine Zuflucht: er küßte der Königin die Hand. Die Menge, bei diesem Anblick überrascht, rief: „Es lebe der General! es lebe die Königin!" — Der König, der sich in der Nähe des Balkons befand, fragte Lafayette gerührt, ob er nicht auch Etwas für seine Gardes du Corps thun könne. „Bringen Sie mir Einen," antwortete Lafayette. Er gab dann diesem Manne seine Cocarde, umarmte ihn, und das Volk rief: „Es leben die Gardes du Corps!" Von diesem Augenblick an war die Gewalt der Empörung gebrochen und der Friede gestiftet.

Der Ministerrath hatte die Uebersiedlung des Hofes von Versailles nach Paris beschlossen und den Chef der pariser Nationalgarde mit der Leitung des Zuges, der etwa aus 60,000 Menschen bestand, beauftragt. Lafayette entledigte sich dieses Auftrags mit aller Klugheit und Umsicht und so wie er am Morgen dieses Tages (6. Oktober) das Vergnügen gehabt hatte, der königlichen Familie das Leben zu retten, so hatte er am Abend die Freude, dieselbe in dem Palast der Tuilerien, der nun die Residenz des Königs blieb, in Sicherheit zu bringen. Wenige Tage hierauf folgte die Nationalversammlung dem Beispiel des Königs und begab sich ebenfalls nach der Hauptstadt.

Daß Lafayette so viel bei einer aufgeregten und leidenschaftlichen Bevölkerung vermochte, kann nur seiner schon so lang dauernden und weitverbreiteten Popularität beigemessen werden; aber so gern er sich auch dieser Popularität bediente, wenn es galt, zum Besten der öffentlichen Ordnung und der Sicherheit der Personen zu wirken, so weit war er davon entfernt, für seinen eigenen Ehrgeiz, den er nicht hatte, daraus Nutzen ziehen zu wollen. Man hatte ihm mehrmals neue Gewalt übertragen wollen und er hatte es immer standhaft abgelehnt. Am 23. Januar 1790 machte der Abbé Fauchet im Gemeinderath den Vorschlag, an alle Municipalitäten in Frankreich zu schreiben, daß die gesammten Nationalgarden unter einem Chef vereinigt werden möchten. Aber Lafayette bat, diesen Vorschlag, wie sehr er ihn auch ehre, zu unterdrücken. „Mein Wunsch," sagte er unter andern, „den ich der Nationalversammlung vorlegen werde, besteht darin, daß der Befehl über zwei Departements nie in einer Person vereinigt werden möge."

In seiner Stellung als Chef der pariser Nationalgarde hielt es Lafayette für ungeziemend, zu vielen Antheil an den Berathungen der Nationalversammlung zu nehmen. Er drang vorzüglich auf eine baldige Vollendung der Konstitution, denn hierin sah er das Mittel, die Unruhen zu hemmen, überall Ruhe und Glück zu verbreiten, dem dringenden Wunsch des Volks zu entsprechen und allen Interessen zu genügen. Um diese Zeit (März 1790) schrieb er an Washington: „Unsere Revolution geht so glücklich von statten, als dies bei einem Volke möglich ist, das, indem es alle Freiheit auf einmal erhält, dieselbe leicht mit Unordnung verwechselt. Die Versammung besitzt mehr Haß gegen das alte System, als Geschick, die neue konstitutionelle Regierung zu organisiren." Bemerkenswerth ist noch der Schluß dieses Briefes, der also lautet: „Erlauben Sie mir, mein theurer General, Ihnen ein Gemälde anzubieten, das die Bastille so darstellt, wie sie einige Tage später war, nachdem ich den Befehl zu ihrer Zerstörung gegeben hatte. Ich übersende

Ihnen auch den Hauptschlüssel dieser Zwingburg. Diesen Tribut bin ich Ihnen schuldig, als Sohn seinem Adoptivvater, als Adjutant seinem General, als Missionär der Freiheit ihrem Patriarchen."

Das Fest der großen Föderation der französischen Nationalgarden, am 14. Juli 1790, war eins der schönsten, die im Lauf der Revolution gefeiert worden sind. Vierzehntausend Abgeordnete der 83 Departements, die von mehr als drei Millionen Nationalgardisten regelmäßig gewählt waren, hatten sich in Paris eingefunden, um im Namen des bewaffneten Frankreich's der neuen Ordnung der Dinge den Eid der Treue zu leisten. Lafayette ward einstimmig zum Vorsitzenden der Versammlung der Förderirten ausgerufen, erklärte sich aber erst auf wiederholtes Anliegen bereit, sich dieser Wahl zu unterwerfen. Der Zweck, den man bei dieser Förderation vor Augen hatte, war Einigung, Kräftigung und sittliche Hebung des Geistes des gesammten Nationalgardeninstituts; aber dieser Zweck stellt sich so groß dar, daß das Mittel, welches man zu Erreichung desselben gewählt hatte, nur kleinlich und ungenügend erscheinen kann. In der That verging auch der 14. Juli wie jedes glänzende und großartige Fest; man sprach einige Tage davon, aber wenn die Freunde der Freiheit nach dem moralischen Eindruck forschten, den alle jene Anstalten und Reden auf die Nationalgarden gemacht hätten, so wußte Niemand irgend eine Auskunft darüber zu geben.

Seit Lafayette, der als Chef der pariser Nationalgarde auch mit dem Schutz des Tuilerienpalastes beauftragt war, in nähere Berührung mit dem König gekommen, bot er Alles auf, demselben das konstitutionelle System lieb und angenehm zu machen. Das war aber ein eiteles und trostloses Bemühen. Denn Ludwig XVI. hätte nicht ein großer Mann, sondern, was weit mehr sagen will, ein großer Mensch sein müssen, um seinen Platz im Sinne der Freiheit und Gleichheit würdig zu behaupten. Alles was Lafayette erreichen konnte, war, daß der König — ein freundlich Gesicht zum bösen Spiele

machte und sich zuweilen herbeiließ, ein wenig nach der Volksgunst zu haschen, wie z. B. beim Föderationsfest. Der Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde wußte dies Alles und mußte es wissen. Aber in seinem Feuereifer, die Verfassung auf eine ruhige und gesicherte Weise in's Leben treten zu sehen, hielt er fest an seinem Plan. „Er wird am Ende wollen müssen," dachte er, „denn ohne eine aufrichtige und offene Annahme der Verfassung ist seine Krone und er selbst verloren; überhaupt wird er mit der Konstitution stehen oder fallen." Die berühmte Flucht des Königs am 21. Juni 1791 mußte den wahren Charakter Ludwig's in das hellste Licht stellen. Lafayette hatte in seiner zutraulichen Gutmüthigkeit mit dem König einige Tage vor dem angegebenen Datum über die zahlreichen Gerüchte von einer beabsichtigten Flucht geplaudert und Ludwig hatte ihm so feste und so heilige Gegenversicherungen gegeben, daß Lafayette mit seinem Kopf für die Nichtabreise des Königs haften zu können glaubte. Das Belehrendste und Ueberzeugendste war aber die Proklamation, die der fliehende König zurückließ: er nahm darin Alles zurück, was er zum Besten der neuen Ordnung der Dinge angenommen und bestätigt hatte; es war eine wahre Abschwörung des ganzen konstitutionellen Systems. Lafayette gerieth durch diese Flucht in die äußerste Gefahr; aber die Ruhe, die er der Wuth der Volksmenge entgegensetzte, that ihre Wirkung. Er scherzte sogar mit den Haufen, die ihn auf dem Greveplatz umringten. „Jeder Bürger gewinnt durch die Aufhebung der Civilliste*) zwanzig Sous," sagte er zu den Einen und zu den Andern, die über die Flucht des Königs wie über ein Unglück klagten: „Wenn Ihr das ein Unglück nennt, so möchte ich wissen, welchen Namen Ihr einer Gegenrevolution geben würdet, die Euch der Freiheit beraubte?" — Danton verlangte am Abend desselben

---

*) Die Civilliste betrug 30,000,000 Fr., gerade die Zahl der damaligen Bevölkerung Frankreichs.

Tages im Jakobinerklubb den Kopf Lafayette's. „Der Herr Oberbefehlshaber," sagte er, „hat erklärt, er wolle mit seinem Kopf dafür bürgen, daß der König nicht abreisen würde; wir müssen nun die Person des Königs oder den Kopf des Oberbefehlshabers erhalten." — Alexander Lameth widerlegte Danton, dessen Vorschlag bei der Mehrheit der Versammlung keinen Anklang fand.

Als die Nationalversammlung die Rückkehr der königlichen Familie erfuhr, traf sie alsbald alle möglichen Vorkehrungen zur Sicherheit derselben. Die erste Unterredung des Oberbefehlshabers mit dem Könige ist merkwürdig. Lafayette stellte sich ihm, der ein ganz ruhiges Ansehen hatte, voll Rührung und Ehrfurcht vor und sagte: „Sire, Sie kennen meine Anhänglichkeit an Ihre Person. Ich habe Ihnen aber nicht verschwiegen, daß, wenn Sie sich vom Volke trennten, ich auf Seiten des letzteren bleiben würde." — „Es ist wahr," versetzte der König, „Sie sind Ihren Grundsätzen treu geblieben. Hier bin ich nun wieder. Ich muß Ihnen frei gestehen, daß ich bis in die letzte Zeit glaubte, ich befände mich unter dem Einfluß Ihrer Partei, mit der Sie mich umringten, und Ihre Meinung werde nicht im ganzen Lande getheilt. Auf dieser Reise aber habe ich mich von meinem Irrthum überzeugt und gesehen, daß Ihre Meinung in ganz Frankreich herrscht."

Das konstitutionelle Königthum hatte durch die Flucht des Königs den Todesstoß erhalten. Wer konnte noch ferner Aufrichtigkeit bei dem Oberhaupt des Staats voraussetzen? Wer konnte erwarten, daß die bedrohte oder angegriffene Verfassung in den Tagen der Gefahr einen begeisterten und heldenmüthigen Vertheidiger an einem Fürsten finden werde, der keinen Anstand genommen hatte, die neue Ordnung der Dinge mit Füßen zu treten? Und doch ließ man Ludwig die neue, von ihm verschmähte Krone, während in der Nationalversammlung nur ein halbes Dutzend der Mitglieder gegen dieß Verfahren seine Unzufriedenheit an den Tag legte.

Es ist freilich wahr, die Nationalversammlung, deren Sitzungen nun schon über zwei Jahre dauerten, hatte ein Recht, nun bald zur Ruhe zu kommen; sie hatte ferner ein Recht, die Verfassung, an der sie mit so viel Eifer und Liebe gearbeitet hatte, bald in Wirksamkeit treten zu sehen; denn gewiß hätte diese Verfassung unter anderen Umständen Frankreich zu dem freiesten und glücklichsten Lande in Europa gemacht. Eine Veränderung in Hinsicht des Königthums konnte leicht für die Verfassung selbst bedrohlich werden. Es war zu fürchten, daß man in dem Augenblicke, wo man sich schon am Ziele gesehen, wieder zu dem Anfang zurückgeschleudert würde und daß die Zukunft drohend und düster eine Reihe neuer revolutionärer Stürme über Frankreich senden könne. Diese Erwägungen riethen von der Strenge ab und stimmten zur Milde.

Damit war aber nicht Jedermann zufrieden, namentlich hatten die Orleansnisten Einwendungen zu machen. Eine Petition ward durch einen Sekretär des Herzogs von Orleans entworfen und sollte auf dem Marsfelde auf dem Altar des Vaterlands unterzeichnet werden. Es war dieß am 17. Juli 1791. Die ehrenwerthe Versammlung begann ihre Thätigkeit damit, daß man zwei Personen, die sich aus unanständiger Neugier unter den Altar des Vaterlands versteckt hatten, die Köpfe abschnitt und dieselben auf Piken in Paris herumschleppte. Lafayette eilt mit einer Abtheilung Nationalgarden herbei. Die Versammlung verschanzt sich hinter Karren. Eine Flinte wird gegen den Oberbefehlshaber angelegt, aber sie versagt. Flugs springen Nationalgarden über die Karren weg, ergreifen den Schuldigen und führen ihn vor den General, der ihn voll Verachtung laufen läßt. Als die Menge dem General und den beiden Kommissären das Versprechen gegeben hatte, sich ruhig trennen zu wollen, sobald die Petition unterzeichnet sein würde, zog Lafayette seine Truppen außerhalb des Marsfeldes zurück, um von da aus etwaige feindliche Bewegungen beobachten zu können. Indessen beschloß die Nationalver-

sammlung, welcher die eigentlichen Pläne der Verschwörer hinterbracht worden waren, daß der Maire von Paris für ihre Sicherheit, für die der Tuilerien und der Hauptstadt Sorge zu tragen habe, und auf einstimmige Aufforderung derselben Versammlung proklamirten der Maire von Paris und der Gemeindeausschuß das Martialgesetz. Erst nachdem der Gemeinderath den Aufrührern Zeit gelassen hatte, sich von den beschlossenen Maßregeln zu unterrichten, setzte er sich mit mehreren Mitgliedern in Marsch, von einer zahlreichen Abtheilung der Nationalgarde zu Pferd und zu Fuß und von zwei Kanonen begleitet. Um acht Uhr Abends kam man auf dem Marsfelde an. Die Aufrührer hatten die Amphitheater besetzt, welche den Platz einschlossen. Sie ließen den Vortrab und die zwei Kanonen ruhig vorbeiziehen, als aber der Gemeinderath erschien, brachen sie in Beschimpfungen gegen ihn aus und warfen mit Steinen nach ihm; Einer feuerte sogar gegen den Maire einen Pistolenschuß ab. Die Nationalgarde gab nun Feuer, aber in die Luft. Die Aufrührer setzten ihr Steinwerfen rastlos fort. Nun richtete die Nationalgarde ihr Feuer gegen die Empörer, von denen zehn oder zwölf auf der Stelle getödtet und eben so viel verwundet wurden. Um zehn Uhr Abends waren die Truppen in Paris zurück. Dieser Vorfall auf dem Marsfelde ist von den Feinden Lafayette's vielfach benutzt worden, den General eines furchtbaren Blutdurstes anzuklagen. Gewiß ist, daß dies Ereigniß Lafayette sehr unangenehm berühren mußte. Seit zwei Jahren, wo er die pariser Nationalgarde befehligte, war er trotz der vielen Stürme und Aufstände nie gezwungen gewesen, Gewaltmaßregeln gegen die Volksmenge gebrauchen zu müssen, jetzt am Ende seiner Laufbahn hatte er sich auf einmal in diese unangenehme Lage versetzt gesehen. Das mußte einem Herzen wie das seinige wehe thun.

Nachdem die Konstitution vollendet und von König und Volk angenommen und beschworen war, zog sich Lafayette, seinem früheren Vorsatze gemäß, in die heimischen Berge seines Geburtslandes zurück. Dort wollte er

als schlichter Bürger der Ruhe, den ländlichen Beschäftigungen und den häuslichen Freuden leben. Am 8. Oktober 1791 nahm er in einem langen Schreiben Abschied von der pariser Nationalgarde und an demselben Tage gab er auch der Gemeinde von Paris seine Vollmachten zurück, die mit den rührendsten Beweisen von Liebe und Bedauern in Empfang genommen wurden. Seine hundert und zwanzigstündige Reise nach Chavaniac war ein großer Triumphzug. Der Gemeinderath von Paris bestimmte ihm eine Medaille mit Sinnbildern und Washington's Bild in Marmor. Die Nationalgarde verehrte ihm einen Degen, der aus den Riegeln der Bastille geschmiedet war. Als eine Deputation derselben dem General dies Geschenk in seinem Geburtslande überreichte, sagte er zu ihr: „Sie sehen mich den Orten zurückgegeben, wo ich geboren ward. Ich werde sie nur verlassen, um unsere Freiheit zu vertheidigen und zu befestigen, im Fall sie bedroht werden sollte. Aber ich hoffe, daß ich lange hier bleiben werde."

Diese Hoffnung verwirklichte sich keineswegs. Schon nach zwei Monaten ward Lafayette aus seiner Ruhe gerissen. Der Minister Narbonne verkündigte den Abgeordneten der Nation am 14. Dezember 1791 die Bildung von drei Armeen, jede 50,000 Mann stark, und sagte, daß das Vaterland zu Anführern derselben die Generale Rochambeau, Lafayette und Luckner verlange. Im Ministerrath hatte sich der König bei'm Namen Lafayette widersetzt. Da sprach Narbonne: „Wenn Ew. Majestät ihn nicht heute ernennt, so wird der Wunsch des Volkes Sie morgen dazu zwingen." Alle Minister waren derselben Meinung und der König gab nach. Die Wahl des Ministerraths ward in der Versammlung durch allgemeines Beifallsrufen gebilligt.

Lafayette begab sich alsbald über Paris nach Metz, woselbst er den Kriegsminister Narbonne und seine beiden Kollegen antraf. Es galt für diesmal den Umtrieben der Ausgewanderten im Kurfürstenthum Trier,

und es wurde zwischen Narbonne und den drei Generalen beschlossen, daß diese eine Stellung zu Lüttich, Trier und Coblenz einnehmen sollten. Da ward der Kurfürst von Trier durch die Mächte, die ihn leiteten, autorisirt, sich zu unterwerfen. Am 3. Januar 1792 wurden die Versammlungen der Emigrirten zerstreut, und die französischen Heere blieben in Frankreich, um sich auf einen weiteren unvermeidlichen Kampf gehörig vorzubereiten.

Lafayette erwarb sich das Verdienst, eine sehr strenge Mannszucht unter seinen Truppen herzustellen. Er brachte es dahin, daß Milde im Dienst für ein Kennzeichen aristokratischer Schlaffheit angesehen ward. Er schaffte allen Luxus in den Equipagen ab. Für die reitende Artillerie, die er auf seiner Reise in Preußen studirt hatte, that er sehr viel. Leider konnte es ihm nicht gelingen, sein Heer von der Masse aristokratischer Offiziere zu säubern. Obschon man diesen Herren es auf alle mögliche Art leicht machte, aus dem Dienste zu kommen, so zogen sie es doch vor, bei guter Gelegenheit, d. h. wenn gerade öffentliche Gelder unter ihren Händen waren, zu desertiren.

Am 20. April 1792 ward endlich, da Dumouriez in's Ministerium getreten war, dem König von Ungarn und Böhmen der Krieg erklärt. Indeß es kam den ganzen Sommer über zwischen den feindlichen Heeren zu keinen bedeutenden Begebenheiten. Als Lafayette von den am 20. Juni 1792 in Paris stattgehabten Auftritten Bericht erhalten hatte, trieb es ihn nach der Hauptstadt. Der alte Marschall Luckner tadelte seine Absicht, weil, wie er sagte, die Sansculotten ihm den Kopf abschneiden würden. Lafayette jedoch reiste ab, nur von einem Adjutanten begleitet. In Soissons beschwur ihn die Departementalverwaltung, auf seinen Entschluß zu verzichten; er aber, für seine Ueberzeugung zu jedem Opfer bereit, setzte seine Reise fort. Ganz unerwartet für Jedermann langte er am 28. Juni in Paris an und erschien vor den Schranken der gesetzgebenden Ver-

sammlung. Hier erklärte er sich in einer Rede gegen die Gewaltthaten, die am 20. in den Tuilerien stattgefunden hatten und bat die Versammlung, zu befehlen, daß die Anstifter und Häupter dieser Gewaltthätigkeiten als Verbrecher gegen die Nation verfolgt und bestraft würden. Dann verlangte er weiter, daß man eine Sekte zerstöre, welche die Volksoberherrlichkeit beeinträchtige, die Bürger tyrannisire und mit der ausgelassensten Frechheit in ihren Debatten auftrete. „Endlich wage ich in meinem Namen und dem aller rechtlichen Leute des Königreichs die Bitte, wirksame Maßregeln zu ergreifen, um allen konstituirten Behörden, besonders der Ihrigen und der des Königs, Achtung zu verschaffen, und der Armee die Versicherung zu geben, daß die Konstitution keinen Angriff im Inneren ausgesetzt sein wird, während die braven Franzosen ihr Blut vergießen, um dieselbe an den Grenzen zu vertheidigen." — Die Antwort des Präsidenten war, man habe geschworen, die Konstitution aufrecht zu erhalten, und, treu diesem Eide, werde man dieselbe gegen jeden Angriff zu vertheidigen wissen. Hierauf begab sich Lafayette zum König, bei dem die ganze königliche Familie versammelt war. Hier wurden ihm leere Danksagungen zu Theil; der König und die Königin sagten wiederholt, sie seien überzeugt, daß nur die Konstitution ihnen Heil bringen könne. Und doch äußerte die Königin in demselben Augenblicke, als Madame Elisabeth einige günstige Worte in Bezug auf Lafayette geäußert hatte, — „es sei besser zu sterben, als durch Lafayette und die Konstitutionellen gerettet zu werden!" Endlich suchte Lafayette bei der Nationalgarde den alten Geist für die konstitutionelle Verfassung wieder zu beleben und zu stärken. Er ließ eine Anzahl Offiziere nach seinem Hause kommen und ermahnte sie mit feurigen Worten, den alten Eifer nicht erkalten zu lassen, sondern mit Muth, Nachdruck und Ausdauer die Verfassung gegen die Frechheit der Faktionen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Ja, so lange die Stimme ihres ehemaligen Chefs in ihren Ohren klang, so lange fühlten

sich diese Männer voll Wärme, Eifer, Begeisterung und Entschlossenheit; aber diese schönen Aufregungen verschwanden bald wieder in einer sorglosen Vergessenheit und traurigen Erschlaffung. Nachdem Lafayette die Zwecklosigkeit seiner Reise und seiner Bestrebungen erkannt hatte, kehrte er traurig am 30. Juni zu seinem Heere zurück.

Lafayette gedachte nur daran, daß ein Sieg über die Oesterreicher den alten Enthusiasmus zu Gunsten der konstitutionellen Sache wieder auffrischen könne. Er schickte also an Luckner und lud ihn ein, einen gemeinschaftlichen Angriff mit ihm auf die bei Mons gelagerten Oesterreicher zu machen. Aber Luckner verweigerte hartnäckig seine Theilnahme, sei es nun, daß er die Wichtigkeit dieses Plans nicht einsah, oder daß er von dem Andenken des ersten unglücklichen Abenteuers von Mons und der schändlichen Ermordung des Kommandanten von Lille, die Rochambeau's Rücktritt veranlaßt hatte, zurückgeschreckt wurde. Noch eine andere Hoffnung ging für Lafayette verloren: er hatte sich geschmeichelt, daß ihm der Jahrestag des 14. Juli eine feierliche Gelegenheit darbieten würde, die Franzosen an ihre Bürgerpflichten zu erinnern; aber man beeilte sich, durch den Minister schreiben zu lassen, daß nur die Gegenwart eines der beiden Generale bei der Festlichkeit nöthig sei. Luckner begab sich also als der älteste allein nach der Hauptstadt.

Trotz der ungemeinen Kälte, welche die königliche Familie gegen Lafayette hegte, fuhr derselbe doch immer fort, Pläne auf Pläne zur Sicherheit des Königs zu ersinnen. Gegenwärtig ging er damit um, den König nach Compiegne abzuholen, um ihn so dem Schutze des Heeres näher zu bringen. Aber als man dem König von diesem Vorhaben sprach und den Namen Lafayette's dabei nannte, ward Alles mit Kälte zurückgewiesen. In den Tuilerien sagte man laut: „Wir wissen wohl, daß Herr von Lafayette den König retten wird; aber das Königthum wird er nicht retten.“ — Die Kö-

nigin sagte sogar, auf die Ereignisse vom 6. Oktober 1789 anspielend: „Es wäre zu traurig für uns, wenn wir ihm zweimal das Leben verdanken sollten."

Wir reden hier nicht von den Schmähungen und Beschimpfungen, denen Lafayette in jenen Tagen ausgesetzt war; auch übergehen wir die verleumderische Anklage, welche Collot d'Herbois im Namen des Jakobinerklubbs vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung erhob. Die Zeit hat allen diesen Dingen ihr Recht angethan. Auch Lafayette hat sein Recht erhalten: er steht vor der Nachwelt als einer der reinsten und edelsten Repräsentanten der Freiheit.

Lafayette erfuhr die Ereignisse des 10. Augusts 1792 durch einen dem Blutbad entronnenen Nationalgardisten. Durften sie ihn im Ganzen auch nicht überraschen, so durfte er sich darüber wundern, daß der Handstreich gegen die Tuilerien von einem so unbedeutenden Haufen ausgeführt worden war, und daß der König, ohne nur das Schwert zu ziehen, so kläglich das Schloß verlassen hatte. Nun war Alles verloren, und wiewohl Lafayette noch einmal alle seine Kräfte zusammenraffte, um Mittel zu finden, der verlornen Sache wieder aufzuhelfen, so sah er doch bald genug ein, daß hier keine Hülfe mehr möglich sei.

Er faßte demnach den bitteren Entschluß, sein Vaterland zu verlassen, um auf fremder Erde eine Zuflucht zu suchen gegen die hereinbrechenden Stürme, die nur zu bald über Frankreich ihr Unheil ergießen sollten. Seine Hauptsorge war nun, zu verhindern, daß diese Abreise die Sicherheit des Heers und der Grenzen beeinträchtige. Er begab sich darum nach Bouillon, von wo er an die verschiedenen Corps Befehle erließ, die sich auf Vorsichtsmaßregeln bezogen, welche er dem Feinde gegenüber für nothwendig hielt. Auch schrieb er nach einer anderen Seite hin, damit die Truppen, bis sein Nachfolger anlangen würde, von Luckner, der nicht fern war, befehligt werden könnten. Nachdem alle diese Maßregeln pflichtgetreu getroffen waren, verließ er mit seinen

Schicksalsgenossen den heimischen Boden. Die Zahl derselben war zweiundzwanzig und unter ihnen befanden sich seine Freunde, die Mitglieder der konstituirenden Versammlung Bureaux de Puzy und Latour Maubourg. Zufällig und zu seinem Unglück gesellte sich noch Alexander Lameth, der flüchtig und verfolgt die Grenze zu erreichen suchte, zu diesem Häufchen. Es war schon dunkler Abend, als die Flüchtigen sieben Stunden von Bouillon einen kleinen Ort erreichten, der Rochefort heißt. Er war von einem kleinen österreichischen Posten besetzt, was den Flüchtigen zwar nicht angenehm war, aber doch auch nicht besonders gefährlich dünkte. Bureaux de Puzy ward zu dem Kommandanten geschickt, um demselben zu erklären, daß französische Offiziere, die gezwungen seien, das französische Heer zu verlassen, die man aber in keiner Beziehung mit den Emigrirten verwechseln dürfe, weil sie weder gegen ihr Vaterland dienen, noch mit den Feinden desselben Verbindungen unterhalten wollten, um die Erlaubniß bäten, zu ihrer Weiterreise nach Holland den Posten durchreisen zu dürfen. Nachdem der Kommandant seine Einwilligung gegeben hatte, ritt der kleine Trupp in den Ort ein und begab sich in die Wohnung, die man ihnen angewiesen hatte. Wenige Augenblicke nach seiner Ankunft benachrichtigte man Lafayette, daß er erkannt sei. Das war ein großes Unglück! Lafayette wußte hiebei nichts Besseres zu thun, als daß er durch Bureaux de Puzy dem Kommandanten die Wahrheit sagen ließ und ihn zugleich benachrichtigte, daß er vor Tag abreisen wolle. Der Kommandant bezweifelte nicht das Recht, das Lafayette und seine Geführten hätten, frei zu passiren; aber er bestand darauf, daß sich die Reisenden mit einem Passe vom General Moitelle, Kommandanten von Namur, zu versehen hätten. Man mußte sich der Nothwendigkeit fügen. Es war wieder Bureaux de Puzy, dem man diese Paßangelegenheit übertrug. Er reiste mit einem österreichischen Offizier ab, der bei seiner Ankunft in Namur dem General Moitelle Briefe vom Kommandanten von

Rochefort übergab. Moitelle schien diese Briefe mit Entzücken zu verschlingen, dann rief er wie närrisch: „Lafayette, Lafayette! — Schreiben Sie auf der Stelle dem Herrn Herzog von Bourbon! — Lafayette, Lafayette!“ — Hierauf zu dem Offizier von Rochefort sich wendend: „Nehmen Sie Post,“ sagte er, „um diese Neuigkeit sogleich Sr. königlichen Hoheit nach Brüssel zu melden,“ — und immerfort wiederholte er den Namen: „Lafayette, Lafayette!“ — Dann gab er noch Befehle, an alle Prinzen und Generale, die ihm beifielen, die wichtige Neuigkeit zu schreiben, und nur mit Mühe gelangte Bureaux de Puzy endlich dazu, dem enthusiastischen Herrn die Paßangelegenheit vorzutragen. Es versteht sich von selbst, daß der Paß verweigert wurde: statt desselben langte der Befehl in Rochefort an, die französischen Offiziere nach Namur zu bringen, wo sie unter einer starken Eskorte von Husaren am anderen Morgen anlangten. Die sämmtlichen Flüchtlinge unterzeichneten zwar noch in Rochefort eine Protestation gegen dies rechtswidrige Verfahren; aber was half es? Der Gewalt gegenüber muß ja in manchen Staaten jedes Recht verstummen.

In Namur angekommen, fanden die Gefangenen statt des Herrn Moitelle, der zur Armee abgereist war, den Marquis Chasteler, einen durch Talente und Höflichkeit ausgezeichneten Offizier, als Kommandanten. Dieser benachrichtigte Lafayette, daß der Prinz Karl von Lothringen von Brüssel kommen würde, um ihn über den Zustand zu befragen, in dem er bei seiner Abreise die Angelegenheiten Frankreichs gelassen hätte. Lafayette antwortete kurz: „er könne nicht glauben, daß man sich erlauben werde, Fragen an ihn zu richten, die er nicht beantworten dürfe.“ — Der Prinz Karl kam, fand aber bei Lafayette und seinen Gefährten einen Empfang, der ihn nicht bestimmen konnte, einen Besuch zu verlängern, der zu keinem Zwecke führte.

Da sich die Gefangenen in ihrem Unglück dennoch so stolz und so ehrenfest zeigten, so schritt man zu ihrer wei-

reren Zähmung auf anderem Wege vor. Sie wurden von Namur nach Nivelles gebracht und daselbst sorgfältiger bewacht. Nach einigen Tagen erschienen Kommissäre, die sich auf Befehl der Regierung des Schatzes bemächtigen sollten, den, wie man glaubte, Lafayette aus Frankreich mitgenommen haben sollte. Die Gefangenen konnten über diese alberne Annahme nur mitleidig lächeln. An demselben Tage wurden sie in drei Theile geschieden: die, welche nicht in der Nationalgarde gewesen waren, wurden freigelassen und des Landes verwiesen; die andern, namentlich die Adjutanten Lafayette's, wurden in die Citadelle von Antwerpen eingesperrt, wo sie erst nach zwei Monaten ihre Freiheit erhielten; die vier ehemaligen Deputirten der konstituirenden Versammlung aber wurden nach Luxemburg gebracht.

In Luxemburg wurden die vier Unglücksgefährten völlig von einander getrennt. Hier hatte Lafayette das Vergnügen, eine Antwort von dem Herzog von Sachsen-Teschen zu erhalten, den der französische General während seines Aufenthaltes in Nivelles um einen Paß angegangen hatte. Dieser Herzog, Oheim des Kaisers, schrieb auf das Gesuch Folgendes zurück: „Er würde sich geehrt fühlen, eine Armee gegen den General Lafayette zu kommandiren, wenn derselbe vom König und der Nation zu dieser Stelle ernannt worden wäre. Nachdem aber der Chef der französischen Insurrektion, durch das Volk, welches er das Rebelliren gelehrt, vertrieben worden und in die Hände der verbündeten Mächte gefallen sei, so würde man ihn so lang bewachen, bis sein Souverän in seiner Gnade oder nach seiner Gerechtigkeit über sein Loos entschieden hätte.“ — Dieser Orakelspruch war keineswegs zweideutig; auch ging er nur zu bald in Erfüllung: denn schon nach acht Tagen erschien ein preußisches Detachement und brachte die Gefangenen nach Wesel. Der eigentliche Grund aber von dem Allem war, daß der Ausschuß der Koalition, der dem Heere folgte, in einer Berathung darin übereingekommen war, „daß die Existenz

Lafayette's mit der Sicherheit der europäischen Regierungen unvereinbar sei."

In Wesel, wo die Gefangenen drei Monate lang festgehalten wurden, waren die Gefängnisse wieder etwas schärfer. Wache im Gefängniß, Doppelthüren mit Riegeln und Stangen, keine Berührung mit Außen — das war da die Hausordnung. Die Gefangenen hatten sich beklagt, daß sie Niemand Nachricht von sich geben könnten, selbst nicht ihren nächsten Verwandten, und man hatte darüber an die Regierung berichtet. Kurze Zeit nachher begaben sich der Kommandant und ein Kommissär zu Lafayette und theilten ihm ein Schreiben des Königs von Preußen mit, worin er aufgefordert ward, um sein Schicksal zu ändern, Rathschläge gegen Frankreich zu geben. — Unter Aeußerung der innersten Entrüstung lehnte Lafayette dieses Ansinnen ab. Das Schicksal Lafayette's änderte sich demnach nicht, ja man verdoppelte die Strenge und brachte die Gefangenen auf einem Karren nach Magdeburg. In den scheußlichen unterirdischen Kerkern dieser Festung verlebten sie ein ganzes Jahr; doch durften sie sich manchmal sehen und täglich eine Stunde auf einem angewiesenen Platze sich ergehen. Im Mai 1794 ward Lafayette nach Neisse, Latour-Maubourg und Bureaux de Puzy aber nach Glatz versetzt. Alexander Lameth hatte man um diese Zeit völlig freigelassen.

Doch der ganze Gefängnißcyclus war von den armen Gefangenen auch jetzt noch nicht durchgemacht. Sie wurden nun von Preußen an Oesterreich ausgeliefert (das war der Grund der momentanen Versetzung von Magdeburg nach Neisse und Glatz) und Olmütz war der Tartarus, der die drei Freiheitsmänner zu ewiger Pein und Qual verschlingen sollte. Beim Eintritt in ihren Kerker ward ihnen erklärt: daß sie aus diesen vier Mauern nie mehr herauskommen würden, daß sie kein Wort mehr hören würden, weder über die Angelegenheiten der Welt noch über die ihrer Familien, daß man

ihnen ihre Namen nehmen und sie nur noch durch eine Nummer bezeichnen würde, endlich, daß man ihnen weder Messer und Gabel noch sonstige spitze oder schneidende Instrumente zugestehen werde, damit sie keinen Versuch gegen ihr eigenes Leben machen könnten.

War die Gesundheit Lafayette's in den früheren Kerkern, z. B. in Wesel durch heftige Krankheiten, erschüttert worden, so hatte sie noch viel mehr zu leiden in den abscheulichen Löchern von Olmütz. Sie nahm immer mehr und mehr ab, so daß der Arzt dem Leidenden Spaziergänge in freier Luft als höchst nöthig verordnete. Mehrmals wurde nach Wien berichtet; aber immer kam der Bescheid zurück, es stehe noch nicht so schlimm mit dem Gefangenen. Endlich konnte man aber die Erlaubniß doch nicht wohl länger verweigern und man gestand dem Leidenden Spaziergänge zu unter der Aufsicht und Begleitung von zwei Wächtern.

Auf diese Spaziergänge nun bauten zwei enthusiastische Bewunderer Lafayette's einen Plan zu dessen Befreiung. Es waren dies Doktor Bollmann und der junge Huger aus Südkarolina, in dessen Vaterhause Lafayette einst seine erste Nacht in Amerika zugebracht hatte. Man entriß auf öffentlichem Spaziergang den Gefangenen seiner militärischen Begleitung. Pferde standen bereit und Befreier und Befreiter stürmten wie das Wetter auf und davon. Doch die Verfolgung kam zu rasch. Huger ließ sich mit Fleiß fangen; er hoffte, den beiden anderen Verfolgten dadurch Zeit zu verschaffen, einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen. Eitele Hoffnung! Bald war auch Lafayette eingeholt, der die Spur Bollmann's verloren hatte. Nur Bollmann selbst erreichte das preußische Gebiet, ward aber sogleich wieder an Oesterreich ausgeliefert.

Im September 1795 ward ein Befreiungsversuch anderer Art, der aber leider ebenfalls keinen Erfolg hatte, unternommen. In dem Audienzsaal des Kaisers Franz erschien nämlich eine noch junge Dame, bleich, abgehärmt und die Spuren tiefer Leiden auf ihrem Antlitz

tragend. Die beiden Töchter, die sie begleiteten, standen in der Epoche der schönsten Jugendblüte. Die abgehärmte Dame war Lafayette's Gemahlin und die beiden Mädchen waren seine Töchter. Die arme Frau, die seit dem 10. August 1792 in allen Gefängnissen der Provinz und der Hauptstadt Frankreich's herumgeschleppt worden war, hatte nach dem Sturz Robespierre's ihre Freiheit erhalten und dieselbe bald dazu benutzt, Anstalten zu treffen, das Schicksal des Gatten ihrer Jugend entweder zu beseitigen oder doch zu lindern. Mit einem nordamerikanischen Paß, der auf die Frau de Motier lautete, war sie zu Schiff in Altona angekommen und von da sogleich nach Wien gereist, wo sie durch Vermittlung des Grafen R—g eine Audienz von dem Kaiser erhielt. Das arme Weib bat zuerst den Monarchen um die Erlaubniß, mit ihren beiden Töchtern die Gefangenschaft ihres Gatten theilen zu dürfen. Diese Bitte wird von dem Kaiser ohne Weiteres gewährt. Da sich der Kaiser so gütig zeigt, so glaubt die Bittstellerin einen Schritt weiter thun zu können und sie bittet geradezu um die Freilassung ihres Gatten. Da sagte der Kaiser, dies sei eine Sache, worin er nicht nach Gutdünken handeln könne; ihm seien die Hände gebunden und er könne hier durchaus nichts thun. Das Beste wäre, die Bittstellerin bliebe bei ihrem ersten Entschluß, bei dem er, wenn er an ihrer Stelle wäre, ebenfalls bleiben würde. — Das war Alles, was das treue Weib durch diese Audienz gewann.

Es ist ein entsetzlicher Gedanke, eine so ausgezeichnet treffliche Familie, wie die Lafayette's, in einem abscheulichen und verpesteten Gefängniß nach mehreren Jahren der Trennung das Wiedersehen feiern zu sehen. Man sollte denken, eine solche Scene müßte selbst die abgehärtetsten Folterknechte rühren. Aber die Gefängnißbeamten von Olmütz waren nicht so weichherzig. Ach, vielleicht im ersten Taumel des Wiedersehens hatte ein süßer Wahn der unglücklichen Familie alle Gitter und Riegel, alle Ketten und Banden, alle Leiden und Qualen aus den

Augen entrückt; aber die rohen Stimmen der Zuchtbeamten, die von den angekommenen Damen die Ablieferung aller Gegenstände forderten, die sie mitgebracht hätten, zerstörte nur zu bald die angenehme Täuschung und zeigte die Wirklichkeit in ihrer ganzen widerlichen Nacktheit.

Daß ein so zartes Weib wie Frau von Lafayette, deren Gesundheit schon durch das lange Gefängnißleben in Frankreich angegriffen war, nicht lange in den ungesunden und stinkenden Kerkern von Olmütz leben könne, ohne ihrer Gesundheit ernstlich wehe zu thun, konnte jeder Verständige voraussehen. Der Kerker, worin das arme Weib sich befand, war so durch Gestank verpestet, daß selbst die Soldaten, welche das Essen brachten, es für nöthig hielten, sich die Nase zuzuhalten. Es dauerte nicht lange, so ward Frau von Lafayette wirklich krank. Sie schrieb alsbald einen Brief an den Kaiser, und bat darin um die Erlaubniß, auf acht Tage nach Wien reisen zu dürfen, um einen Arzt über ihren Gesundheitszustand zu Rath ziehen zu können. Die Antwort auf dies Begehren war geradezu abschlägig. Wien ward der Bittstellerin streng verboten; zwar stünde es ihr frei, hieß es in dem Rückschreiben, von Olmütz abzureisen, aber dann hätte sie die österreichischen Stauten auf's Schnellste zu verlassen und dieselben für alle Zukunft zu meiden. Was sollte das hülflose Weib nun thun? — Sie blieb in ihrem ungesunden Kerker.

Drei Jahre und einige Monate befanden sich Lafayette, Latour-Maubourg und Bureaux de Puzy auf demselben Korridor des Gefängnisses von Olmütz abgesperrt, und während dieser langen Zeit sahen sie sich nicht ein einzigesmal, ja keiner erfuhr nicht einmal auch nur das geringste Wörtchen von einem anderen. Aber je mehr man die edlen Männer vergrub, je mehr man sich bemühte, ihre Namen in Vergessenheit zu bringen, desto mehr verbreitete sich der Glanz einer Märtyrerglorie um ihr Haupt, desto mehr wurden ihre Namen von der Welt genannt und ihr Schicksal beklagt oder verflucht.

Daß sich diese Theilnahme auf Europa nicht beschränkte, sondern auch die nordamerikanischen Freistaaten umfaßte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Der brave Washington, in dessen Hause Lafayette's Sohn Georg väterliche Aufnahme gefunden hatte, schickte nach Berlin und schrieb nach Wien, um seinem Freunde und dessen Genossen die Freiheit zu verschaffen. Auf der Rednerbühne des englischen Parlaments ließen sich kräftige Worte von Seiten der Opposition zu Gunsten der Gefangenen von Olmütz vernehmen. Leider führte das Alles aber nicht zum Zweck. Selbst als das siegreiche Frankreich den Generalen Bonaparte und Clarke den Auftrag gegeben hatte, die Freilassung der Gefangenen von Olmütz zu fordern, selbst da wußte Oesterreich noch die Ausführung der Sache zu hintertreiben. — Man wollte nun in aller Eile die Gefangenen bewegen, sich durch ein schriftliches Versprechen verbindlich zu machen, nach Nordamerika auszuwandern und nie mehr nach Europa zurückzukehren. Der gewandte Marquis von Chasteler machte den Unterhändler. Aber keiner der Gefangenen ließ sich übertölpeln, während sich Alle bereit erklärten, die österreichischen Länder unter keinem Vorwande und zu keiner Zeit je wieder betreten zu wollen. Das war das Ergebniß dieser Unterhandlung.

Den Franzosen im Hauptquartier in Italien ging endlich, da man immer noch keine Nachrichten von der Freilassung der Gefangenen von Olmütz hörte, die Geduld aus. Man drängte die österreichischen Gesandten mit Fragen; diese erklärten aber mit der größten Ruhe und Heiterkeit, die Gefangenen seien schon längst in Freiheit. Bonaparte, der pfiffiger war als die Herren Gesandten, merkte Unrath. Er schickte also in dieser Angelegenheit Louis Romoeuf, Lafayette's ehemaligen Adjutanten, der stets die treueste Liebe und Anhänglichkeit für seinen General gezeigt hatte, an den Minister Thugut, und dieser Schritt machte auf einmal allen Schlichen und Winkelzügen ein Ende. Der Kerker von Olmütz that seine schmutzigen Thore auf und der strahlende Tag der

Freiheit grüßte die siegreichen Märtyrer. Es war am 23. September 1797, als die Gefangenen ihre Freiheit erhielten. Sie reisten ohne Verzug von Olmütz nach Hamburg ab.

In Hamburg fand Lafayette mit seinen Freunden die freundlichste Aufnahme. Auf einem amerikanischen Schiffe ward ihm zu Ehren ein großes und glänzendes Fest veranstaltet; doch leider fügte es der Zufall, daß zu derselben Zeit, wo man den edlen Mann in Deutschland feierte, ihm in Frankreich der Rest seiner Güter verkauft wurde. Es hatten nämlich in Frankreich unterdessen neue Ereignisse und Veränderungen stattgefunden, die nicht nur für Lafayette die angezeigten schlimmen Folgen hatten, sondern ihn auch abhielten, sogleich nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Er lebte still und zurückgezogen eine Zeit lang in Holstein, später verweilte er in Holland und erst nachdem sich Bonaparte zum ersten Konsul gemacht hatte, kehrte er nach Paris zurück.

Die Beziehungen Lafayette's zu dem großen Manne des Tages waren anfangs ziemlich freundlich. Der erste Konsul und der Chef der Nationalgarde von 1789 plauderten oft und viel mit einander. Der Sohn Lafayette's trat in den Militärdienst, und Bonaparte machte sich Hoffnung, dem Vater einen Platz im Senat einräumen zu können! Daraus wurde aber nichts. Lafayette hatte seine früheren politischen Grundsätze nie aufgegeben, und er hing an denselben so fest, daß er durch keine Rücksicht davon abgebracht werden konnte. Bonaparte merkte dies bald. Bei Gelegenheit des Konkordatabschlusses rieth Lafayette dem ersten Konsul, alle Kulten vom Staat unabhängig zu erklären und so die wahre Religionsfreiheit in's Leben zu rufen. Dieser Vorschlag, so vernünftig er auch an sich war, widerstritt schnurstracks den Plänen des ersten Konsuls. Kurz, es war vorauszusehen, daß zwischen dem Manne, der Frankreich einst die Freiheit schenken wollte, und dem, der Frankreich die Freiheit zu rauben suchte, kein dauerndes gutes Vernehmen bestehen konnte. Bei Gelegenheit der

allgemeinen Volksabstimmung über das Konsulat auf Lebenszeit erklärte Lafayette: er würde, sobald eine Konstitution gegeben worden sei, welche die Grundsätze bürgerlicher Freiheit und Gleichheit sicher stelle, für das Konsulat auf Lebenszeit stimmen. Zugleich richtete er ein Schreiben an den ersten Konsul, worin er es ihm dringend an's Herz legte, Frankreich die Güter zu ertheilen, die es im Jahre 1789 besessen habe und nach denen das Herz jedes wahren Franzosen noch immer verlange. Dieses Schreiben ward zum Absagebrief zwischen dem Manne der Freiheit und dem Manne des Despotismus. Jedes Verhältniß zwischen ihnen hörte von nun an ganz auf. Leider war der große Mann des Jahrhunderts kleinlich genug, das Mißfallen, das er auf den Vater geworfen, auch auf den Sohn zu übertragen. Georg Lafayette, ein in jeder Hinsicht braver Militär, wurde augenscheinlich überall zurückgesetzt und bei jeder Beförderung übergangen. Aus Ueberdruß über die konsequente Einhaltung dieser Verfahrungsweise nahm endlich der junge Offizier seinen Abschied.

Lafayette's Name und Person verschwinden in den Tagen des Konsulats und des Kaiserreichs gänzlich aus der Geschichte. Er lebt diesen langen Zeitraum hindurch ruhig und zurückgezogen in seiner lieben Auvergne, wo ihm das Schicksal noch einen freundlichen Erdenwinkel, das Gut Lagrange, gelassen hatte. Gewiß hat Lafayette nie schönere Lebenstage hingebracht. Sein reines Herz liebte die Natur, das Familienleben, den herzlichen Umgang mit Freunden, den Genuß der kleinen Freuden des Lebens. Er fühlte sich glücklich unter dem Volke, und wußte sich Vertrauen bei ihm zu erwerben. Der Landbau machte ihm Vergnügen: er suchte durch geschickten Betrieb desselben den Werth und den Ertrag seines Gutes zu vermehren. Dennoch lebte er nicht ganz und gar von der Welt getrennt. Welcher Reisende von Bildung und edler Gesinnung, der in jene schönen Gegenden gekommen wäre, hätte nicht das Gut Lagrange besucht, um dem Gefangenen von Olmütz seine Huldigung darzubringen?

Der edle Fox auf seiner Reise durch Frankreich ging an dem gastlichen Dache von Lagrange nicht vorüber; er verlebte darunter einige schöne Stunden und Fox und Lafayette schieden als Freunde. Ein Schlag traf jedoch Lafayette's Herz in dieser Periode seiner Zurückgezogenheit, der eine tiefe und bleibende Wirkung bei ihm zurücklassen mußte. Das Weib seiner Jugend, an der er mit ganzer Seele hing, ward ihm 1807 durch den Tod entrissen. Die edle Frau hatte den Keim ihrer Krankheit in den Gefängnissen der Schreckensmänner und der Oesterreicher gefunden.

Erst in den hundert Tagen erscheint Lafayette wieder auf der großen Weltbühne. Es ist zwar nicht mehr der jugendlich kräftige Mann, der sich einst wie ein Fels gegen das Gewoge der empörten Volksmenge und Parteien gestellt hatte: die Jahre haben ihr Recht an ihm ausgeübt und er steht jetzt dem Greise so nahe als dem Manne. Aber eins ist ihm geblieben, eins konnten ihm die Jahre weder rauben, schmälern noch schädigen: das schöne Ideal eines auf den edelsten Grundsätzen beruhenden Menschenzustandes und das heiße Verlangen, an der Herbeiführung dieses Zustandes mit Beharrlichkeit, Aufopferung und der höchsten Kraftanstrengung zu arbeiten. Lafayette glaubte den Augenblick günstig, um für die Freiheit Frankreichs etwas zu thun. Nicht der Adler des Kaiserthums, von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegend und endlich auf dem Thurm von Notre Dame ausruhend, hatte den Ex-Kaiser wieder nach Paris gebracht; nein, es waren die Bevölkerungen der Landschaften, die sich in Masse erhoben, es waren die rohen Fäuste der Arbeiter, welche verschlossene Stadtthore ohne Schlüssel zu öffnen verstanden. Kurz, der Korse hatte Frankreich vom Gestade des mittelländischen Meeres bis zu den Ufern der

Seine durch die Leute im Hemdsärmel erobert. Lafayette dringt darum in der Deputirtenkammer, zu deren Mitglied er sich hatte wählen lassen (die Pairswürde, die man ihm von kaiserlicher Seite angeboten, hatte er zurückgewiesen), auf eine neue Konstitution und auf eine allgemeine Volksbewaffnung. Doch der Korse, den das Verhängniß festhielt, verschmäht die Volksmacht, die ihm zu so schönen Sieg verholfen und vertraut sich ganz der Militärgewalt. Waterloo zerstört wie ein Donnerschlag dies Schutzmittel des stolzen Kaisers. Um diese Zeit wird Lafayette als Gesandter in das Hauptquartier der Verbündeten geschickt. Hier war es, wo er dem englischen Gesandten, der die Auslieferung Napoleon's von ihm verlangte, die schöne Antwort gab: „Wie, mein Herr, können Sie das dem Gefangenen von Olmütz zumuthen?" Als Lafayette nach Paris zurückkam, war bereits die Kapitulation abgeschlossen und das Heer entfernt worden. Frankreich hatte abermals eine herrliche Gelegenheit eingebüßt, alle Ketten abzuschütteln und seine Freiheit für immer fest und dauerhaft zu begründen. Lafayette zog sich betrübt in die Einsamkeit von Lagrange zurück.

Erst im Jahr 1819 erscheint er wieder als Mitglied der Deputirtenkammer und als einer der kühnsten und feurigsten Redner der Opposition. Mit Jugendeifer bekämpft er das rückgängige Streben der Regierung und die geheimen schlechten Absichten der Hofpartei. Er verlangt eine vollkommene Jury; er dringt auf die Rückkehr der Verbannten; er fordert die Verbesserung der Municipalverfassung und die Einrichtung der Nationalgarde. 1820 macht er einen besonderen Vorschlag in Hinsicht der Einrichtung der Nationalgarde; er vertheidigt das Petitionsrecht, die persönliche Freiheit, die Preßfreiheit und das Wahlgesetz. 1821 spricht er gegen die Verschleuderung der öffentlichen Gelder und die Fälschung der Jury. 1822 eifert er gegen die Jurisprudenz des Strafgesetzbuchs. 1823 greift er mit Heftigkeit die Absichten der Regierung gegen Spanien an. Als Manuel mit Gewalt aus der Kammer gestoßen worden war, zieht er sich mit dreiund-

sechzig seiner Kollegen zurück und veröffentlicht eine Protestation, worin die Entrichtung der öffentlichen Abgaben nach dieser Verletzung der Freiheit der Kammer als nicht mehr verbindlich bezeichnet ward. Dieser Schritt hatte aber nicht den mindesten Erfolg. Frankreichs Boden war damals unterminirt von einer ausgedehnten und furchtbaren Verschwörung, die aber durch einen dummen Streich, der in Belfort geschah, nicht zum Ausbruch kam. Man hielt Lafayette im Verdacht, an dieser Verschwörung betheiligt gewesen zu sein; ja man drohte sogar mit einer Anklage. Das Ministerium Villele wußte geschickt diesen Umstand bei den Wahlen zu benutzen und es gelang ihm, den freimüthigen Redner der Opposition von der Kammer fern zu halten.

Schon längst hatte der Präsident des nordamerikanischen Kongresses Lafayette eingeladen, eine Reise nach Amerika zu machen, und ihm ein eigenes Schiff zur Ueberfahrt angeboten; immer hatten sich aber Hindernisse gezeigt, diese Reise wirklich auszuführen. Jetzt hatte Lafayette Muße genug, auf die eben so herzliche als freundliche Einladung des Präsidenten zurückzukommen, zumal da sie unter den verbindlichsten Ausdrücken in diesem Jahr (1824) von Neuem wiederholt worden war. Zwar durfte er nicht hoffen, in Amerika die alten Freunde und Generale begrüßen zu können. Sein Freund Washington und die anderen Generale alle schliefen den Schlummer der Todten schon längst; nicht ein einziger von ihnen war noch unter den Lebenden. Aber dafür versprach ihm eine dankbare Nachwelt, die seine Verdienste um die Freiheit Amerika's wohl kannte, einen guten und freundlichen Empfang. Er schiffte sich also im Monat Juli mit seinem Sohn und seinem Sekretär in Havre ein und landete nach einer kurzen Ueberfahrt in New-York. Der Empfang, den der alte General in dieser Stadt erhielt, war ganz ausgezeichnet. Alles wollte den Gefangenen von Olmütz sehen und ihm huldigen. Feste folgten auf Feste; man erschöpfte sich in Reden und Toasten; man suchte mit der größten Anstrengung nach

neuen Ehrenbezeigungen, um den gefeierten Mann damit zu schmücken. Das war aber bloß der Anfang einer Festlichkeit, die ununterbrochen fortdauerte, so lange sich Lafayette in Amerika befand. Nie hat ein König oder ein Held einen ähnlichen Triumphzug gefeiert! Lafayette verwandte fast vierzehn Monate dazu, um alle Provinzen der vereinigten Staaten besuchen zu können. Aber der Enthusiasmus erkaltete nicht in dieser langen Zeit, weder bei den Behörden noch beim Volk. Städte, Flecken und Dörfer wetteiferten mit einander, den Helden der Freiheit zu ehren, und legten dadurch das schöne Zeugniß ab, daß Dankbarkeit in demokratischen Staaten eine wohlbekannte Tugend sei. In ganz Amerika ist vielleicht kein Flecken, gewiß keine Stadt, wo Lafayette nicht das Bürgerrecht hätte. Ueberall, wo er hinkam, beehrte man ihn damit. Man verehrte ihm werthvolle Medaillen mit Sinnbildern verziert; man schenkte ihm große und ausgedehnte Ländereien; kurz, man that alles Mögliche, den gefeierten Nationalbesuch auf's Höchste zu ehren. Dies Alles mußte dem Herzen Lafayette's ungemein wohlthun. Und wenn er dann die vielen schönen Städte und Flecken des Landes betrachtete, wenn er die vom Handel belebten Flüsse und Kanäle sah, wenn er die Stärke, den Reichthum, die Ausdehnung der Provinzen ermaß, wenn er bedachte, daß diese jugendliche Erde noch Millionen Pflanzer anlocken würde: dann konnte er sich sagen, daß wenigstens ein Blütentraum seines Lebens gereift war und daß Freiheit und Gleichheit nun ein unvergänglich festes Haus auf Erden habe. Als Lafayette seine lange Reise von 5000 Meilen vollendet hatte und im Begriff stand, sich zur Rückreise einzuschiffen, hielt der Präsident des Kongresses eine Abschiedsrede an ihn, worin er voll Gefühl und Herzlichkeit so treffliche Worte an den Helden der Freiheit richtete, daß kein Herz ungerührt und kein Auge ohne Thränen blieb. Die Trennung war bitter; man wußte, man werde sich nie wieder sehen. Im Herbst 1825 war Lafayette wieder in seinem geliebten Lagrange.

Im Jahr 1828 finden wir den greisen Freiheitshelden wieder auf der Rednerbühne der Kammer. Er verlangt die Abschaffung der Todesstrafe und des Brandmarkens; er spricht für eine tüchtige Unterstützung des Volksunterrichts; er dringt darauf, daß man den Negerhandel der Seeräuberei gleich stelle. Nach dem Schluß der Sitzung 1829 reiste er nach seinem Geburtsort Chavaniac und von da in das Departement der Isere, um bei Verwandten in der Nähe von Grenoble seinen Besuch abzustatten. Die Abgeschiedenheit dieser schönen Gebirgsgegenden und der Freisinn der Bevölkerung machte aus der Reise Lafayette's ein Ereigniß von der größten Bedeutung. Die ganze Einwohnerschaft von Grenoble strömte dem Ankommenden entgegen. Man hielt Reden, worin die politischen Zustände des Tags nicht ungewürdigt blieben. Vergebens suchte die Regierung diesen Aufschwung in der Bevölkerung zu unterdrücken. Was in Grenoble geschehen war, wiederholte sich in Vizille, dem Ziel der Reise Lafayette's. Auf der Rückreise waren es vorzüglich die Städte Vienne und Lyon, welche mit dem meisten Enthusiasmus den ehrwürdigen Freiheitsmann empfingen. Lyon gab ihm ein Fest auf der Insel Sainte Barbe in der Saone, das an Großartigkeit Alles übertraf, was man bisher gesehen hatte. Die Regierung bekam nun wirklich Angst vor diesen Demonstrationen; aber ehe sie ihre Maßregeln zur Ausführung zu bringen Gelegenheit fand, hatte Lafayette still und ruhig sein Landgut Lagrange erreicht.

Hier befand sich der edle und liebenswürdige Veteran der Freiheit am Morgen des 27. Juli 1830, als man ihm den Moniteur vom vorigen Tage brachte. Sogleich nahm er Post nach der Hauptstadt und noch am Abend desselben Tages war er in Paris. Daselbst bot er sich ohne Zögern und Rückhalt den Patrioten mit seinem Namen und seiner Person an. Er wohnte am 28. der Versammlung bei Audry de Puyraveau bei, fand aber wenig Trost in dem Gerede der Herren Volksvertreter.

Am 29. übernimmt er in einer Versammlung im Hotel Laffitte den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht und verlegt dann sein Hauptquartier in das Stadthaus. Das Hotel Laffitte und das Stadthaus waren insofern mit einander einig, als bei ihnen die Absetzung der Bourbon's eine ausgemachte Sache war; aber sie dachten verschieden über das, was werden sollte. Im Hotel Laffitte hatte man die Blicke fest auf den Herzog von Orleans gerichtet; im Stadthaus hingegen wollte man die Republik mit Lafayette an der Spitze. Lafayette selbst will eine provisorische Regierung, bis sich das Volk in den Urversammlungen über die Form seiner Verfassung ausgesprochen hätte. Da er sich jedoch mit der Kammer nicht entzweien mag, so geht er, zumal da ihm Laffitte so dringend zuredete, auf die Reichsstatthalterei des Herzogs von Orleans ein. Doch beeilte er sich, den Grundsatz der Volksoberherrlichkeit zu verkündigen und die allgemeine Bewaffnung der Nation zu bewerkstelligen. Den Besuch des Reichsstatthalters im Stadthause haben wir schon bei einer anderen Gelegenheit geschildert. Der Herzog von Orleans ward vom Volk auf dem Greveplatz sehr frostig empfangen. Erst als sich Lafayette mit einer dreifarbigen Fahne an einem Fenster des Stadthauses zeigte und den Herzog umarmte, erst dann erhoben sich Stimmen: „es lebe Lafayette! es lebe der Herzog von Orleans!" — Der General Dubourg richtete keck eine Ermahnung an den Herzog; aber die glühende, schwärmende Jugend, welche sich für die Freiheit geschlagen hatte, war voll Unmuth und verwünschte die Wendung, welche die Dinge zu nehmen schienen. Lafayette suchte diese heißen Gemüther zu besänftigen: er versprach ihnen einen auf republikanischen Grundsätzen ruhenden Bürgerthron. Das sogenannte Stadthausprogramm enthält diese Grundsätze, deren Inhalt wir hier kurz bezeichnen: Verkündung der Oberherrlichkeit des Volks; keine erbliche Pairie; Abschaffung des Wahlcensus; das ausgedehnteste Wahl-

recht in den Gemeinden; Herstellung der Nationalgarde auf den Grund der Konstitution von 1791; Unterdrückung aller gemeinschädlichen Monopole.

Als Lafayette bei seinem Gegenbesuch im Palais-Royal dem Herzog diese Grundsätze mittheilte, zeigte sich derselbe ganz damit einverstanden. „Sie wissen," sagte Lafayette zu dem Herzog von Orleans, „daß ich Republikaner bin, und daß ich die Verfassung der Vereinigten Staaten für die vollkommenste halte von allen, die je bestanden haben." — „So denke ich auch," antwortete der Herzog von Orleans; „es ist unmöglich, zwei Jahre in Amerika gelebt zu haben und nicht dieser Meinung zu sein. Aber glauben Sie, daß wir bei der jetzigen Lage und bei der heutigen öffentlichen Meinung in Frankreich diese Verfassung einführen dürfen?" — „Nein", versetzte Lafayette; „das französische Volk bedarf heute eines von republikanischen Institutionen umgebenen Bürgerthrones." — „Darin bin ich ganz mit Ihnen einverstanden," erwiederte der Prinz.

Am dritten August stillte Lafayette einen Tumult in der Umgebung der Kammer. Zahlreiche Gruppen hatten das Palais Bourbon umgeben, und gegen die Deputirten Drohungen und Verwünschungen ausgestoßen. Lafayette erklärte den Tumultuanten, daß er einen großen Fehler begangen habe, das Palais Bourbon nicht mit einer starken Abtheilung von Nationalgarden besetzt zu haben, da nun alle Exzesse ihm zum Vorwurf gemacht werden würden. Diese einfache Ansprache des ehrwürdigen Mannes machte solchen Eindruck auf die empörten Haufen, daß sie ruhig und stille auseinander gingen. Der Grund der Unzufriedenheit war die neue Charte, die dem Volke nicht das geringste Recht gewährleistete. An demselben Tage hielt Lafayette in der Kammer eine starke und heftige Rede gegen die Erblichkeit der Pairie.

Nach seiner Thronbesteigung bittet Louis Philipp den General Lafayette, den Oberbefehl über alle französischen Nationalgarden auch ferner beibehalten zu wollen.

Der Obergeneral hatte wirklich in kurzer Zeit so Ausgezeichnetes geleistet, daß diese königliche Bitte gar nichts Auffallendes haben konnte. Schon war in Frankreich ein Heer von 1,700,000 Nationalgarden völlig uniformirt und bewaffnet auf den Beinen, und dazu hatte man eine Artillerie von 350 Kanonen; es war also die schönste Hoffnung vorhanden, daß die Franzosen diesmal die allgemeine Bewaffnung des ganzen Volkes durchsetzen und somit die Freiheit, die ohne allgemeine Bewaffnung ein leerer Schall ist, erreichen würden. Eitele Hoffnung, die nur zu bald in Nichts verschwand! — — Zwar fehlte es nicht an Fahnenweihen, Revuen u. dergl.; man hielt auf dem Marsfelde eine Heerschau über 60,000 Mann, und der König Louis Philipp schien so zufrieden mit diesem glänzenden Schauspiel, daß er zu Lafayette sagte: „Das gilt mehr als eine Krönung zu Rheims!" —

Lafayette hörte schon nur halb auf dergleichen patriotische Aeußerungen, und bei der Wendung, welche die Dinge von Außen nahmen, fielen ihm die Schuppen immer mehr von den Augen. Die belgische Revolution war ausgebrochen und hatte gesiegt. Abgeordnete derselben bieten Lafayette entweder die Präsidentschaft oder die Krone an; aber der greise General weist sie an einen ihrer Landsleute, und empfiehlt ihnen die Bildung einer Bundesrepublik. Als später der Herzog von Nemours gewählt ward, bestand Lafayette eifrig darauf, daß man die Wahl annehmen müsse. Statt dessen ward Talleyrand (!) zu der Konferenz nach London geschickt. Nur in einer Sache drang Lafayette einigermaßen durch: er bewirkte nämlich, daß Noten nach Wien, Petersburg, Neapel und Turin gesandt wurden, worin die Aufrechthaltung des Grundsatzes der Nichteinschreitung den Höfen eingeschärft wurde.

Es ist nicht zu läugnen, daß Lafayette an der Spitze der gesammten Nationalgarden einen ungeheuern Einfluß gewann. Und das kann und darf nicht anders sein. Aber die Schmarotzer des Hofs fanden es natür-

lich, gegen diese Macht und diesen Einfluß zu arbeiten und sie durch heimliche Ränke zu vernichten. Man sprach von dem neuen Major=Domus, der Frankreich beherrsche. Man ließ ein Zerrbild sehen, wo der König die Krone in der Hand hält, und Lafayette zu ihm sagt: „Mein Herr, bedecken Sie sich." — So ward gehetzt, geschürt, und die Ränke nahmen unterdessen ihren Fortgang. Aber einen Angriff durfte man vorerst noch nicht unternehmen, denn man brauchte Lafayette's Popularität bei dem Prozeß der Minister, der ganz nahe bevorstand. Man wußte, daß der alte General ein abgesagter Feind der Todesstrafe sei, und diesen Umstand wollte man ausbeuten. Das Ministerium übertrug ihm also für die Zeit des Prozesses die Polizei des Palais Royal, des Luxemburg und der Pairkammer, sowie den Oberbefehl über die Linie. Paris war in der furchtbarsten Gährung, man forderte laut die Köpfe der Angeklagten. Dennoch ließ Lafayette am hellen Tage die Gefangenen von Vincennes holen, und die Vorstadt St. Antoine durchziehen, während die Bevölkerung mürrisch aber doch ruhig zusah. Am Tag der Verurtheilung war die Gährung fürchterlich. Alle Straßen und Plätze um das Palais Luxemburg waren mit Menschen vollgepropft. Man schrie, man drohte, man verlangte den Tod der Individuen, die Paris mit Blut überschwemmt und so viele Familien in Jammer und Elend gestürzt hatten. Als nun gar das Urtheil bekannt ward, erreichte die Wuth der Haufen den Gipfel. Und dennoch kam es zu keinen eigentlichen Exzessen. So gut hatte Lafayette seine Maßregeln ergriffen, daß er noch an demselben Tag ganz öffentlich die Verurtheilten nach Vincennes zurückbringen ließ.

Und hiermit hatte auch Lafayette seine Rolle in der Geschichte der Julirevolution ausgespielt.

Gleich nach dem Prozeß brachte das Ministerium den Antrag vor die Kammer, daß in den Gemeinden oder Cantons, wo die Nationalgarde mehrere Legionen bilde, der König einen Oberbefehlshaber ernennen könne; daß aber ein

solcher nicht ernannt werden dürfe weder für ein ganzes Departement noch für ein einzelnes Arrondissement. Alsbald legte Lafayette sein Kommando in die Hände des Königs schriftlich nieder, und wiewohl man ihn zu bewegen suchte, seinen Vorsatz aufzugeben, so blieb er doch bei seinem einmal gefaßten Entschluß, so daß man sich genöthigt sah, den Grafen Lobau zum Chef der pariser Nationalgarde zu ernennen.

Lafayette fuhr auch als einfacher Deputirter noch eine Zeitlang fort, das Palais Royal zu besuchen, und erst sein Brief von Lagrange (13. Juni 1831) an seine Wähler von Meaux gerichtet, bricht sein Verhältniß mit dem Schlosse für immer ab.

Der Gegenstand, welcher Lafayette's Geist und Thätigkeit in seinen letzten Jahren am meisten fesselte, war die Sache der braven Polen. So lange Warschau stand, drang er mit Eifer auf schleunige Anerkennung der polnischen Unabhängigkeit, und als es gefallen war, ward er der Rathgeber, Schützer und Versorger von Tausenden unglücklicher Verbannter. Mit Entrüstung erhob er sich in einer Sitzung der Kammer gegen das Wort Almosen, womit man eine Unterstützung der Flüchtlinge bezeichnet hatte. „Diese braven Leute," sagte er, „sind unsere Brüder und Brüdern gibt man keine Almosen." —

Der berühmte Lelewel fand eine Zuflucht zu Lagrange, bis ihn die Polizei auch da beunruhigte und nach Belgien verwies.

Bei der Leichenfeier seines Freundes Dulong hatte sich Lafayette eine Erkältung zugezogen und in deren Folge eine Krankheit, die den geschwächten Körper des 77jährigen Greises nicht mehr verließ. Am 18. Mai 1834 ergriff ihn die Krankheit heftiger, und am Morgen des dritten Tages war der edle Mann nicht mehr unter den Lebenden. Er starb wie jeder Weise mit Ruhe, Klarheit und Hoffnung, während seine Familie und viele seiner Freunde sein Sterbebett umringten. Daß dieser Todesfall

in der alten und neuen Welt ungeheures Aufsehen machte, darf nicht befremden. Ganz Paris war auf den Beinen am Begräbnißtag. Statt einer Schilderung des prächtigen Leichenzugs, sollen lieber einige Worte, die der „National" damals sprach, das Leben unseres Lafayette beschließen:

„Welche seiner würdige Leichenfeier können wir ihm wohl halten? Man wird Kanonen im Zuge nachschleppen, man wird Alles, was von Soldaten und Nationalgardisten in Paris vorhanden ist, auf die Beine stellen, man wird den prächtigen Wagen, der die Hülle des edlen Gutsbesitzers von Lagrange trägt, mit dreifarbigen Fahnen bewimpeln, Deputationen der beiden Kammern werden folgen, Equipagen mit Wagen des neuen Hofes werden vielleicht aus Schicklichkeit sich mit einfinden. Man wird vielleicht eine halboffizielle Rede halten dürfen, worin ein gebotener Schmerz und eine triviale Bewunderung, vielleicht die Worte „großer Bürger, Held zweier Welten, berühmter Freund der Freiheit" gewagt werden. Aber die Freiheit wird nicht mit bei dem Zuge sein; man wird sie vergebens bei diesem heuchlerischen Pompe suchen, wo die Regierung, diese Feindin Lafayette's, ohne Zweifel den wahren und stillen Schmerz der Bürger überbieten möchte. Die Freiheit wird diesen Trauerzug nicht führen, wie sie die Züge Manuel's und Foy's, mit ganz volksthümlichem und nicht amtlichem Prunke, geführt hat; wo das Pariservolk in der Berührung des Sarges dieser Helden eine Erneuerung der Hoffnung und der Energie zu schöpfen schien." . . .

Bayerische
Staatsbibliothek
München

in der alten und neuen Welt ungeheures Aufsehen machte, darf nicht befremden. Ganz Paris war auf den Beinen am Begräbnißtag. Statt einer Schilderung des prächtigen Leichenzuges, sollen lieber einige Worte, die der „National" damals schrieb, das Leben unseres Lafayette beschließen:

„Welche seiner würdige Leichenfeier können wir ihm nicht halten? Man wird Kanonen im Zuge nachschleppen, man wird Alles, was von Soldaten und Nationalgardisten in Paris vorhanden ist, auf die Beine stellen, man wird den prächtigen Wagen, der die Hülle des edlen Gutsbesitzers von Lagrange trägt, mit dreifarbigen Fahnen bewimpeln, Deputationen der beiden Kammern werden folgen, Equipagen mit Wappen des neuen Hofes werden vielleicht aus Schicklichkeit sich mit einfinden. Man wird vielleicht eine halbofficielle Rede halten hören, worin ein gebotener Schmerz und eine kritische Bewunderung, vielleicht die Worte „großer Bürger, Held zweier Welten, berühmter Freund der Freiheit" gesagt werden. Aber die Freiheit wird nicht mit bei dem Zuge sein; man wird sie vergebens bei diesem prahlerischen Pompe suchen, wo die Regierung, diese Feindin Lafayette's, ohne Zweifel den wahren und stillen Schmerz der Bürger überbieten möchte. Die Freiheit wird diesen Trauerzug nicht führen, wie sie die Züge Manuel's und Foy's, mit ganz volksthümlichem und nicht amtlichem Prunke, geführt hat; wo das Vaterland in der Verehrung des Sarges dieser Helden eine Erneuerung der Hoffnung und der Energie zu schöpfen schien." . . .

Bayerische Staatsbibliothek München

RAL-RG 49
R. Par
Buch
P

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braunfels, Ludwig, 1810-1885 / Braunfels, Ludwig, / Duller, Eduard,

Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks

Bd.: 1

Frankfurt am Main (1847)

Biogr.c. 89 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070136-6